



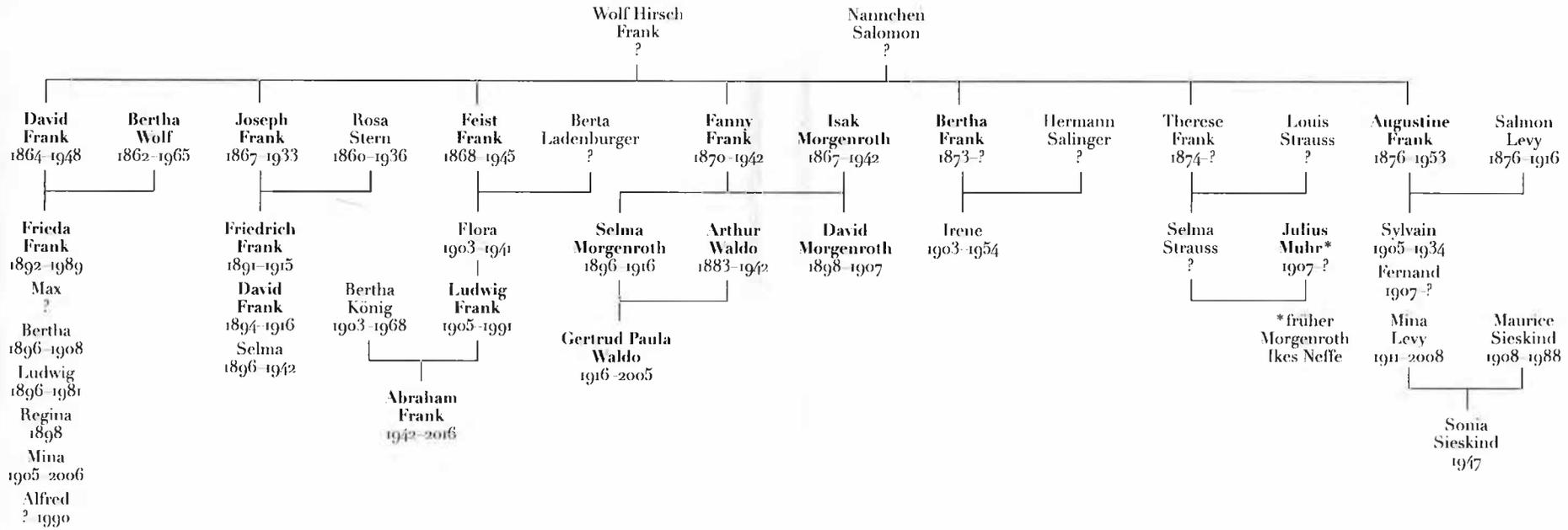
Sibylle Elam

»Es soll dort sehr gut sein«

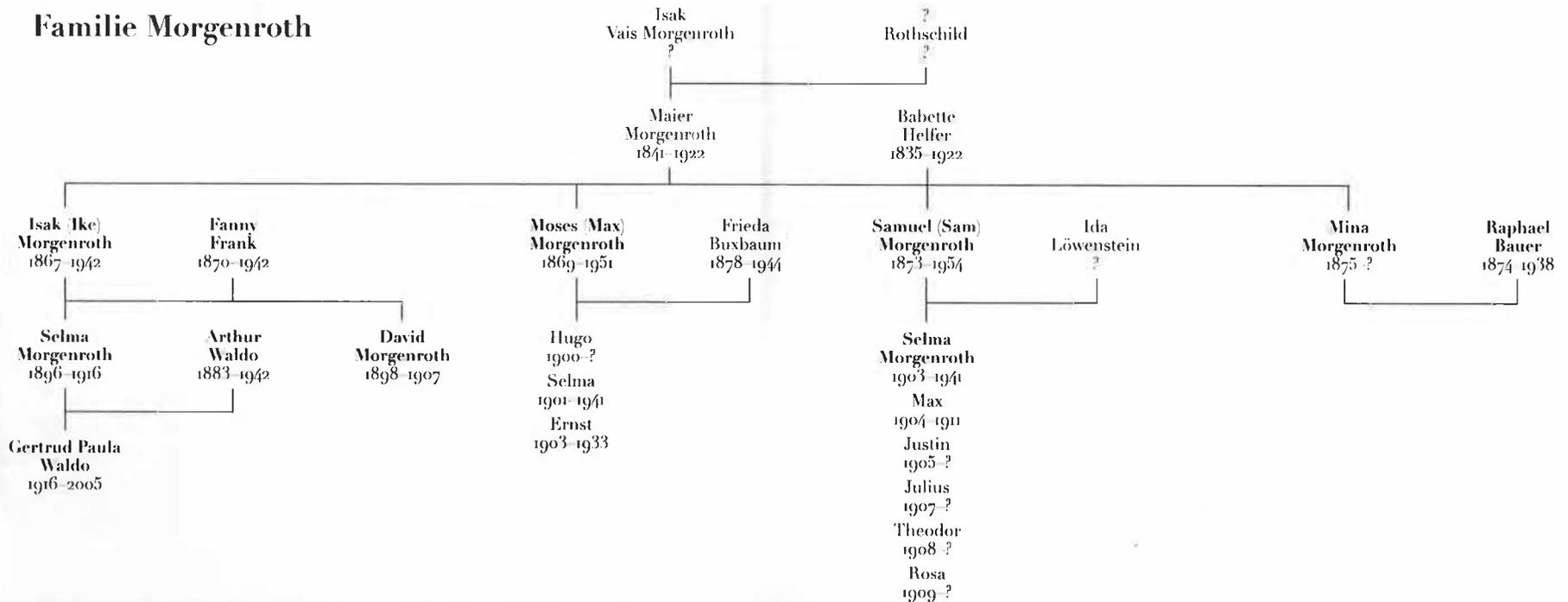
**Eine Familiengeschichte
von Flucht, Vernichtung und Ankunft**

Rotpunktverlag

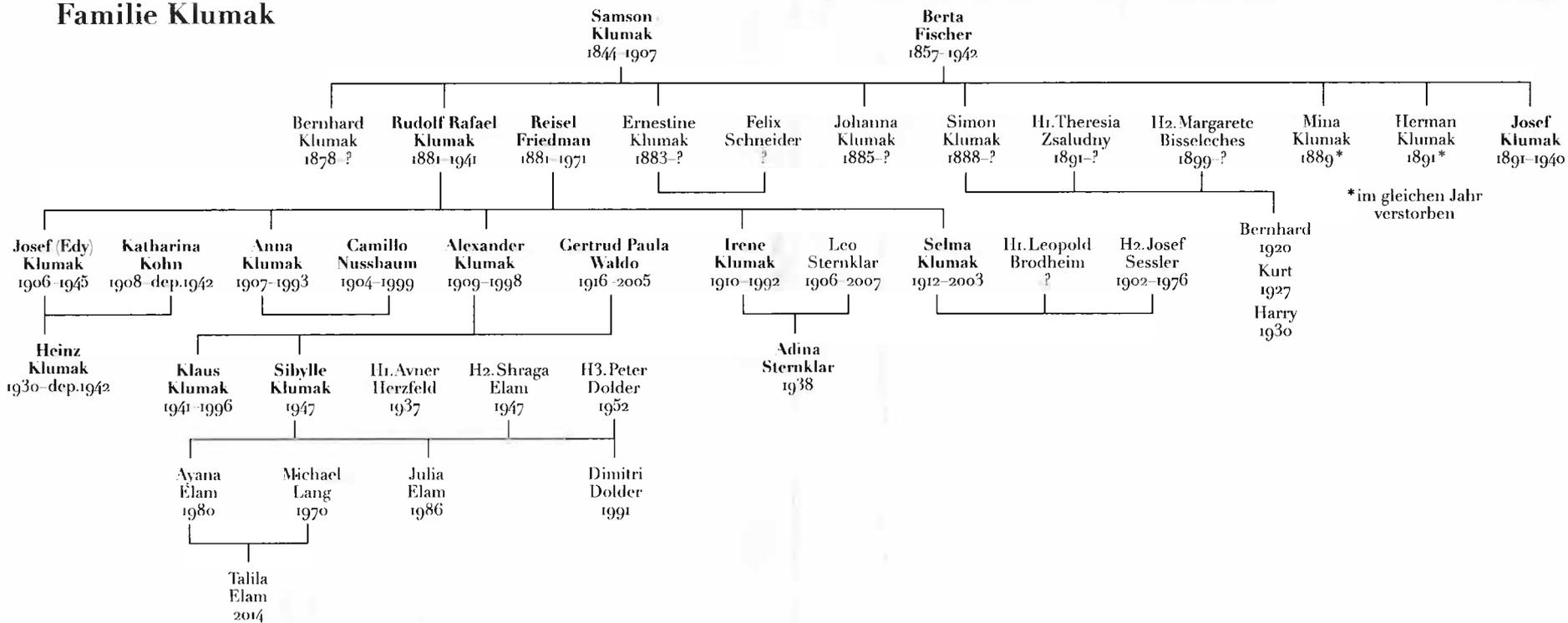
Familie Frank



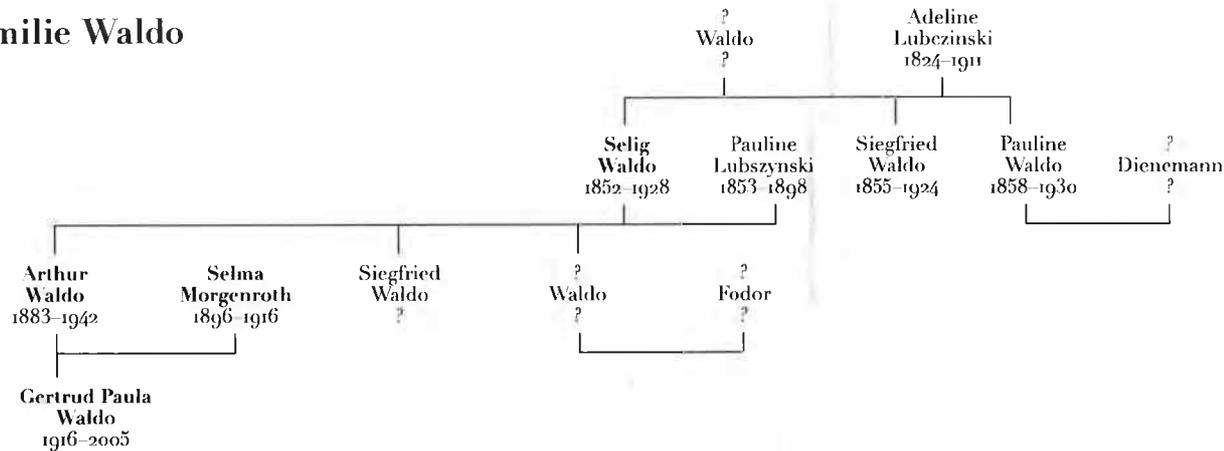
Familie Morgenroth



Familie Klumak



Familie Waldo



Sibylle Elam

«*Es soll dort sehr gut sein*»

**Eine Familiengeschichte von Flucht,
Vernichtung und Ankunft**

Mit einem Nachwort von Stefan Mächler

Rotpunktverlag.

Der Verlag dankt folgenden Institutionen für die finanzielle Unterstützung

prohelvetia



Georges und Jenny Bloch-Stiftung



Der Rotpunktverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016-2020 unterstützt.

© 2017 Rotpunktverlag, Zürich www.rotpunktverlag.ch

Umschlagbild: Februar 1942, Trude und Alex spazieren am Zürcher Üetliberg.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Bildbearbeitung: Widmer&Fluri, Zürich

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

ISBN 978-3-85869-751-6

1. Auflage 2017

Inhalt

Einführung 9

Begegnung 13

Trude in Zürich, Alex in Thalheim: Liebe im Postverkehr

Teil I Flucht – Von Heilbronn nach Zürich

Herkunft Trude 24

Von New York nach Heilbronn – Trudes Kinderjahre – Papa Arthur – ein Waldo aus Berlin – Die Juden in Süddeutschland bis zur Machtergreifung Hitlers 1933 – Die Franks und die Morgenroths – deutsches Landjudentum

Trude kommt in die Schweiz 41

Rette sich, wer kann: Briefe der Grosseltern bis Kriegsbeginn – Die jüdische Bevölkerung wird entrechtet – Trude soll heiraten oder Karriere machen – Nachrichten von Papa Arthur – Trude erhält Unterstützung von der jüdischen Fürsorge – Die jüdischen Gemeinden und die Flüchtlingsfrage

Fanny und Ike haben allen Grund, sich zu beunruhigen 74

Trudes Kind, der kleine Klaus – Papa Arthur und Trude haben den Blues – Judenhäuser, Judenstern und viele weitere Schikanen

Teil II Flucht – Von Wien nach Zürich g3

Herkunft Alex **94**

Reisel Friedman aus Brody – Reisel und Rudolf Klumak gründen eine Familie – Alex – ein junger Wiener – Das jüdische Wien – Alex auf der Flucht – Auch Reisel, Selma, Anny und Camillo kommen in die Schweiz

Alex' erste Jahre in Zürich:

Fürsorge und Bürokratie **112**

Arbeitslager für Flüchtlinge – Alex' Familie in Schaffhausen – Schaffhausen – Ort der Rettung

Alex, Trude und Klaus werden eine Familie **131**

Klaus kommt nach Hause – Klumaks im Spiegel der Vormundschaft

Teil III Vernichtung –

Ein Ende mit Schrecken **147**

Beginn der Deportationen **148**

Selma Morgenroth fährt nach Osten – Fannys und Ikes Ankunft in Haigerloch – Ein Bräutigam! – Die glückliche Nachricht für die Grosseltern – Die letzten Briefe von Fanny und Ike – Ike und Fanny brechen auf zu ihrer letzten Reise – Im Ghetto Theresienstadt – Papa Arthur – von Prag über Theresienstadt nach Riga

	Belgien – eine schicksalhafte Wahl	177
	Belgien und die Juden – Das Internierungslager Gurs in Frankreich – Edys Briefe aus Gurs – Gurs – Brüssel – Auschwitz – Gross-Rosen – Rudolf Klumak stirbt in der Infirmerie – Berta Klumak-Fischer stirbt in der Sammelstelle – Josi Baci fährt nach Nisko	
Teil IV	Ankunft – Nach dem Krieg	205
	Normalisierte Emigranten	206
	Die Flüchtlinge sollen weiterwandern – Wohin nach dem Krieg? – Sibylle, das Nachkriegsglück, und Klaus, der Schwierige – Walter S., der unterhaltspflichtige Kindsvater	
	Der Weg zur formalen Anerkennung	280
	Aufstieg am Zürichberg	
	Alex und Trude bemühen sich um verlorenen Besitz	289
	Zähes Ringen um Wiedergutmachung	
	Einbürgerung	246
	Mit der Vergangenheit leben	249
	Unsere jüdische Identität	
	Die Spurensuche	255
	Nachwort von Stefan Mächler	261
	Dank	288
	Anmerkungen	285
	Bildnachweis	291

Für Ayana, Julia und Dimitri

Einführung

Als ich ein Kind war, sprachen meine Eltern oft von den Kriegsjahren und von der Zeit vor dem Krieg, als sie in die Schweiz kamen. Meine Mutter Trude erzählte von den Schuldgefühlen gegenüber ihren Grosseltern, Fanny und Ike, die in Heilbronn zuerst aus ihrem Haus gewiesen und später nach Theresienstadt deportiert worden waren und die sie, Trude, nicht aus Deutschland herausgeholt und gerettet hatte.

Mein Vater Alex sprach oft von seiner Kindheit in Wien und erzählte, wie die Mutter, seine Schwestern und er selber sich in die Schweiz gerettet hatten. Wir, das sprachen beide oft aus, hatten unendliches Glück gehabt, dass wir hier waren, dass wir beisammen waren. «Hier», das war ganz konkret die Schweiz, hiess aber auch, dass sie den Krieg überlebt hatten. Wenn Alex und Trude von dieser dunklen Zeit sprachen, brauchten sie Wörter wie «Krieg» oder «Vernichtung», sie erwähnten auch Theresienstadt und Auschwitz, später Gurs – von anderen Lagern war nie die Rede. Der Begriff «Holocaust» hat sich erst viel später eingebürgert. Alex und Trude haben ihn nie in ihren Wortschatz aufgenommen.

Mit den Jahren meinte ich, alles Wissenswerte gehört zu haben. Die Familie schien auch leicht überschaubar: Auf Trudes Seite waren einige wenige rechtzeitig in die USA emigriert, alle andern waren deportiert und ermordet worden. Es gab nur ein Familienmitglied, zu dem Trude Kontakt pflegte, das war ihr Grosscousin Ludwig Frank in Israel. Sie nannte ihn ihren einzigen überlebenden Verwandten. Die Verwandten in den USA schienen nicht relevant, sie waren fern. Wären sie wirklich Familie gewesen, hätten wir Briefe von ihnen erhalten, sie wären zu Besuch gekommen, und wir hätten an den Feiertagen an sie gedacht.

Die Familie meines Vaters Alex war das genaue Gegenteil von Trudes mystifizierter, verschwundener, vernichteter und nur in ihren selektiven Erzählungen

Einführung

vorhandener Familie – Alex' Verwandte waren präsent, sie pflegten einen regen Kontakt untereinander, Herkunft und Emigration mit all ihren Folgen waren oft Thema. Die Geschichten wurden immer wieder neu interpretiert, Vergangenes verherrlicht oder schlechtgemacht, über einiges wurde gestritten, über anderes gelacht. Wenig wurde hingegen über die Deportation von Alex Vater und seinem Bruder mit Frau und Kind gesprochen. Erst im Zuge dieser Recherche ist mir bewusst geworden, wie vieles auch hier verdrängt oder verschwiegen wurde.

Alex starb 1997, Trude 2005. Als wir nach ihrem Tod die Wohnung räumten, machte ich eine unerwartete Entdeckung. Ich fand mehrere Bündel von Briefen. Der dickste Bund enthielt Briefe, die die Grosseltern an Trude aus Heilbronn geschrieben hatten, in den Jahren 1938 bis 1942 – bis zu ihrer Deportation. Ein weiteres Bündel war ein Wechsel von Liebesbriefen zwischen Alex und Trude aus den Jahren 1941/42, als sich die beiden eben kennengelernt hatten. Dann gab es noch die Schreiben von «Papa Arthur», Trudes Vater, und einige Postkarten von Leuten, von denen ich noch nie gehört hatte. Auch von Alex' Bruder waren Briefe erhalten, aus Belgien und aus dem Lager Gurs. Ein einziges Schreiben stammte von seinem Vater.

Diese Briefe waren für mich der Schlüssel zu meiner Familiengeschichte, die ich so Stück für Stück zusammensetzen konnte. Trudes Antworten auf die Briefe der Grosseltern und des Vaters sind nicht erhalten.

In den Briefen der Grosseltern, die als «Mama» und «Vater» unterschrieben, tauchten viele Namen von Angehörigen auf, von denen Trude nie gesprochen, die sie nie erwähnt hat. Nach der Lektüre dieser Briefe verstand ich erst, wie zahlreich ihre Familie eigentlich war, dass viele überlebt hatten und durchaus erreichbar gewesen wären. Dass aber auch viele, von denen sie nie gesprochen hat, umgebracht worden waren. Etliche von Trudes Familienmitgliedern habe ich wiedergefunden, sei es als noch erreichbare Person oder als blosser Name im Internet, in Archiven, in Publikationen, auf genealogischen Websites oder auf den Listen der Vernichtungslager.

Als weitere Quelle zum Verständnis unserer Familiengeschichte dienen mir die archivierten Dokumente der jüdischen Flüchtlingshilfe (VSIA/VSJF¹) betreffend Trude und Alex und dessen Familie. Hier konnte ich auf Quittungen, Sitzungsmemos, Korrespondenzen mit staatlichen Institutionen, Bittschriften, abschlägigen, aber manchmal auch freundlichen Antworten den mühsamen und für alle zermürbenden Flüchtlingsalltag ablesen, die Kraft auch, die es brauchte, um diese Jahre zu überstehen, eine Familie zu gründen und sie in einen ganz normalen Alltag zu führen. Eine weitere Geschichte erzählen die Vormundschaftsakten zu meinem Halbbruder Klaus, den Trude 1941 als uneheliches Kind zur Welt brachte. Diese Akten zeichnen ein detailliertes Sozial- und Sittenbild des Zürcher Alltags, in dem sich Trude und Alex zurechtfinden mussten – während gleichzeitig in Deutschland und Österreich die entrechtete Familie zuerst um ihr materielles Gut und dann um ihr Leben gebracht wurde.

Begegnung

Es war im Spätsommer 1941. Trude Waldo stand im Foyer der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich ICZ an der Lavaterstrasse, wo seit einigen Monaten warme Mahlzeiten für Bedürftige ausgegeben wurden, und schaute sich nach einem freien Platz an einem der langen Tische um. Am liebsten war sie hier für sich, das Gespräch mit den Tischnachbarn suchte sie nicht. Die fünfzig Rappen für die Mahlzeit wurden ihr von den neunzehn Franken, die sie wöchentlich von der jüdischen Fürsorge erhielt, abgezogen.

Den Grosseltern in Heilbronn, bei denen sie aufgewachsen war, hatte sie versprochen, einmal am Tag eine warme Mahlzeit zu sich zu nehmen. Das war 1936. Trude war damals als knapp Zwanzigjährige von Heilbronn als Gesangsstudentin nach Zürich gekommen. Allerdings nicht ganz freiwillig, vielmehr war sie als Jüdin von ihrem Studium an der Musikhochschule in Stuttgart ausgeschlossen worden. In den ersten beiden Jahren hatte die Grossmutter sie noch mehrmals besucht und ihr jeweils Essensgutscheine für das alkoholfreie Restaurant Oleander am Zeltweg 4 besorgt. Jetzt war dies nicht mehr möglich.

Trude studierte in Zürich an der Accademia di Canto von Professor Alfredo Cairati Gesang. Ihr gefiel das Leben im sicheren Zürich, sie schloss Freundschaften an der Accademia und verbrachte viel Zeit im Café Select, wo sich Künstlerinnen und Künstler, Intellektuelle und politische Flüchtlinge trafen. Der Mittagstisch der ICZ hingegen war für sie eine lästige Notwendigkeit. Sie fühlte sich dort nie wirklich zugehörig und suchte schon gar nicht Kontakt zu anderen Flüchtlingen aus Heilbronn. Schliesslich war sie mit dem Status einer Studentin in die Schweiz gekommen, heilfroh, der Enge von Heilbronn und dem kleinbürgerlichen Mief endlich entkommen zu sein. Was nicht hiess, dass der Krieg und das Schicksal ihrer Familie nicht schwer auf ihr lasteten.

14 Begegnung



Mittagstisch für Flüchtlinge in der ICZ

Alex Klumak sah Trude sofort, als sie das Foyer betrat. Zusammen mit anderen Wiener Emigranten sass er an einem Tisch mit Blick zum Eingang. Alex hatte Wien sechs Wochen nach der Annexion Österreichs durch Deutschland überstürzt verlassen und suchte seither immer wieder die Gesellschaft anderer Wiener. So auch in Zürich, wo er sich an der Kreuzstrasse ein Zimmer mit zwei Landsleuten teilte, Flüchtlingen wie er.

Die Wiener trafen sich jeweils mittags und abends in der ICZ – allerdings nicht nur wegen der Mahlzeiten, ebenso wichtig war der Austausch von Informationen: Die Schweiz erwartete damals von den Flüchtlingen, dass sie sich in erster Linie um die sogenannte Weiterwanderung bemühten. Und so wurde in der Wienerrunde angeregt über Möglichkeiten spekuliert, Wunschvorstellungen mischten sich dabei mit konkreten Erfahrungen,

Tipps und Gerüchte wurden aufgenommen, verworfen, vermehrt: Welche Länder verliehen zu welchen Bedingungen Einreise- oder Transitvisa, wie liessen sich fehlende Papiere beschaffen, welche Berufe waren wo gefragt, welche Hilfskomitees konnte man anschreiben, wo brauchte es welche Bürgschaften, und wo gab es allenfalls Verwandte, die solche Bürgschaften leisten konnten...

Doch Alex interessierte sich jetzt nicht für die Gespräche an seinem Tisch. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der jungen Frau, die soeben den Saal betreten hatte. Sie trug eine kornblumenblaue Bluse und einen grünen Jupe mit buntem Muster, war eher klein, schlank und ging sehr aufrecht. Ihre Haare waren leuchtend rot. Alex hatte sie schon vor ein paar Tagen bemerkt, sie jedoch pflegte den Wiener Stammtisch geflissentlich zu übersehen.

Beide haben sich später noch sehr genau an diese erste Begegnung erinnert.

Nach dem Essen nahm Trude ihr schwarzes Notenköffchen und machte sich auf den Weg. Alex liess seine Freunde kurzerhand sitzen und folgte ihr. «Fräulein», sprach er sie an, «darf ich Sie ein Stück begleiten und Ihre Tasche tragen?» «Wenn Sie wollen», antwortete sie, «aber ich bin gerade auf dem Weg zu meinem Sohn.» Worauf Alex seinen Wiener Charme spielen liess und schmeichelte: «Was, ein Kind hat schon ein Kind?»

Er begleitete sie ins Kinderheim Schanzacker und lernte so am selben Tag nicht nur seine zukünftige Frau, sondern auch seinen zukünftigen Sohn kennen – den kleinen Klaus, den Trude damals Bimbo nannte.

Trude in Zürich, Alex in Thalheim: Liebe im Postverkehr

Schon bald nach dieser ersten Begegnung musste Alex in ein Arbeitslager des Bundes für Flüchtlinge einrücken. Wie es ihm dort erging und wie Trude diese Zeit in

Zürich verbrachte, erfahren wir aus den Briefen, die die beiden sich schrieben. Der erste Brief von Alex datiert von November 1941, als die beiden sich noch sahen. Offenbar liess ihn Trude anfangs noch etwas zappeln. Trudes erste erhalten gebliebene Briefe an Alex sind von Mai 1942, als die Beziehung schon eng war. Der Briefwechsel endet im Oktober 1942.

Im November 1941 wurde Alex also ins Wallis geschickt, zuerst ins Arbeitslager in Vouvy, von wo aus er den ersten Brief an Trude schickte. Darin äussert er die Befürchtung, es in diesem Monat wohl kaum noch nach Zürich zu schaffen. Obwohl er den Brief an die «Kleine Trude» richtet, ist zu diesem Zeitpunkt noch keine Vertrautheit zwischen den beiden spürbar.

Doch Alex schaffte es wohl doch, «Dispensation» zu erhalten – eines der Zauberwörter im Lagerjargon. Der zweite Brief ist vom 28. November 1941 und kommt aus dem Arbeitslager in Gampel, ich vermute, dass sie sich in der Zwischenzeit wiedergesehen haben: Der Ton ist vertrauter, Alex thematisiert bereits eine mögliche Beziehung und schreibt, dass ihm Trudes Nähe fehle. Gampel findet er eng, die Berge behinderten die Fernsicht, es sei «ein kleines, schmutziges Walliserdorf». Sie arbeiten im Kartoffelfeld, schlafen in einem kalten Raum auf Strohsäcken, waschen sich im Freien am Brunnen – insgesamt findet Alex den Lageralltag vor allem öde:

Man geht ins Kaffee, weil es da vielleicht wärmer ist, hie und da schaut man in ein Buch, weil man doch noch etwas Kultur hat, wenn auch beschränkt, wie überhaupt die Freizeit, die einem zur Verfügung steht. So ist es, und auch die Gedanken sind dem Zustande angepasst, beschränkt.

Noch bevor das Jahr zu Ende ging, waren die beiden ein Liebespaar. Erhalten ist ein Couvert mit dem Briefstempel 1941 und einer Karte mit nur einem Satz: «krank, Kleinchen? Grüsse Alex.»

Die folgenden Briefe handeln immer wieder von ihrer Beziehung – die beiden durchleben in diesen Monaten alle Höhen und Tiefen einer jungen

Liebe –, gleichzeitig erzählen sie sich von ihrem Alltag: Trude kämpft in Zürich mit der Disziplin und leidet gelegentlich unter depressiven Verstimmungen, weil es ihr nicht gelingt, den eigenen Ansprüchen wie auch denen des Gesangsprofessors gerecht zu werden. Viel Platz nehmen auch kleinere Dramen ein, es geht um die Konkurrenz zwischen Musikern und Musikerinnen, um Anerkennung und Erfolg. Mit der Zimmerwirtin hat Trude regelmässigen Ärger, Freude bereiten ihr hingegen die Besuche bei Klaus. Auch nimmt sie rege am kulturellen Leben in Zürich teil. Über die Situation der Grosseltern verliert Trude in diesen Briefen nicht viele Worte, die politischen Entwicklungen verfolgt sie, wie sollte es anders sein, mit grosser Sorge – aber auch mit Distanz.

Alex zermürbt im Lageralltag mehr der Müsiggang, die Langeweile denn strenge Arbeit. Er möchte in Trudes Nähe sein, möchte sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen.

Mitte Mai 1942 muss er ins Arbeitslager Thalheim übersiedeln.

Am 18. Mai schreibt er optimistisch:

Bald sehe ich Dich wieder und das ist das Schönste an dem Lager. Der Eindruck war gar nicht so schlimm, man könnte sogar ein paar Tage Urlaub hier verbringen, bis jetzt habe ich auch noch nichts gearbeitet. [...] Gerade heute ist Tonfilmabend und ich habe so gar keine Lust dazu. Die Umgebung ist schön, hügelig, man ist mitten im Grünen, am Lande und nicht so weltabgeschieden.

Am nächsten Tag beginnt er zu arbeiten:

Den ersten Arbeitstag habe ich also hinter mir, es war nicht gerade sehr arg, ich arbeite an der Steinbrechermaschine. Muss es leider nehmen, so leicht es geht; früher hätte ich gesagt, ich müsse mich eingewöhnen, heute aber weiss ich, dass ich mich nie eingewöhnen werde und nicht will. Habe ich nicht die reizendste und charmanteste Frau? Ist nicht meine Geliebte in Zürich, allein und ferne von mir, muss ich es nicht als eine Qual empfinden, hier festgehal-

ten zu sein, während mein Herz und meine Gedanken immer bei Dir sind? Was machst Du wohl jetzt [...]? Bist wohl fleissig? Wir stehen um 6 Uhr auf und bis um 8 Uhr denke ich, ob Du wohl auch schon so weit bist. Stehe früh auf, Kleinchens, und nütze den Tag!

Diese väterlich vorgetragenen Ermahnungen zu Disziplin kommen in vielen Briefen vor und entsprechen dem Muster, das in diesen ersten Jahren die Beziehung prägt: Alex ist der pflichtbewusste zukünftige Versorger, Trude die Sensible, deren Verzweiflung und psychische Schwankungen er aufzufangen sucht.

Später verbrachte Trude einige Tage in Thalheim, sie fand ein Zimmer bei einer Bauernfamilie in der Nähe. Die beiden genossen diese gemeinsame Zeit sehr – umso schwerer fiel ihnen die Trennung danach.

Dass Nachrichten von den Grosseltern in Deutschland in den Briefen wenig Raum einnehmen, heisst nicht, dass diese kein Gewicht gehabt hätten. Anfang Juni schreibt Trude an Alex: «Von zu Hause hatte ich heute eine ganz optimistische Karte. Unseren Brief hatten sie noch nicht. Ich lege Dir die Karte bei. Wenn sie wahr ist, freue ich mich riesig.»

Die Karte ist nicht erhalten, eine Antwort von Alex hingegen schon: «Über die Karte von deinen Eltern freue ich mich sehr! Siehst Du, Du kleine Pessimistin, man muss sich nicht immer gleich Sorgen machen!»

Doch zur Sorge gab es durchaus Grund: Die Grosseltern – mittlerweile 71 und 74 Jahre alt – waren einige Monate zuvor gezwungen worden, ihr Haus in Heilbronn zu verlassen und in ein «Judenhaus» zu ziehen. Im Februar 1942 waren sie dann praktisch ohne Hab und Gut in die südlich von Stuttgart gelegene Kleinstadt Haigerloch gebracht worden, ins Wohnviertel Haag, wo sie in den leeren Häusern der jüdischen Familien, die bereits nach Osten deportiert worden waren, untergebracht wurden.

Im Mai hatten die Grosseltern von Trude schliesslich die frohe Nachricht erhalten, dass sie den Mann fürs Leben gefunden habe. Die Zustimmung der Grosseltern zu ihren Heiratsplänen war Trude sehr wichtig. Am 9. Juni schreibt sie an Alex: «Und nun – der ersehnte Brief ist eingegangen, ich lege ihn bei. Du wirst Dich freuen damit. Ich bin nämlich froh über diesen Brief. Den Segen der Eltern.» Die Grossmutter schien ob der Ankündigung ganz aus dem Häuschen gewesen zu sein. So spottet Trude im Brief vom 15. Juni an Alex: «Von zu Hause habe ich heute Post gehabt. Die Mutter hat ein wenig überspannt geschrieben. Man muss sie halt verstehen. Sie lebt in Superlativen.»

Wie sehr nahmen Trude und Alex die Dramatik der Situation wahr? War ihnen zu diesem Zeitpunkt bewusst, dass es bei den Grosseltern um Leben oder Tod ging? Sie selber fühlten sich in der Schweiz sicher, sie machten sich zwar Gedanken über eine mögliche «Weiterwanderung», jedoch ohne Dringlichkeit, sie planten dies eher für die Zeit nach dem Krieg:

Was meinst du zu England? [...] Man sollte wohl nicht den Ausgang des Krieges abwarten und dann erst anfangen, sich um die Ausreise zu bemühen. Wir müssen wohl jetzt damit beginnen. Ich werde morgen anfangen an die verschiedenen Adressen nach USA zu schreiben. Zu rasch wird es ohnedies nicht klappen. Deutschland hat eine ganz gewaltige Schlacht in Libyen geschlagen. Hast Du gesehen das Vorgehen mit Tanks und einem riesigen Einsatz von Feuerwerfern? Es ist unsagbar grausam. Wir wollen doch glücklich sein, dass wir das Lager ertragen dürfen, als dass wir im Krieg wären. Nicht wahr, Darling? Wir haben es ja noch so unsagbar gut so.

Trude bemühte sich, ihren Optimismus zu wahren, doch trotz ihrer Verliebtheit und den Heiratsplänen ging es ihr nicht gut. Ihre depressiven Verstimmungen behinderten sie in ihrem Studium stark, zudem war ihre finanzielle Lage dermassen prekär, dass sie sich kaum ausreichend ernähren konnte.

All diese Widrigkeiten hinderten sie allerdings nicht daran, aktiv am kulturellen Leben teilzunehmen. So berichtet sie in den Briefen an Alex nicht nur von ihrer verzweifelten Stimmung, sondern auch von Kinobesuchen – «der reizendste detektivische Lustspielfilm», «ein sentimentaler Film mit der Bergman» –, im Puppentheater sieht sie eine Aufführung von Shakespeares *Sturm*, oder sie ist «wie geschlagen» von einem Konzert mit Wilhelm Furtwängler: «Es war ein sehr, sehr grosses Erlebnis. Beethoven 7. und Brahms 4. Symphonie. Du machst Dir überhaupt keinen Begriff, wie Furtwängler sein Orchester mitreisst. Er dirigiert fast wie im Trancezustand.» Bücher holt sie sich aus der Pestalozzi-Bibliothek. Oder sie sitzt «im Bali bei einem Café, der Zeitung und guten amerikanischen Tanzplatten». An anderer Stelle schreibt sie ergriffen von einer Gedenkfeier für Stefan Zweig, die von der Kulturgemeinschaft der Emigranten in Zürich organisiert wurde. Stefan Zweig hatte sich im Februar 1942 im Exil in Brasilien das Leben genommen.

Auch im Lager in Thalheim gab es kulturelles Leben. Alex, der sich zu allem Notizen machte, um seine Trude daran teilhaben zu lassen, berichtet von einem «bunten Abend»: Da spielen die Herren Felix Mahler und Hans Viebahn Mozart vierhändig, darauf gibt Rudi Wasservogel eigene Dichtung zum Besten, «Ironie» und «Erwachen». Als Nächstes spielt Mahler zwei Etüden von Chopin, und ein Franz Hirschfeld singt Lieder. Es folgen kabarettistische Einlagen, einer singt *Mamatschi* und das *Fiakerlied*, später wird ein anderer *Mamatschi* gar parodieren, Pianist Viebahn spielt Liszt und Brahms, Kurt Fenster singt Negrospirituals und Chansons, und ein Gerhard Liwschitz trägt arabische Erzählungen vor... Es muss ein sehr langer Abend gewesen sein im verrauchten Saal. Gut möglich, dass unter den Vortragenden mehr als ein begabter oder renommierter Künstler war.

Auch Trude wäre gerne aufgetreten. Sie wollte öffentlich ihr Können zeigen, sich einen Namen machen, wie es ihr der Professor empfahl. Alex scheint sie dabei nach Kräften unterstützt zu haben. Über das Lager vermit-

telte er ihr Kontakte zur Kulturgemeinschaft der Emigranten in Zürich. Doch es scheint ein Weg voller Komplikationen gewesen zu sein, geprägt von Konkurrenz, von Kränkungen, Neid und Missgunst.

Leistung war zwischen den beiden ein wichtiges Thema – Trude hatte künstlerische Ambitionen, konnte sie aber wegen psychischer Probleme nicht umsetzen. Für Alex wiederum bedeutete Leistung vor allem «ein freier Mensch unter Menschen sein und nicht gedrückt und scheu von Entbehrungen, es nicht wagen zu dürfen, mich anderen Menschen gleich zu empfinden», wie er am 6. Oktober 1942 schreibt.

Trude wohnte in diesen Monaten an der Freischützgasse 12 bei einer Frau Kaufmann, einer nicht ganz einfachen Zimmerwirtin. Mal hatte Trude Krach mit ihr, weil sie zu viel Geld fürs Gas verlangte, dann wiederum war «Madame» beinahe zu nett und liess ihr «keine ruhige Minute», da ihr Freund sie verlassen hatte und sie Trude nun von ihrem Leid berichten wollte.

Im ihrem letzten Brief nach Thalheim vom 28. Oktober beschreibt Trude einen grossen Krach mit ihrer Vermieterin. Frau Kaufmann hatte Trude abgepasst, als diese nach einer «schmerzhaften Zahnextraktion», nach der sie noch Klavierstunden gab, völlig erschöpft nach Hause kam:

Frau Kaufmann liess einen solchen Auftritt vom Stapel, als ich nach Hause kam, dass ich auf sie losging, sie zu verhauen. Ich regte mich masslos auf.

Angefangen hatte es damit, dass sie wieder den hohen Tisch ins Zimmer stellte und behauptete ich hätte den anderen absichtlich kaputt gemacht. Dann ging es weiter, ich würde aus Rache von ihren Sachen stehlen und – jetzt kommt der Höhepunkt, stelle Dir vor, Darling – ich würde mich herumtreiben [...]. Sie will auch dafür sorgen, dass ich ins Lager komme, ich sei moralisch verkommen. Dass ich ein Kind habe, nicht selbst es versorge, sondern dass man immer auch für mich sorgen

müsse und ich jeden Menschen ausnütze. [...] Und dann schoss mir plötzlich so eine Wut in den Kopf, dass ich auf sie losging, aber ohne sie dann zu hauen (leider). [...] Sag', Darling, darf ich solche Vorwürfe, von einer Wahnsinnigen gesprochen, auf mir beruhen lassen? Ich hätte sie einfach totprügeln sollen, diesen Wurm.

Die Vorwürfe sind schrecklich, umso beeindruckender ist, dass Trude das nicht auf sich sitzen liess – welch wunderbare, welch temperamentvolle, welch kindliche Wut!

Im August 1942 wurden die Grosseltern von Haigerloch nach Theresienstadt deportiert. Die genaue Adresse, die der Grossvater in seinem letzten Brief noch schicken wollte, erreichte Trude nicht mehr, sie erhielt von den Grosseltern nie mehr ein Lebenszeichen. Wie sie das in diesen Monaten verkraftete, wissen wir nicht, die Deportation der Grosseltern wird im Briefwechsel nicht erwähnt.

Teil 1

Flucht

Von Heilbronn
nach Zürich

Herkunft Trude

Gertrud Paula Waldo kam am 1. September 1916 in Düsseldorf zur Welt, als Tochter von Selma Sibylla Sophie Waldo-Morgenroth und Arthur Aaron Waldo. Die junge Mutter Selma war gerade mal zwanzig Jahre alt und starb acht Tage nach Trudes Geburt an Kindbettfieber. Trudes Vater, Papa Arthur, war viel auf Reisen und sah sich nicht in der Lage, das Neugeborene bei sich zu behalten. Die Grosseltern Fanny und Isak «Ike» Morgenroth-Frank hatten früh ihren Sohn David verloren und mussten nun auch noch den Tod der geliebten Tochter verkraften. Sie waren gerne bereit, das Enkelkind zu sich zu nehmen. Fanny war damals 46, Ike 49 Jahre alt.

Von New York nach Heilbronn

Fanny und Ike hatten die ersten Jahre ihrer Ehe in New York gelebt. Beide stammten aus kleinen süddeutschen Städten, Fanny aus Bad König im Odenwald (Hessen), Ike aus Ernsbach im Kochertal (Baden-Württemberg). Weshalb und wann Ike nach New York emigrierte, weiss ich nicht. Fanny folgte ihm 1892 – eine junge Frau, die zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Bertha das Wagnis auf sich nahm und über den Ozean ins fremde Land reiste. Vermutlich kannten sich die Familien, und die beiden waren einander bereits versprochen, sonst hätte Fannys Familie, die traditionell lebte und fromm war, sie wohl kaum reisen lassen.

In New York wohnten Fanny und Ike wie viele andere jüdischen Familien in Lower East Manhattan, in der 441 E. 19 Str. Ihre Tochter Selma – Trudes Mutter – kam dort am 15. Juni 1896 zur Welt. Materiell muss es ihnen bald recht gut gegangen sein, wenngleich unklar ist, was Ike in New York beruflich machte. In Selmas Geburtsurkunde steht unter der Rubrik «Beruf des Vaters»: *Beerbottler*, doch damit wird er wohl kaum zu Geld gekommen sein. Zwei

CITY OF NEW YORK
DEPARTMENT OF HEALTH
BUREAU OF RECORDS

New York N. Y. DEC 21 1938

Below is a photostatic copy of a certificate on file in the Bureau of Records of the Department of Health of the City of New York.

STATE OF NEW YORK
CERTIFICATE AND RECORD OF BIRTH

Name of Child: *Trude Selma Sibylla Sophie Morgenroth*
 Date and place of birth: *June 15 1896 New York City*
 Name of Mother: *Selma Sibylla Sophie Morgenroth*

Year	Month	Day	Hour	Minute	Second
1896	June	15			

This is to certify that the foregoing is a true copy

THOMAS J. DUFFIELD
Registrar of Records

[Signature]

Assistant Registrar of Records

NOTICE: In issuing this transcript of Record, the Department of Health of the City of New York does not certify to the truth of the statements made thereon, as no inquiry as to the facts has been provided by law.

WARNING: DO NOT ACCEPT THIS TRANSCRIPT UNLESS THE RAISED SEAL OF THE DEPARTMENT OF HEALTH IS AFFIXED THEREON.

Geburtsurkunde von Trudes Mutter Selma Sibylla Sophie Morgenroth, geboren am 15. Juni 1896, ausgestellt von der Gesundheitsbehörde der Stadt New York



Verlobungsbild:
Selma Morgenroth und
ihr Bräutigam Arthur
Waldo

Jahre nach Selma, am 23. Juni 1898, wurde David geboren. Doch Dewey – so sein Kosename – starb 1907 im Alter von neun Jahren an Masern oder Grippe.

Nicht lange nach Deweys Tod erreichte Fanny und Ike ein Telegramm von Ikes Bruder Max. Dieser war einige Jahre zuvor Teilhaber der Schuhfabrik seines Schwagers Hermann Buxbaum in Würzburg geworden und sah nun eine günstige Gelegenheit für Ike, einen Schuhladen in Heilbronn zu übernehmen. Und so befand sich die Familie wenige Wochen später bereits auf der Rückreise.

Anfänglich wohnten sie in Heilbronn über dem Schuhgeschäft an der Inneren Rosenbergstrasse 22, doch schon bald konnten sie ein eigenes

Haus an der Staufenbergstrasse 36 mit zwei oder drei Wohnungen erwerben.

Selma war bei der Rückkehr nach Deutschland 1908 oder 1909 ein Teenager. Die Grosseltern erzählten Trude später, ihre Mutter habe Deutsch mit amerikanischem Akzent gesprochen und sei sehr musikalisch gewesen. Selma erhielt am Konservatorium eine Klavierausbildung. Wo und wie sie Arthur Waldo kennenlernte, den Sohn aus wohlhabendem Berliner Haus, weiss ich nicht. Es wird sich wohl nicht um eine arrangierte Ehe gehandelt haben, denn Fanny und Ike sollen vom Schwiegersohn wenig angetan gewesen sein. Trude hat immer wieder betont, wie traurig ihre Mutter auf dem Verlobungsbild aussieht. Arthur war dreizehn Jahre älter als Selma, sie heirateten am 25. November 1915. Ob diese kurze Ehe, die so früh mit Selmas Tod endete, wirklich eine unglückliche war? Trude hat später möglicherweise die Sichtweise der Grosseltern übernommen.

Trudes Kinderjahre

Ike und Fanny mussten sich jetzt also wieder auf das Leben mit einem Kleinkind umstellen. Ein Kindermädchen half bei der Betreuung der kleinen Trude, welche die Grosseltern Selma, nach dem Rufnamen der verstorbenen Tochter, nannten. Trude war vielleicht der Trost ihrer Grosseltern, doch ein einfaches Kind war sie nicht. Fanny soll Trude oft einen Nagel an ihrem Sarg genannt haben, bevor sie sich dramatisch, eine Schwäche inszenierend, auf die Chaiselongue im Musikzimmer fallen liess.

Von ihrem Grossvater Ike hat Trude immer mit viel Zärtlichkeit und Bewunderung gesprochen. Er war gross gewachsen, sehr schlank, mit ins Olive spielendem Hautteint und dunklen Augen, sein Haar war bereits weiss, als Trude noch ein kleines Kind war. An Sonntagen zog er oft früh zum Fischen los und kehrte gegen Mittag mit seinem Fang zurück, meist brachte er auch einige frische Eier mit, die er bei Bauern auf dem Land erstanden hatte. Ein gradliniger, anständiger Mensch, der von seiner Umge-

bung geschätzt wurde und der – auf eine stille Art – seine Enkeltochter liebte. Grossmutter Fanny war klein und rundlich mit blonden Locken, eine lebhaftige Frau und sicher sehr tüchtig. Sie arbeitete im Schuhgeschäft mit, war aber auch eine Hausfrau, die gerne kochte und buk. Sie hatte hinter dem Haus einen Gemüsegarten und hielt zeitweise auch Hühner. Im Keller gab es Steinguttöpfe mit eingemachtem Kraut, zudem lagerten dort Gemüse und heiss in Gläser eingefüllte Früchte. Auch ein Fässchen Wein stand immer im Keller, kein Wunder, liegt doch Heilbronn in einer fruchtbaren Weingegend. Trude hat wenig von dieser bodenständigen Seite der Grossmutter gesprochen, die ihr selber so gänzlich abging. Sie hat Fanny vor allem als überspannt beschrieben, als ängstlich und übertrieben fürsorglich. Leider habe ich nie ein Bild meiner Urgrosseltern gesehen. Trude deponierte sämtliche Fotos, die sie von ihnen hatte, bei ihrem Psychoanalytiker und verlangte sie dann nie zurück.

Fanny und Ike waren beide nicht besonders fromm, obwohl sie orthodoxen jüdischen Familien entstammten. Sie führten keinen wirklich koscheren Haushalt und besuchten die Synagoge meist nur an den Feiertagen. Sie waren Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde, übten dort jedoch keine Funktionen aus. In erster Linie waren sie deutsche Staatsbürger, angepasst und emanzipiert, wie die Mehrzahl der Jüdinnen und Juden in Süddeutschland.

Trude erhielt dennoch eine jüdische Erziehung, vermutlich ging sie in den jüdischen Religionsunterricht der Gemeinde. Ihrem geliebten Grossonkel David, Fannys Bruder, der als Religionslehrer, Schächter und Friedhofsvorsteher in Alsbach (Odenwald) lebte, schrieb sie immer wieder Briefe auf Deutsch mit hebräischen Buchstaben.

Schon als kleines Kind klimperte Trude mit Freude auf dem Klavier. Die Grossmutter sah die Begabung und begann deshalb früh, das Kind am Klavier zu unterrichten. Als Trude dann in die Schule kam, schickte man sie in den Musikunterricht. Wie die meisten Kinder übte sie nicht gern: Nach dem Mittagessen sollte sie täglich ihre Übungen machen, die Gross-

mutter legte sich derweil zur Mittagsruhe. Doch jedes Mal, wenn Trude meinte, Fanny sei jetzt eingeschlafen, und sich leise davonstehlen wollte, tönte es von der Chaiselongue herüber: «Weiter!»

In der Schule eckte Trude mit ihrer lebhaften Art bald an. Nach der vierten Klasse wechselte sie ins Gymnasium, und zwar ins Knabengymnasium, da dies der pädagogischen Leitung für das temperamentvolle Kind passender schien. Doch die Trennung zwischen Knaben- und Mädchenschule war offenbar nicht ganz so strikt, und so kamen mit der Zeit noch zwei, drei weitere Schülerinnen dazu. Die Schule hatte ein eigenes Schulorchester, in dem Trude mit viel Begeisterung mitwirkte. Im Alter von zwölf Jahren durfte sie bei einer Schulaufführung als Solistin ein Klavierkonzert von Mozart spielen. Sie liebte es, ihr Können zu zeigen, und es mangelte ihr durchaus nicht an Selbstvertrauen.

Doch diese Sicherheit sollte sie schon bald verlieren, denn mit Beginn der Dreissigerjahre bekam sie den Antisemitismus immer deutlicher zu spüren. Ob sie den latent immer vorhandenen Antisemitismus schon früher bewusst wahrnahm, kann ich nicht sagen. Die Beziehungen zu den nichtjüdischen Nachbarn im Haus waren sehr gut, und Trude hat oft von ihren nichtjüdischen Freundinnen erzählt, mit denen sie im Quartier spielte. Doch mit dem Aufstieg der NSDAP wurde der Antisemitismus immer offener zur Schau getragen. Der *Heilbronner Beobachter* war ab 1930 antisemitisches Hetz- und Sprachorgan, das täglich Jüdinnen und Juden verunglimpfte. Trude wurde in der Schule zunehmend ausgegrenzt. Es gab Mitschülerinnen und Mitschüler, ja auch Lehrer, die den Gehsteig wechselten, um sie nicht grüssen zu müssen. Der Schulweg wurde für Trude zur Qual. Nicht alle machten bei der Ausgrenzung aktiv mit, aber die wenigsten wagten es, weiter zu ihr zu stehen.

Papa Arthur – ein Waldo aus Berlin

Als Kind nannte Trude die Grosseltern «Papa» und «Mama». Ihr leiblicher Vater, Papa Arthur, war wie bereits erwähnt, oft unterwegs. Er sah Trude nur selten, und die Beziehung war nie sehr eng. Er liesse sich wohl als Lebewann bezeichnen, hatte einen Hang zum Luxus, was wohl nicht zuletzt mit seiner Herkunft zu tun hatte.

Arthur Aron Waldo kam am 22. Oktober 1883 in Berlin als Sohn von Selig Waldo und Pauline, geborene Lubszynski, zur Welt. Pauline starb bereits 1898 im Alter von 45 Jahren. Angeblich entstammte sie derselben Familie wie der berühmte Regisseur Ernst Lubitsch.

Die Familie Waldo war bürgerlich, gebildet, mit einem aufgeklärten Zugang zum Judentum – das lässt sich aus Trudes Erzählungen, aus den Adressen in Berlin sowie den sehr gediegenen Familiengräbern schliessen, die im wunderschönen alten Jüdischen Friedhof Weissensee liegen.

Trude hat sich erinnert, dass sie als kleines Kind mit Papa Arthur ihren Grossvater Selig Waldo und dessen zweite Frau einige Male in Berlin besucht hatte. Sie schwärmte von dem grossartigen Eingang zum Haus, von einem Treppenhaus, dessen Wände mit Marmor verkleidet waren, und einem Aufzug mit Spiegeln und samtbezogenen Sitzbänkchen, der direkt in die geräumige Wohnung der Grosseltern fuhr. Eine Waldo, sagte ihr der Vater, esse nie mit gewöhnlichem Besteck, und schenkte ihr ein vergoldetes Messer und eine vergoldete Gabel. Trude fühlte sich nie ganz wohl bei den Waldos, die Tafel war zu lang, das Essen wurde serviert, und auch die Tischmanieren waren allzu strikt. Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, redete ihr Papa Arthur vor einem der Besuche auch noch ein, das Essen sei vergiftet, sodass sie sich erst recht nicht mehr traute, etwas anzurühren.

Ich habe in Berlin nach den Spuren der Familie Waldo gesucht und auch einige gefunden: Selig Waldo (beziehungsweise Sally, wie er sich auch nannte) ist unter den wahlfähigen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Berlin aufgeführt.² Er starb 1928, damals war Trude elf Jahre alt. Eine An-



Eingangshalle Haus
Leibnizstrasse 60 in Ber-
lin – hier wohnte Trudes
Grossvater Selig Waldo
bis zu seinem Tode 1928
(2012)

frage im Landesarchiv Berlin, seit wann die Familie in Berlin ansässig war, hat leider nichts ergeben, die Einwohnerdateien aus dem 19. Jahrhundert sind nur unvollständig erhalten. Eine ergiebigere Quelle sind die Berliner Adressbücher aus jener Zeit. Dort finden sich die Wohn- und Geschäftsadressen sowie die Namen der Hausbesitzer. Selig Waldo war, so geht es zumindest aus den Adressbüchern hervor, nicht Bankier, wie Trude immer erzählt hat, sondern Textilgrosshändler. Er erscheint erstmals 1882 als «S. Waldo, Manufakturwr. u. Trikotagen Engr., Inhaber», zusammen mit einem Louis Mode. 1901 verkaufte er die Firma und firmierte im Adressbuch fortan als «Rentier». Seligs Bruder Siegfried war zu Beginn des letz-

ten Jahrhunderts Besitzer einer «Bank für Hypotheken und Grundbesitz», zudem waren die beiden Eigentümer mehrerer Liegenschaften in Berlin, die sie jeweils nach wenigen Jahren weiterverkauften. Vielleicht hatte Trude deshalb die Vorstellung, der Grossvater sei von Beruf Banker gewesen und nicht «Schmattesverkäufer», also Textilhändler, wie so viele andere Juden. Was die Wohnung angeht, so hat sich Trude aber offenbar richtig erinnert: In den Berliner Adressbüchern fand ich die Wohnadresse des Hauses. Es steht an der Leibnizstrasse 60 und trägt die Inschrift «Erbaut 1904, renoviert 2004» – ein Haus mit grosszügigen, sehr hohen Räumen, einem wunderbaren Eingang und Treppenhaus: mit Marmorplatten an den Wänden, einem Kristalleuchter an der Decke und einem grossen Spiegel in der Gangflucht, der alles noch grossartiger erscheinen lässt.

Papa Arthur pflegte unregelmässig, oft überraschend und mit wenig Zuverlässigkeit in Heilbronn aufzutauchen – im Wagen, mit eigenem Chauffeur. Oft kam er mit grossen und für Trudes Alter unpassenden Geschenken, ganz zum Missfallen von Fanny und Ike. Sehr gut kannte er seine Tochter wohl nicht, so kroch er noch unter den Tisch und rief «wo ist denn mein kleiner Schatz», als Trude bereits zur Schule ging. Oder er brachte ihr ein Fahrrad mit, für das sie noch zu klein war – und das die Grossmutter ihn auch sogleich wieder einzupacken bat, da ein Rad doch sowieso viel zu gefährlich sei für das Kind.

Eine der beiden Schwestern von Papa Arthur war mit einem Kurarzt in Karlsbad verheiratet. Und so pflegte er dort regelmässig seine Ferien zu verbringen, manchmal ging er auch nach Marienbad. Oft nahm er Trude nach Karlsbad mit, oder er liess sie, als sie schon älter war, dorthin kommen. Diese gemeinsamen Ferien müssen für Trude recht spassig gewesen sein: Sie sass mit ihrem Vater im Kaffeehaus und beobachtete die Leute, am Nachmittag gab es Kurkonzerte im Park, und am Abend gingen sie auswärts essen. Papa Arthur verfügte damals noch über genügend Mittel und gab das Geld, wie es seine Art war, mit beiden Händen aus.

Trude hat immer erzählt, er habe vom Vater seinen Erbteil ausbezahlt bekommen und so lange auf grossem Fuss gelebt, wie dies nur ging – das Auto jedenfalls habe am Schluss dem Chauffeur gehört, weil Arthur ihm den Lohn nicht mehr bezahlen konnte.

Er arbeitete anscheinend als freier Mitarbeiter für verschiedene Zeitschriften und verfasste Reiseberichte für den Mosse-Verlag. Noch vor dem Krieg liess er sich in der damaligen Tschechoslowakei nieder und akquirierte für den Verlag Inserate für Reisebeilagen.

Im Vergleich zu ihrem Grossvater Ike schnitt Papa Arthur bei Trude immer schlecht ab. Der Grossvater verkörperte Anstand und Aufrichtigkeit, Papa Arthur Leichtsinn und Unzuverlässigkeit – zudem eine emotionale Überschwänglichkeit, der Trude nie wirklich traute.

Die Juden in Süddeutschland bis zur Machtergreifung Hitlers 1933

Wenn Trudes Grosseltern Ike und Fanny auch keine frommen Juden waren, so war ihre Lebensweise doch geprägt von ihrer Herkunft aus dem süddeutschen Landjudentum.

Juden gab es in den Gebieten des heutigen Deutschland schon zur Zeit der Römer, sie sollen mit den römischen Söldnern ins Land gekommen sein. Die Juden waren das einzige Volk in Europa, das sich der Christianisierung verweigerte. Im Mittelalter ist ihre Anwesenheit tragischerweise vor allem durch zahlreiche Pogrome dokumentiert. Sie wurden von den Glaubenskriegern der Kreuzzüge verfolgt, gejagt und getötet, wurden während Pestepidemien und sonstigen Zeiten der Not als Sündenböcke abgeschlachtet oder vertrieben. Oft verlangte man von ihnen, dass sie sich schon von Weitem als Jüdinnen und Juden zu erkennen gaben. In Würzburg zum Beispiel, so schreibt der Historiker Roland Flade, mussten im 14. Jahrhundert alle jüdischen Männer eine safranfarbige Scheibe an ihrer Kleidung befestigen, die Frauen zwei gelbe Streifen an ihrem Schleier. Ausserdem trugen «wohl

auch die Würzburger jüdischen Männer den überall im Reich üblichen sogenannten Judenhut, eine hohe gelbe Kopfbedeckung, deren Spitze hornartig gekrümmt oder mit einem Knauf versehen sein muss».³ Der gelbe Judenstern hat also eine lange Vorgeschichte.

Vielerorts brauchten jüdische Familien einen Schutzbrief, um sich in einer Gemeinde niederlassen zu können, dieser konnte aber von den jeweiligen Herrschern willkürlich und jederzeit widerrufen werden. Ihnen standen zu den meisten Zeiten und an den meisten Orten nur wenige Erwerbsmöglichkeiten offen, sie durften kein Land kaufen und – da von den zünftischen Vereinigungen ausgeschlossen – auch kein Handwerk ausüben.

So kam es, dass sie vor allem Handel betrieben, was jeweils so lange erlaubt war, bis sie der heimischen Konkurrenz lästig – und folglich ausgewiesen – wurden. Was ihnen ebenfalls offenstand, war der Geldverleih, den die Kirche den Christen verbot. Damit machten sie sich zwar für so manchen Herrscher unentbehrlich, im Volk dafür umso verhasster. Ihre Ermordung oder Vertreibung hatte für die christliche Kundschaft jeweils die angenehme Nebenwirkung, dass damit sämtliche Schuldansprüche verfielen. So wurden Juden unter anderem 1437 ein weiteres Mal aus Heilbronn vertrieben, nur weil zu viele Bürger bei ihnen verschuldet waren – nachzulesen bei Hans Franke, der die Geschichte und das Schicksal der Juden Heilbronn's erforscht hat.⁴ Dort, wo sie sich niederlassen konnten, mussten sie oft höhere Steuern bezahlen als die christliche Bevölkerung, wobei eine Niederlassung meist nur reichen Familien gewährt wurde, die dem Staat einen hohen Obolus entrichten konnten.

Die Lage der Juden verbesserte sich etwas durch die Gedanken der Aufklärung und der Emanzipation zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Juden zogen mit in die Kriege gegen Napoleon und galten, entgegen bisheriger Vorurteile, als gute Soldaten. Pogrome wurden seltener, kamen aber immer noch vor. Auch viele Diskriminierungen blieben erhalten, so unter anderem höhere Steuern, kein Zutritt zu öffentlichen Orten, kein Wahlrecht, kein Ein-

lass in den Staatsdienst als Beamte oder der sogenannte Matrikel-Paragraph. Dieser Erlass beschränkte die Anzahl der bewilligten Eheschliessungen und diente dem gewünschten Effekt, dass weniger jüdische Familie gegründet werden konnten und damit weniger Jüdinnen und Juden ansässig wurden. Mit der Märzrevolution von 1848 begann die rechtliche Gleichstellung aller Bürgerinnen und Bürger, vielerorts dauerte es aber noch Jahrzehnte bis zur faktischen Emanzipation der Jüdinnen und Juden.

Reichskanzler Bismarck war den Juden anfänglich wohlgesinnt, nicht zuletzt, weil viele seine Partei wählten. Schon in den 1850er-Jahren begann er aber vermehrt, rechte Bündnispartner zu suchen, woraufhin sich die antisemitische Stimmung allmählich wieder verstärkte. So gab es in Heilbronn im Dezember 1880 zum Beispiel einen Antrag für eine Petition an Bismarck, er möge «eine Einschränkung des Einflusses der Juden veranlassen»⁵.

Die Beziehung zwischen den jüdischen und den christlichen Deutschen ab dem 19. Jahrhundert war ambivalent für beide Seiten, aber auch kulturell fruchtbar und bereichernd.

Im Ersten Weltkrieg gehörten viele Jüdinnen und Juden zu denjenigen, die patriotisch das Vaterland verteidigen wollten. Doch unmittelbar nach dem Krieg nahm der Antisemitismus wieder zu. «Jüdische Machenschaften» wurden für den verlorenen Krieg verantwortlich gemacht. Ja der Judenhass wurde mit dem grossen Zuzug von Juden aus Osteuropa, die anders aussahen, stolz auf ihr kulturelles Erbe waren und wenig Neigung zeigten, sich gleich wie ihre deutschen Glaubensgenossen zu assimilieren, gar noch virulenter. Die Zahl der Zeitungen, deren Auflagen mit antisemitischer Hetze gesteigert wurden, nahm zu.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) vom 30. Januar 1933 und der Einsetzung Hitlers als Reichskanzler verschlimmerte sich die Situation für die Juden gravierend, sie wurden vom sozialen und wirtschaftlichen Leben nach und nach ausgeschlossen. Viele hofften noch, dass es sich dabei bloss um eine Episode

handle, die bald der Vergangenheit angehören würde. Es wird auch von Juden berichtet, die die NSDAP wählten in der Annahme, der Spuk wäre so schneller vorbei. Mitnichten. Am 1. April 1933 wurde in ganz Deutschland ein Boykott jüdischer Geschäfte organisiert. Den Ruf «Kauft nicht bei Juden» hatte man schon früher immer wieder gehört, auch der Boykott jüdischer Geschäfte war eine alte Forderung. Doch dieser 1. April war anders, er wurde für ganz Deutschland zentral gesteuert mit dem Slogan «Heraus zur Abwehraktion gegen die jüdischen Volksschädlinge – Schlagt die Volksfeinde!». Angehörige von SA, SS und Hitlerjugend stellten sich vor die jüdischen Geschäfte, verteilten hetzerische Handzettel und warnten die Käufer vor dem Betreten dieser Läden.

Trudes Grossvater Ike hatte sein Schuhgeschäft an der Inneren Rosenbergstrasse in Heilbronn mittlerweile aufgegeben. 1933 verkauften die Grosseltern auch ihr Haus, blieben aber weiter darin wohnen. Trude hat diesen Verkauf nie erwähnt, sie sprach immer vom Haus der Grosseltern.

Die Franks und die Morgenroths – deutsches Landjudentum

Die Geschichte von Trudes Familie mütterlicherseits ist Teil der Geschichte der Jüdinnen und Juden in Süddeutschland. So wundert es nicht, dass sie in vielen Quellen und Publikationen namentlich erwähnt sind, was meine Suche nach der Familie erleichterte.

Die Familie Morgenroth stammt aus Ernsbach im Kochertal, einem Dorf in der Nähe von Künzelsau. Ikes Grosseltern lebten dort bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Ikes Vater, Maier Morgenroth, wurde 1841 geboren, damals gab es in Ernsbach eine jüdische Gemeinde von etwa 230 Menschen. Juden durften sich bereits zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges in Ernsbach niederlassen. Maier Morgenroth war ein Handelsmann. Genaueres ist

nicht bekannt. Er und seine Frau Babette Helfer hatten drei Söhne, Isak (also Ike, Trudes Grossvater), Moses (Max) und Samuel (Sam), sowie eine Tochter, Mina.

Alle vier Kinder verliessen Ernsbach früher oder später: Mina heiratete den Pferdehändler Raphael Bauer in Tauberbischofsheim, das etwa fünfzig Kilometer nördlich von Ernsbach in Richtung Würzburg liegt. Max zog es ebenfalls nordwärts, er heiratete Frieda Buxbaum und trat als Teilhaber in die grosse Schuhfabrik seines Schwagers Hermann Buxbaum in Würzburg ein. Sam war der bodenständigste der Brüder. Er blieb in der Gegend und liess sich als Viehhändler in Künzelsau nieder. Möglich, dass schon Vater Maier Morgenroth in Ernsbach einen Viehhandel betrieben hatte. Sam ging auf die Viehmärkte in Stuttgart und Heilbronn und war in seiner Kleinstadt ein angesehener Mann, er war Träger des Eisernen Kreuzes, eine Auszeichnung für Tapferkeit als Soldat im Ersten Weltkrieg, und er war stolz darauf. Die Samstagabende – nach Ende des Sabbats, denn seine Familie war fromm – verbrachte Sam im Wirtshaus beim Kartenspiel. Er und seine Frau Ida Löwenstein hatten fünf Söhne und zwei Töchter, wobei zwei der Söhne noch als Kinder starben. Eine Tochter, Selma, war geistig behindert – von ihr wird später noch die Rede sein.

Ike suchte sein Glück, wie berichtet, in Amerika. Wann er Ernsbach verliess und ob er direkt nach New York zog, ist nicht bekannt.

Trudes Grossmutter Fanny Frank hatte drei Brüder und drei Schwestern. Die Familie stammt aus Bad König im Odenwald (Hessen). Nur ein Bruder, Ferdinand Feist, blieb dort und handelte mit Häuten und Fellen. Auch David, der älteste der Brüder – Trudes Lieblingsgrossonkel –, zog nicht weit weg: Er übernahm, wie erwähnt, verschiedene religiöse Funktionen in der kleinen jüdischen Gemeinde im hessischen Alsbach. David, seine Frau Bertha und die Tochter Frieda werden in den Briefen der Grosseltern immer wieder erwähnt. Trude verbrachte als Kind oft die Ferien in Alsbach und

38 Flucht – Von Heilbronn nach Zürich



Trudes Grossonkel David Frank auf dem jüdischen Friedhof von Alsbach, kurz vor seiner Flucht in die USA

erzählte gerne von diesen Besuchen bei der sehr traditionell jüdisch lebenden Familie. Ausser der ältesten Tochter Frieda waren alle Kinder bereits in den 1890er-Jahren als junge Erwachsene in die USA emigriert. Ein Onkel hatte einem der Söhne die Überfahrt bezahlt mit der Auflage, dass er seine Geschwister nachkommen liesse. Sie waren zur Zeit der Korrespondenz also nicht mehr in Alsbach.

David, Bertha und Tochter Frieda konnten sich 1939 mit Hilfe der Kinder gerade noch rechtzeitig in die USA in Sicherheit bringen.

Fannys Bruder Joseph Frank und seine Frau Rosa führten in Heppenheim (Hessen/Bergstrasse) ein Kolonialwarengeschäft am Kleinen Markt 3

Sie handelten daneben mit Fleisch-, Wurst- und Spezereiwaren, mit Altmaterial, Häuten und Därmen. Ihre Geschichte findet sich im Erinnerungsband, den der Heppenheimer Bürgermeister Wilhelm Metzendorf verfasst hat.⁶ Demnach waren Joseph und Rosa Frank nicht nur gut integriert, sie gehörten auch zu jenen jüdischen Familien, die es nie an Einsatz fehlen liessen, wenn es darum ging, deutsche Interessen zu vertreten. Dieser grosse Einsatz zeigte sich auch bei der nächsten Generation. So schreibt Metzendorf: «Ähnliches lässt sich für die Zeit des Ersten Weltkriegs feststellen. An ihm nahmen etwa 14 Juden aus Heppenheim teil. Davon fielen zwei, der Kriegsfreiwillige David Frank und sein Bruder Friedrich.»⁷ David und Friedrich waren die Söhne von Joseph und Rosa Frank.

Viele deutsche Juden zogen 1914 aus Vaterlandsliebe in den Krieg. «Sie waren ‚deutsch bis auf die Knöchern und gaben sich mit ‚ganzer Seele und ganzem Vermögen [...] dem Dienst des Vaterlandes‘ hin. ‚Über das Mass der Pflicht hinaus‘ eilten sie ‚freiwillig zu den Fahnen‘.»⁸

1916 ordnete der Kriegsminister eine «Juden­zählung» an. Er gab vor, dies sei notwendig, um dem Vorwurf des Drückebergertums und dem Antisemitismus im Offizierskorps zu begegnen. Die jüdische Bevölkerung empfand dies als stark diskriminierend. Die Resultate der Umfrage wurden erst 1922 veröffentlicht. Sie zeigten, dass anteilmässig genau so viele Juden wie Nichtjuden am Krieg teilgenommen hatten, etwas weniger als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Von den 550'000 deutschen Juden hatten 100'000 in der deutschen Armee gedient. 12'000 fielen für Kaiser und Vaterland, 35'000 wurden ausgezeichnet.

Fannys Schwester Bertha begleitete diese, wie erwähnt, als ganz junge Frau nach New York und blieb dort, auch die zweite Schwester Therese folgte später nach. Die jüngste Schwester der Grossmutter, Augustine, heiratete zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen jüdischen Viehhändler aus Vaudreching, einer kleinen Ort-

40 Flucht – Von Heilbronn nach Zürich

schaft in Lothringen, die nur einige Reisetunden von Bad König entfernt liegt und damals zum Deutschen Reich gehörte. Die beiden lernten sich bei der Hochzeit einer Cousine in Bad König kennen, wie mir ihre Enkeltochter erzählt hat.

Der Mann, Salmon Levy, fiel ebenfalls im Ersten Weltkrieg.

Trude kommt in die Schweiz

Trude wurde im September 1933 an die Musikhochschule in Stuttgart aufgenommen. Sie war dort Schülerin des Klavierpädagogen Professor Hans von Besele, der es sich offenbar nicht nehmen liess, eine jüdische Studentin zu unterrichten, die er für begabt hielt. Trude war siebzehn Jahre alt und wohnte weiterhin bei den Grosseltern in Heilbronn, die Reise nach Stuttgart machte sie jeden Tag mit dem Zug. Obwohl die politische Lage vor allem für Jüdinnen und Juden bereits sehr ungemütlich geworden war, genoss sie diese Zeit. Nachdem sie am Gymnasium in Heilbronn unter unverhohlenem Antisemitismus gelitten hatte, lernte sie nun an der Musikhochschule auch Leute kennen, die dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstanden und die bereit waren, sie in ihren Kreis aufzunehmen.

Dennoch gab es an der Musikhochschule ab 1936 keinen Platz mehr für eine jüdische Studentin. Glücklicherweise studierte Trude nebst Klavier auch noch Gesang bei Professor Alfredo Cairati. Und da dieser nicht nur in Stuttgart, sondern auch in Zürich als Gesangslehrer und Chorleiter tätig war, bot er Trude an, ihr Studium an der Accademia di Canto in Zürich fortzusetzen. Trude ergriff die Chance mit dem Einverständnis der Grosseltern, die hofften, ihre Enkeltochter werde sich auf diesem Weg beruflich als Musikerin etablieren können.

Die Cairatis waren eine Musikerfamilie. Giuseppe Cairati (1845-1915) war in Mailand Oboist und Gesangslehrer sowie Chorleiter an der Mailänder Oper Scala. Sohn Alfredo (1875-1960) studierte in Mailand und München Klavier und Dirigieren, wurde Kapellmeister in Mailand und kam 1908 als Gesangslehrer nach Berlin. 1916 zog er nach Zürich und gründete die Accademia di Canto. Zusammen



mit seinem Sohn Cornelio leitete er den Madrigalchor (Camerata dei Madrigalisti), in dem Trude seit Beginn ihrer Zeit in Zürich mitwirkte.

Rette sich, wer kann: Briefe der Grosseltern bis Kriegsbeginn

Der erste Brief der Grosseltern, den Trude in Zürich erhielt, datiert vom 19. September 1937, der letzte vom 15. August 1942, dazwischen liegen 52 Briefe und Postkarten.

Die Briefe sind in Sütterlinschrift geschrieben. Die Handschrift des Grossvaters ist ebenmässig und wirkt im Schriftbild klar und diszipliniert, genauso der Inhalt. Die Briefe der Grossmutter hingegen sind oft krakelig und voller unerwarteter Wendungen, sowohl inhaltlich als auch sprachlich.

Die Briefe beider sind erschütternde Dokumente. Wir erfahren darin wenig über den immer schwieriger werdenden Alltag der Grosseltern, dafür umso mehr über ihre Sorgen um die Enkeltochter. Einzig der dringliche Wunsch, aus Deutschland wegzukommen, wird von Fanny und Ike immer wieder geäussert. Bedeutsam ist, was alles nicht erzählt wird. So lesen wir

SCHUHHAUS

F. MORGENROTH HEILBRONN a. N.

HEILBRONN a. N., den 19. 9 1937

Firma

Mama liebe Trude!

Kraft der ...

kommt es mit bedauerlichem? Befürchte die ein
 Gefühl davon! - Aber es ist nicht erst
 entstanden in jener Zeit. Vorher
 wurde Carl O. Kumpferdich von mir, und
 von demselben sind wieder jener
 für ihre Aufrechterhaltung die Gegenstände!
 Auch die während dieser Zeitzeit die
 dieser selbst im Rahmen der Arbeit & jener
 hier! Diese Person wird die jener Arbeit
 leisten; wenn sie nicht so viele Stunden
 bringen würde. Ist nicht davon abzu
 kommen möglich & fast so viele Stunden
 die werden jener seit Monaten auf der
 Arbeit von Carl O. Kumpferdich jener
 so in jener von ca. Monaten, bekommen aber
 bis jetzt keine Antwort von jener, jener
 bei jener ist: Morgen (Kumpferdich) werden jener
 Arbeit und Kumpferdich, von der Leistung an jener
 auf Kumpferdich abzugeben! Tagelang und nicht
 mit, und bleibt steht bei mir, bekennt die jener
 jener unter Kumpferdich, die Kumpferdich

Erster erhalten gebliebener Brief von Trudes Großmutter Fanny Morgenroth vom 19. September 1937



**Trude 1938 in Zürich mit ihren
beiden Klavierschülerinnen**

nichts über die Schikanen und Übergriffe, die auch sie betreffen, kein Wort zum Novemberpogrom 1938 und nicht eine Zeile darüber, was den Verwandten angetan wurde... Ab Kriegsbeginn im September 1939 sind die Briefumschläge mit einem Zensurstreifen versehen, die Postkarten mit einem Zensurstempel. Doch die Selbstzensur setzte anscheinend schon viel früher ein.

Trude war zum Zeitpunkt des ersten Briefes vom 19. September 1937 gerade 21 Jahre alt geworden. Sie wohnte an der Plattenstrasse bei einer Frau

Fahrni. Der Brief behandelt bereits viele Themen, die in der ganzen Korrespondenz vorkommen:

Zuallererst die Vorwürfe, dass Trude zu wenig fleissig schreibe: «Weisst Du !? wie prompt ich mit Antwort bin? Nehme Dir ein Beispiel daran! –»

Wichtig sind die Grüsse an alte Bekannte und an Personen, die Fanny bei ihren Besuchen in Zürich kennengelernt hatte. So unter anderem an Familie Emer, die sich um Trude kümmerte und ihr ermöglichte, den beiden Töchtern Klavierunterricht zu erteilen: «Grüsse Fam. E. tausendfach von mir, und sage denselben auch meinen speziellen Dank für ihre Aufmerksamkeit Dir gegenüber!», schreibt Fanny, und Grossvater Ike fügt hinzu: «Es war wirklich sehr nett von Fam. Emer dass sie Dir so einen schönen Geburtstag bereiteten an unser statt.»

Dabei ging es den Grosseltern jeweils nicht um Höflichkeit, sie waren einfach besorgt um das Wohlergehen ihrer Enkelin und froh, sie in guten Händen zu wissen. Doch Trude war wohl nicht gerade erpicht darauf, sich wieder kontrollieren zu lassen, wie die Worte der Grossmutter in Fortsetzung des Briefes vermuten lassen:

Wie Heinrich schreibt, liess er Dir vor einiger Zeit durch eine Bekannte dort schreiben, doch hättest Du es nicht der

Mühe wert gefunden, das Frl. zu besuchen noch zu schreiben.

Das war nicht nett von Dir!

Ich kann mir die junge Trude in ihrer neu gewonnenen Freiheit nur allzu gut vorstellen, wie sie sich dachte: Dieses Fräulein hat mir gerade noch gefehlt...

Ein weiteres Thema, mit dem Fanny Trude wohl gründlich auf die Nerven zu gehen pflegte und das in den Briefen immer wieder vorkommt, ist die Sorge um die Beziehung zur Vermieterin:

Hast Du Dein Zimmer selbst in Ordnung gebracht? Hoffentlich!

Frau Fahrni wird Dir schon Dank wissen, wenn sie nicht so viele Treppen steigen muss.

Meine liebe Trude!
Aus Deinem Schreiben entnehmen dein bestes Wohl,
was auch G.s.D. & Gott berichten kann, dein Schreiben
haben wir mit Vergnügen in, wirst du jetzt erst
wissen sein. Ich war wirklich sehr stolz - Frau. Gott.
Ich bin dir so meine Herzen sehr lieblich verbunden,
an dir. Ich. Wie lange wird es dir eigentlich noch
zu dauern? Ich bin dein Gott, was ich nicht vergessen?
Mein freudige Ich bin & ich bin sehr glücklich,
im Anblick der 1. Fülle haben wir viele Nachrichten,
haben wir & mal um mich glücklich, es gibt
jeden Tag viel viel. Mein soll ich schreiben, damit
du Brief gleich zum Post kommt.
Ich grüße & küsse dich sehr lieblich
Ike

Erster erhalten gebliebener Brief von Trudes Grossvater Ike Morgenroth vom 19. September 1987

Fanny schreibt stets mit vielen Gedankenstrichen, Ausrufe- und Fragezeichen, ihre Briefe sind emotional, ausschweifend in Lob und Tadel, etwas sprunghaft, oft auch originell und bildhaft in der Sprache. Der Grossvater schreibt kürzer, trockener und verwendet oft dieselben Formulierungen. So lautet der Anfang, wie auch in diesem ersten Brief, fast immer: «Aus Deinem Schreiben entnehmen Dein bestes Wohl, was auch G.s.D [Gott sei Dank] von uns berichten kann.»

Aus seinen Briefen sprechen aber immer auch die grosse Liebe zu seiner Enkeltochter und seine Sorgen um sie. Eines der schwierigsten Themen in den Briefen betrifft die musikalische Ausbildung. Aus Sicht der Grosseltern sollte Trude diese so schnell wie möglich abschliessen, um finanziell auf eigenen Füessen zu stehen. Verbunden mit diesem Wunsch war die Hoffnung, dass ihre Enkelin danach in die USA reisen würde, um dort als Sängerin Karriere zu machen und schliesslich die Grosseltern nachkom-

men zu lassen: «Wie lange musst du eigentlich noch studieren? Hat sich Dein Prof, noch nicht ausgesprochen?».

Der Druck auf Trude, mit dem Studium vorwärtszumachen, muss enorm gewesen sein. Die Singstunden, die Alfredo Cairati ihr erteilte, führten aber nach der vorgegebenen Anzahl Lektionen noch zu keinem Abschluss. Anscheinend hielt der Professor Trude noch nicht für bühnenreif.

In den Briefen kommt auch immer wieder die Verwandtschaft vor. Im selben ersten Brief der Grosseltern wird so auch Selma erwähnt, die behinderte Nichte von Ike, Tochter seines Bruders Sam. Fanny schreibt:

Morgen (Donnerstag) kommen unsere Lieben aus Künzelsau; um am Freitag endgültig nach Amerika abzureisen. Selma darf nicht mit und bleibt jetzt bei uns! Bekommt das Zwischen- Zimmer neben Wohn und Schlafzimmer. Die Herrenzimmer Möbel hatten wir vor einigen Monaten verkauft, d.h. halb verschenkt! Ebenso verkauften wir das Bett, und mussten jetzt wieder ein anderes kaufen.

Selma erhielt von den USA keine Einreiseerlaubnis, weil sie geistig behindert war. Sie sollte vorderhand bei Tante Fanny und Onkel Ike bleiben. «Ein bisschen wird Selma jetzt auch tun können, trotzdem sie gewöhnt ist, immer bedient zu werden!», schreibt Fanny weiter. Später sollte sich zeigen, dass sich die Grosseltern mit Selma doch etwas viel aufgebürdet hatten.

Es gehört für mich zu den grossen Rätseln von Trudes Geschichte, dass sie Selma mir gegenüber nie – aber wirklich nicht ein einziges Mal – erwähnt hat. Selma war damals 34 Jahre alt, sie sollte vier Jahre später, am 26. November 1941, mit dem ersten Transport aus Heilbronn nach Osten deportiert werden. In einer Liste der Deportationen steht unter ihrem Namen der Vermerk «schwachsinnig».⁹

Die jüdische Bevölkerung wird entrechtet

Das Leben war für die jüdische Bevölkerung mittlerweile unerträglich geworden. Wer es bisher noch nicht getan hatte, begann spätestens jetzt eine Emigration in Erwägung zu ziehen. Aus den Briefen der Grosseltern erfahren wir zwar, wer aus Familie und Bekanntenkreis Deutschland bereits verlassen hatte – doch die politische und rechtliche Situation, die dafür verantwortlich war, wird nie thematisiert. Und das, obwohl die Grosseltern doch ständig und direkt davon betroffen waren.

Ab 1933 wurden über 250 diskriminierende Gesetze, Ausführungsbestimmungen, Verordnungen usw. erlassen, die «Nichtarierinnen und Nichtarier», vor allem Jüdinnen und Juden, betrafen – dazu gehörten auch die «Nürnberger Gesetze» von 1935: Die Eheschliessung und auch der ausser-eheliche Sexualverkehr zwischen Juden und Nichtjuden wurden verboten («Rassenschande»), Jüdinnen und Juden durften keine «Arier» (also «Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes») mehr beschäftigen und keine deutschen Fahnen hissen, jüdische Beamte wurden ohne Rente in den Ruhestand versetzt, Schulen und Hochschulen durften Juden und Jüdinnen nur noch in begrenzter Zahl besuchen. Ein weiteres Gesetz verbot Druck, Verkauf und Verbreitung von Büchern jüdischer Schriftsteller. Zudem durfte keine Musik jüdischer Komponistinnen und kein Theater jüdischer Autoren mehr aufgeführt werden, auch Werke jüdischer Künstlerinnen durften nicht mehr gezeigt oder gehandelt werden.¹⁰ 1936 wurden diese Massnahmen dann etwas abgeschwächt – Deutschland wollte im Jahr der Olympischen Spiele auf seinen Ruf im Ausland achten.

Franke schreibt zur Situation in Heilbronn: «Im Gesamtüberblick ist zu sagen, dass die Judenhetze besonders stark und gezielt in den Jahren 1932 und 1933, dann wieder 1938 betrieben wurde.»¹¹ Aber auch in der Zeit dazwischen gab es die hetzerische, völkische Propaganda des *Heilbronner Beobachters* oder die Parteipresse mit den Parolen «Deutschland erwache – Juda verrecke». Laut Franke gab es nebst denjenigen, die die antisemiti-

sche Hetze mitrugen, aber stets auch Lehrpersonen, Pfarrer, Schuldirektoren, Publizistinnen, Nachbarinnen und Nachbarn, die sich gegen diese Stimmung wehrten und sich sowohl privat als auch öffentlich für die jüdischen Bürgerinnen und Bürger einsetzten. Und es gab immer noch Geschäfte, die von Jüdinnen und Juden betrieben wurden, auch wenn die nichtjüdische Kundschaft diese nur noch durch die Hintertür zu betreten wagte, um dann die Ware in neutralen Säcken wegzutragen. Franke schreibt aber weiter, dass sich «der Verkehr mit den jüdischen Mitbürgern» immer schwieriger gestaltete. «Bespitzelungen waren an der Tagesordnung, Telefone wurden überwacht. Viele erlagen schon damals der Angst, wenn es galt, alte Kontakte zu pflegen. Denn ununterbrochen klangen ja die Hetzreden in den Ansprachen der oberen und unteren Führer gegen das Judentum, und Adolf Hitler liess keine Gelegenheitvorübergehen, seine Ideologien zu wiederholen.»¹²

Eine scheussliche Stimmung. Doch es sollte noch viel schlimmer kommen. Ab Anfang 1938 durften Mitglieder der NSDAP nicht mehr mit Jüdinnen und Juden verkehren, sonst wurden sie aus der Partei ausgeschlossen. Staatsangestellte, die in jüdischen Läden einkauften, sollten fristlos entlassen werden. Im April 1938 trat die «Verordnung über die Anmeldung des Vermögens der Juden» in Kraft, gemäss der Jüdinnen und Juden ihr Vermögen deklarieren und allfällige Änderungen laufend melden mussten. Diese Schikanen hatten vor allem den Zweck, den Jüdinnen und Juden den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden und sie dazu zu bringen, wegzufahren, ohne ihr Vermögen mitzunehmen. Im selben Jahr wurden auch die Zuname «Sara» und «Israel» für jüdische Frauen und Männer Pflicht.

Im Herbst 1938 wurden sämtliche Jüdinnen und Juden polnischer Herkunft nach Polen deportiert. Sie wurden auf Lastwagen gepfercht, und ihnen wurde nur das belassen, was sie tragen konnten, schreibt Franke. Doch damit nicht genug, «nahe der Grenzstation Benschewitz wurden sie ein-

fach auf die Felder gejagt. Einige der Älteren und Kranken überlebten bereits diese Massnahmen und Unmenschlichkeiten nicht.»¹³

Ein junger Jude, Herschel Grynszpan, dessen Eltern ebenfalls nach Polen abgeschoben worden waren, schoss am 7. November 1938 in Paris auf den deutschen Botschaftssekretär Ernst Eduard vom Rath, NSDAP-Mitglied, der einige Tage danach starb. Die deutsche Propaganda nutzte dieses Attentat, um den Volkszorn gegen die Juden noch mehr anzuheizen, die NSDAP blies zum organisierten Angriff: Die Nacht vom 9. auf den 10. November war der Auftakt, überall in Deutschland wurden ab dieser Nacht und in den folgenden Tagen Synagogen und andere jüdische Einrichtungen angezündet. Jüdische Häuser und Wohnungen wurden gestürmt, geplündert und verwüstet, die Menschen ins Freie gezerrt, verprügelt, verschleppt und ermordet. Die Bezeichnung «Reichskristallnacht» soll vielleicht an das viele zerschlagene Geschirr, die Leuchter und die Vasen erinnern, zutreffender ist dennoch die Bezeichnung «Novemberpogrome».

In Heilbronn wurde die Synagoge am Morgen des 10. Novembers niedergebrannt. In der Presse wurden die Gewalttaten später als spontane Äusserung des Zorns des deutschen Volkes dargestellt, das die «jüdische Niedertracht» nach dem angeblich von allen Juden mitgetragenen Anschlag auf vom Rath nicht mehr länger ertrug. Es war aber nicht «das Volk», das sich erhob. Vielmehr handelte es sich um zentral von der Parteiführung organisierte und ausgerüstete Schlägertrupps, die ähnlich orchestriert waren wie beim Boykott jüdischer Geschäfte 1933.

Auch in Künzelsau brannte die Synagoge am 10. November. Der *Kocher- und Jagstboten*, die *Nationalsozialistische Tageszeitung für den Kreis Künzelsau*, berichtete: «Nach Bekanntwerden des Ablebens des durch feige jüdische Mörderhand niedergestreckten deutschen Diplomaten, Parteigenossen vom Rath haben sich im ganzen Reich spontane judenfeindliche Kundgebungen entwickelt. Die tiefe Empörung des deutschen Volkes machte sich dabei auch vielfach in starken antijüdischen Aktionen Luft. Der

Zorn des Volkes galt in erster Linie den Brutstätten des jüdischen Verbrechergeistes, den Synagogen. Diese wurden gestern in Künzelsau, Hohebach, Berlichingen und Braunsbach zerstört.»¹⁴

Die ersten Sätze waren eine amtliche Mitteilung des Deutschen Nachrichtenbüros, erschienen also in identischem Wortlaut in vielen deutschen Zeitungen.

Offenbar wurden der Feuerwehrkommandant von Künzelsau und sein Stellvertreter am 10. November zu einer Besprechung mit der Ortsgruppenleitung der NSDAP bestellt. Dort wurde ihnen mitgeteilt, die Feuerwehr dürfe nicht ausrücken, falls die Synagoge brenne. Am gleichen Tag wurden zudem zahlreiche Juden in Künzelsau verhaftet, die den Angriff auf die Synagoge eventuell hätten abwehren können. Als die Synagoge dann tatsächlich brannte, wurde die Feuerwehr erst sehr spät alarmiert, woraufhin sie aber dann doch ausrückte. Vor Ort soll sie von einerjohlenden Menge am Einsatz gehindert worden sein. Die Synagoge brannte bis auf die Grundmauern nieder... Gemäss der Verordnung «Wiederherstellung des Strassenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben», die kurze Zeit später verabschiedet wurde, musste die jüdische Gemeinde in Künzelsau – wie übrigens auch in allen andern Orten – die Kosten für die Räumung selber tragen.

Am 7. und 8. November 1938, also kurz bevor die eigentlichen Zerstörungen und Ausschreitungen begannen, wurden in ganz Deutschland Tausende junge, in den Gemeinden aktive Jüdinnen und Juden verhaftet und nach Dachau oder Buchenwald gebracht – darunter auch Ikes Bruder Max. Raphael Bauer, Ikes Schwager, war bereits im Juli nach Dachau deportiert worden und verstarb dort nach wenigen Wochen.

In den Briefen der Grosseltern findet sich nicht der kleinste Hinweis auf all diese Schrecken, die sie doch so direkt betrafen. Auch ihren Verwandten in Heppenheim muss es zu diesem Zeitpunkt sehr schlecht gegangen sein. Dort wurden nämlich die städtischen Angestellten, nachdem sie am Morgen des 10. Novem-

bers ihren Dienst angetreten hatten, zur Synagoge beordert, um diese zu zerstören. Sie übergossen die Sitzbänke mit Petroleum und zündeten sie an. Gegen Mittag war die Synagoge ausgebrannt, die Feuerwehr verhinderte lediglich das Übergreifen des Brandes auf die Nachbarhäuser. Mit Sprengungen wurde die Synagoge schliesslich ganz zerstört. Doch damit nicht genug – so schildert Metzendorf eindrücklich, wie die «zusammengetriebenen Juden [...] in einem erniedrigenden Zug» durch die Stadt geführt wurden. «Ein Jude musste dabei mit der Schelle, mit der früher die amtlichen Bekanntmachungen ausgestellt wurden, den Zug ankündigen, ein anderer den schweren eisernen Davidstern von Dach der Synagoge vorwegtragen, während wieder andere Juden Reisigbündel auf dem Rücken hinter dem Zug her zu schleppen hatten. Sie alle wurden vor die Synagoge geführt und gezwungen, bei der Einebnung der noch stehenden Mauern mitzuhelfen.»¹⁵

Und die Schikanen gingen weiter: Noch vor Ende 1938 wurde die sogenannte «Verordnung zur Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit» erlassen, gemäss der die Juden eine «Sühnesteuer» in der Höhe von zwanzig Prozent des individuellen Vermögens zu entrichten hatten. «Was dieser Eingriff in das Vermögen der Juden bedeutete, kann man ermessen, wenn man sich vor Augen führt, dass viele Juden, vornehmlich Geschäftsleute, bereits gezwungen waren, infolge des nachlassenden oder minimalen Geschäftsganges von ihrem Vermögen zu leben!», so Metzendorf.¹⁶ Die Grosseltern hatten ihr Geschäft bereits einige Jahre vorher aufgegeben, das Haus verkauft – sie mussten also von ihrem Vermögen leben. Wenigstens waren sie von der «Verordnung zur Ausschaltung der deutschen Juden aus dem Wirtschaftsleben», die ihnen per 1. Januar 1939 jede Geschäftstätigkeit verboten hätte, nicht mehr betroffen.

Auch der Zugang zum Gesundheitswesen wurde erschwert. So war jüdischen Patienten nur noch erlaubt, jüdische Ärzte aufzusuchen, die wiederum nicht mehr über die Krankenkasse abrechnen konnten. Im Februar 1939 mussten Jüdinnen und Juden zusätzlich eine «Gold- und Silberabgabe» leisten, so verlangte es die «Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermö-

gens». Franke schildert die Umsetzung dieser Verordnung in Heilbronn. Demnach mussten «alle Gegenstände aus Gold, Silber, Platin, alle Edelsteine und Perlen innerhalb von zwei Wochen» abgeliefert werden. «Für die Heilbronner Juden war die Staatliche Pfandleihanstalt in Stuttgart der Ort der Ablieferung. Diese wurde so gehandhabt, dass ausser den Eheringen den Juden nichts belassen und für das Abgelieferte ein lächerlicher Betrag gezahlt wurde.»¹⁷

Wer irgendwie konnte, verliess Heilbronn. 1938 waren es 151 Jüdinnen und Juden, die sich aus Heilbronn in Sicherheit brachten, 1939 dann nochmals 156.¹⁸ Diejenigen, die sich erst jetzt auf den Weg machten, mussten ihren Besitz für einen Pappenstiel verkaufen, und die Überweisung von Vermögen ins Ausland war praktisch unmöglich. Das Geld musste vor der eigentlichen Überweisung auf ein Sperrkonto einbezahlt werden, dabei beanspruchte der Staat für sich bis zu 96 Prozent des einbezahlten Betrags. Bald erteilte die Devisenstelle überhaupt nur noch in Ausnahmefällen eine Genehmigung für Überweisungen ins Ausland.

Im April 1939 wurde den Jüdinnen und Juden der Mieterschutz entzogen, das heisst, sie konnten jederzeit aus ihren Mietwohnungen gewiesen werden. In Untermiete durften sie zukünftig nur noch bei andern jüdischen Familien wohnen. Damit begann die Umsiedlung in Judenhäuser, von der auch Trudes Grosseltern schon bald betroffen sein sollten.

In Heilbronn kaufte die Stadt zahlreiche Häuser von jüdischen Besitzern zu einem Spottpreis und vermietete sie dann billig weiter an verdiente Parteigenossen. Der jüdische Grundbesitz wurde durch den Verkauf an den Staat oder an Private allmählich «arisiert» – und zwar nicht nur in Heilbronn, sondern in ganz Deutschland, flächendeckend.

Die Versorgung mit Lebensmitteln und andern Waren wurde für die Juden immer schwieriger – in den meisten Geschäften waren sie unerwünscht, eigene Geschäfte durften sie keine mehr führen.

Nichtjüdische Bekannte, die für sie Einkäufe tätigten, hatten Repressionen durch Partei und Gestapo zu befürchten.

In einem Brief vom 27. Dezember 1938 beklagt sich die Grossmutter, sie habe vor fünf Wochen in einem Warenhaus Decken gekauft, doch erhalten habe sie diese noch immer nicht. Sicher war den Geschäftsleuten zu diesem Zeitpunkt bereits bewusst, dass ihnen nichts, aber auch gar nichts passieren konnte, wenn sie ihre jüdische Kundschaft betrogen. Fanny blieb dennoch optimistisch: «Sobald das Wetter besser wird, & ich wieder auf die Strasse kann, werde wieder mal hinfahren, vielleicht bekomme ich dieselben, oder Geld zurück 57,50 Mk.»

Trude soll heiraten oder Karriere machen

Mittlerweile lebte Trude seit eineinhalb Jahren in der Schweiz. Aus einem Brief der Grosseltern geht hervor, dass ihre Enkelin am 10. April 1938 um Viertel vor zwei in einer Radiübertragung mitwirken sollte. Sie war also in ihrer Gesangsausbildung zur Sängerin weitergekommen. Fanny schreibt: «Auf Sonntag freuen wir uns, Dich zu hören, opfern sogar unseren Mittags-schlaf!»

Die Grosseltern mahnen, Trude solle aufs deutsche Konsulat gehen, um ihren Pass zu verlängern. Die Gesetzeslage scheint unklar. Die beiden befürchten, dass Trude ihr Heimatrecht verlieren könnte, wenn sie nicht regelmässig nach Deutschland fahre. Überhaupt scheinen sie besorgt um Trudes Wohlergehen: «Du schreibst in Deiner Karte vom 30/3 dass es dir gesanglich recht gut geht, (aber sonst?) geht es Dir sonst nicht nach Wunsch?», fragt Grossvater Ike, und Fanny scheint dieselben Bedenken zu haben: «Hoffentlich geht es Dir gut! D.h. nicht nur stimmlich sondern Allgemein!-»

Wir erfahren von weiteren Bekannten, die Deutschland verlassen, und beiläufig auch von solchen, die es nicht schaffen. Daneben und im selben Tonfall berichtet Fanny, was andere junge Frauen so leisten:



Porträtaufnahme von
Trude, 1938

Ilse R. singt wieder in Mannheim in einer Operette. Vor 2 Wochen gastierte die Hamburger Kulturbühne hier (Dalila!) Hauptrolle spielte Fräulein Ursula Liebling, 17 Jahre erst, welche ebenfalls in Zürich ausgebildet wurde. Dieselbe leistete Vorzügliches.

Dass Lisi Rosental¹⁹ in Bombay (Indien) sich verlobte, weisst Du. Gerda Stai-
gle heiratet ebenfalls bald, ist aber sehr jung (erst 18 Jahre).

Ein deutlicher Hinweis an Trude, sie solle doch Karriere machen oder wenigstens bald einmal in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen. Wer kann es den Grosseltern verdenken? Ungemein deutsch-jüdisch ist ein Nachsatz der Grossmutter:

Es wäre mir eine grosse Beruhigung zu wissen, dass Du an Pessach (ab Karfreitag morgens 9 Uhr) kein Chomez issest; sowie Samstag & Sonntag zur Synagoge gehst; Gelt? Tu dies uns zuliebe!!

Die Zeitangabe für Pessach mit Karfreitag ist typisch für das emanzipierte deutsche Judentum – und entbehrt nicht einer gewissen Komik. Mit «Chomez» sind gesäuerte Speisen gemeint, deren Genuss an Pessach verboten ist, zum Beispiel Brot. Die Dringlichkeit dieser Bitte hatte vor allem mit der unsicheren Grosswetterlage zu tun, Trude sollte sich gottbehüte nicht versündigen und so noch zusätzlich den Zorn des Allmächtigen auf sich lenken.

Im Laufe des Aprils 1938, eineinhalb Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, gibt es weitere schlechte Nachrichten für Trude: Die Grosseltern können das Studiengeld, das sie bis anhin immer überwiesen haben, nicht mehr ausbezahlen, und auch die Vorschriften für die Überweisung von Devisen wurden offenbar geändert. Die beiden sind in Aufregung:

Hoffentlich 1. Trude, kommst Du nicht allzusehr in Not (Gott behüte)!!-. Falls Du dort jemand hättest zum aushelfen, würden wir finanziell dafür aufkommen, oder falls Du es vorziehen solltest, während der Krise heimzukommen; ist uns dies auch recht! Sollte Dir das Reisegeld fehlen; würden wir Hauptbahnhof Singen schicken, schreibe wie viel. Keinesfalls sollst Du in Not geraten; schreibe sofort, denn wir sind sehr beunruhigt. Schreibe, was man schicken kann und darf! Kannst Du Dich dort an die Nothilfe wenden? Vielleicht wird Dir leihweise ausgeholfen!

Auch für Mai wird Trude kein Geld erhalten. Der Grossvater plädiert daher für eine Rückkehr nach Heilbronn, wenigstens so lange, bis sie wieder Geld erhalte. Grossmutter Fanny schneidet derweil erneut die Frage an, ob sich Trude nicht durch Heirat für die Zukunft absichern wolle:

Dr. Schliz sind wieder hier, Josepha ist verlobt, heiratet demnächst!
Hanna Ekart ist verheiratet! in Mannheim: Deine Schulkameraden bringen sich nach & nach unter die Haube! Hast Du nicht Lust? Dies ihnen nachzuthun? aber vernünftig!!

Trude wird sich wohl über die Grossmutter geärgert haben: Nach einer vernünftigen Heirat stand ihr damals kaum der Sinn. Und auch der Vergleich mit der grossbürgerlichen Josepha Schliz, in ihrer noch heute zu bewundernden Villa, empfand sie in ihrer Situation wohl eher als absurd.

Der nächste Brief, den Trude aufbewahrt hat, datiert erst von Ende Jahr, vom 17. Dezember 1938. Die Grosseltern haben ihr anscheinend ein Weihnachtspaket geschickt: «1 St. Biskuit, 1 St. Huzelbrot, 1 Criststollen, Haselplätzchen, 1 St. Hartwurst, 1 St. Mettwurst lasse es Dir gut schmecken.» So vieles bleibt ungesagt – dabei weist der Brief noch keine Zensurstreifen auf. Wir erfahren alles über den Inhalt des Pakets, aber einmal mehr kein Wort zu den eigenen Erfahrungen und denen ihrer Angehörigen.

Nach Hause fuhr Trude offenbar nicht mehr oft:

Wir sind froh, dass es Dir in Zürich gut gefällt: Vielleicht kannst Du die Osterferien bei uns verbringen: Will Dir noch sagen, dass Du zu Weihnachten ja nichts schickst. Heute geht Chanukka an. Ich glaube, dass viele dies nicht wissen. Lasse uns nicht lange ohne Nachricht!

Im folgenden Brief vom 27. Dezember 1938 hat die Absenderadresse der Grosseltern geändert. Sie wohnen jetzt nicht mehr an der Staufenberg-, sondern an der Innsbruckerstrasse 36. Sie sind aber nicht etwa umgezogen, vielmehr wurde der Strassenname geändert. Auch andere Strassen in Heilbronn erhielten damals neue österreichische Städtenamen – eine Reverenz an die Annexion Österreichs durch Nazi-Deutschland.

Wie bereits erwähnt, war es den Grosseltern ein dringendes Anliegen, dass Trude in die USA auswandern und sie anschliessend nachkommen las-

58 Flucht – Von Heilbronn nach Zürich

United States of America **UNITED STATES LINES**
Affidavit of Support

County of NEW YORK Prepaid Ticket No. _____
 State of NEW YORK SS

I, Julius M. H. R. (Name) residing at 2140 Amsterdam Ave.
New York City (City) N.Y. (State) being duly sworn depose and say:

1. (a) That I was born a citizen of the United States on: _____
 (b) That I was naturalized a citizen of the United States on: Date NOVEMBER, 14, 1927 at the New York City, N.Y.
 City of _____ in the _____ (City) _____ (Country)
 County of _____ of my certificate being _____ (State) _____
 State of _____ issued by Southern District of my certificate being _____ (Court)
New York City

2. That I am _____ years of age and have resided in the United States since July, 27, 1905.

3. That the undermentioned alien(s) desire(s) to come to the United States because she wants to become an American citizen.
 (State reasons fully)

4. That the financial status of the alien(s) is ///
The applicant is not dependent on me for support.
 (State whether or not the applicant is dependent on you for support)

5. That my regular occupation is bookkeeper Lehman Brothers, 101 Park Avenue
Place, Brooklyn, N.Y. My average weekly earnings amount to \$ 27.00

6. My other assets are as follows:
 (a) Bank account \$ 1,750.30 (b) Insurance: Total cash surrender value of policy (ies) \$ 207.00
 (c) Real Estate \$ _____
 Yearly income from rentals of Real Estate \$ _____ and that the encumbrance on said property, if any, amounts to \$ _____
 (d) Stocks and bonds \$ _____

7. That my present dependents consist of wife and child
 (Name and age)

8. That it is my intention and desire to have my relatives whose names appear below, at present residing at:
Zürich, Switzerland, Plattenstr. 23.
 (Give complete address)

come and remain with me in the United States until such time as they may become self-supporting.

Name of Alien(s)	Sex	Date of Birth	Country of Birth	Occupation	Relationship to Applicant
<u>Gertrud Paula</u>		<u>Sept. 14, 1918</u>	<u>Germany</u>	<u>Opera-Singer and Pianist</u>	<u>Cousin</u>
	<u>Female</u>				

REMARKS: The prospective immigrant is of Jewish descent.

I am willing and able to receive, maintain, support and be responsible for the alien(s) mentioned above while they remain in the United States, and hereby assume such obligations, guaranteeing that none of them will at any time become a burden on the United States or on any State, County, City, Village or Municipality of the United States; and that any who are under sixteen years of age will be sent to day school at least until they are sixteen years old and will not be put to work unsuited to their years.
 That the above mentioned relatives are in good health and physical condition and are mentally sound, to the best of my knowledge

Affidavit of Support (Bürgschaft) für Trude vom 4. Januar 1939, von Julius Muhr (früher Morgenroth), einem Neffen von Grossvater Ike

sen konnte. Schon im vorhergehenden Brief hatten sie betont, wie gut es sei, dass die Morgenroths in den USA verheiratete Kinder hätten, die sie aufnehmen beziehungsweise «anfordern» konnten. Diese «Anforderung» sollte in den kommenden Monaten und Jahren immer wieder Thema sein.

Wer damals in die USA emigrieren wollte, brauchte ein sogenanntes Affidavit, also eine Bürgschaft von jemandem mit genügend finanziellen Mitteln. Trude hatte noch kein solches erhalten, die Grosseltern hatten aber gehört, dass sie als Künstlerin auch ohne Bürgschaft einreisen konnte. Fanny schreibt:

Was eine Bürgschaft nach Amerika anbetrifft, kann uns dort niemand anfordern; Eltern oder Kinder welche wir beide dort nicht haben: Du könntest evt. als Künstlerin (Musikerin? Sängern, Konzertpianistin) ohne Bürgschaft reisen; Was die Verwandtschaft anbetrifft, so sind z. Zt. so sehr viele Anspruchsvolle uns voraus gekommen.

Eine Bürgschaft für Trude war allerdings bereits unterwegs: Julius Muhr, einer von Sam Morgenroths Söhnen, der als Buchhalter beim Finanzinstitut Lehman Brothers arbeitete, hatte sie gestellt. Dem Affidavit beigelegt war ein Auszug der Lebensversicherung von Bertha Salinger, Fannys Schwester, – anscheinend eine zusätzliche Garantie.

Trude nahm diese Bürgschaft nie in Anspruch, weil sie auf keinen Fall von Zürich weg wollte – und schon gar nicht nach New York zur Verwandtschaft.

Der erste Brief im neuen Jahr datiert vom 17. Januar 1939 und enthält die üblichen Vorhaltungen: dass Trude lange nicht geschrieben und auch die Fragen der Grosseltern nicht beantwortet habe. Die Geldüberweisung hat diesmal geklappt, aber offenbar braucht es mittlerweile für alles eine Bewilligung, auch um gebrauchte Kleider nachzuschicken:

Dein vorjähriges Kleid muss erst im Stande gesetzt werden, ist ganz fleckig! Du musst dich also noch gedulden bis wir es flicken können, werden aber bald um Genehmigung eingeben. Willst du sonst noch etwas von Deinen Sachen?

Die Grosseltern haben Visa in die USA beantragt, auch ohne «Anforderung», allerdings stehen sie weit hinten an:

Wie's mit unserer Amerikareise ist wissen wir noch nicht.

Unsere Nummer ist sehr hoch 98 727. Auch haben wir noch keine Bürgschaft! Tante Mina kommt demnächst auch wegen Visum nach Stgt ev. hierher! Ist von ihren Kindern angefordert und hat sehr kleine Nummer 5232.

Anfang Mai 1939 wird von den Grosseltern erstmals erwähnt, dass Trude sich für Unterstützung an Silvain S. Guggenheim gewendet habe, den ehrenamtlichen Leiter des «Verbandes Schweizerischer Israelitischer Armenpflege» (VSIA). Darüber sind sie sehr froh, wie sie schreiben, denn die Geldüberweisung hat anscheinend wieder nicht geklappt. Trude hat immer wieder erzählt, dass sie von SSG, wie Guggenheim genannt wurde, eine bevorzugte Behandlung erhalten habe. Sie habe nie in der Schlange warten müssen wie die andern Bittsteller, sondern konnte immer direkt zu ihm gehen – Fanny und Ike kannten ihn vielleicht, oder sie hatten über Bekannte eine Verbindung zu ihm geschaffen.

Die Schwierigkeiten bei der Geldüberweisung lagen diesmal wohl an einer neuen Schikane: Trude musste jetzt neben ihre Vornamen Paula Gertrud noch «Sara» schreiben, wie alle jüdischen Frauen, die Männer hiessen zusätzlich alle «Israel». Bereits seit Oktober 1938 waren ihre Pässe zudem mit einem «J» für Jude beziehungsweise Jüdin gekennzeichnet.

Im nächsten (undatierten) Brief mischt Grossmutter Fanny wieder grosse und kleine Neuigkeiten, Relevantes und Alltagskrimskrams bunt durcheinander:

L. Trude hast Du Dir jetzt ein Gesellschaftkleid gekauft? Auch Schuhe wolltest Du Dir kaufen. [...] Diese Woche wollen wir uns erkundigen, wie wir Dein Kleid flicken können, wir werden dann gleich um Genehmigung eingeben, und hoffen, von dem Zoll oder anderer Landesstelle die Erlaubniss zum Export zu bekommen. Gerne würde dir etwas Wäsche schicken; wissen aber nicht ob dies erlaubt ist, und gegen die Reichsbestimmungen wollen wir nicht handeln: wir wollen uns keiner Strafe aussetzen: Du weisst ja, wir alten Leute gehören nicht zu den Klügsten!

Macht sich die Grossmutter hier etwa bewusst klein, um nicht den Zorn der Obrigkeiten zu erwecken?

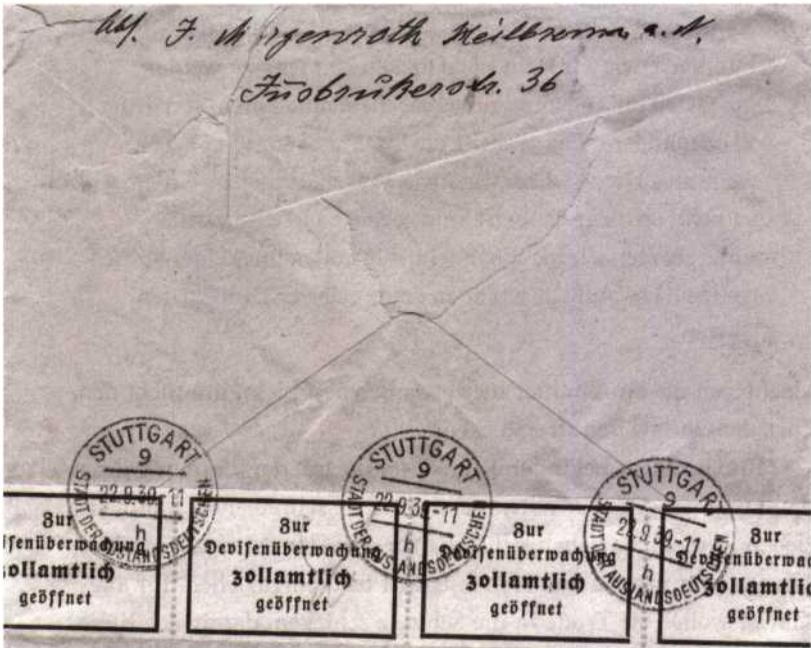
Mitte Juni 1939 beginnen Fanny und Ike mit der Räumung ihrer Wohnung, wissen aber noch nicht – wie sie schreiben –, wohin sie ziehen werden. Sie haben sich zwar für ein Altersheim angemeldet, können aber nicht damit rechnen, dort bald einzuziehen. Ihr altes Klavier wollen sie Trude in die Schweiz schicken, damit sich diese die Klaviermiete sparen kann, und auch Wäsche aus der Aussteuer von Trudes Mutter Selma soll dorthin gelangen – allerdings wissen die Grosseltern nicht, ob sie dafür eine Bewilligung der Devisenstelle erhalten werden.

Die letzte Postkarte vor Kriegsbeginn datiert vom 18. August 1939. Diesmal hatten die Grosseltern lange nicht geschrieben, sie waren mit der Räumung der Wohnung beschäftigt.

Der Grossvater ist mittlerweile ungeduldig, was den Fortschritt von Trudes Ausbildung angeht, wenn er dies auch nicht offen schreibt: «Wann geht bei Dir die Arbeit wieder an? D. h. wann hört das Faulenzen auf?». Die Grossmutter fügt, ganz entgegen ihrer bisherigen Gewohnheiten, nur wenige Sätze an, wenig Ausrufezeichen, keine Vorwürfe – sie verleiht nur ihrer Sorge um das Wohlergehen der Enkelin Ausdruck.

Am 31. August 1939 erteilt Adolf Hitler ohne vorherige Kriegserklärung den Befehl für den Angriff auf Polen, der Einmarsch beginnt am

62 Flucht Von Heilbronn nach Zürich



Erster Briefumschlag mit Zensurstreifen nach Kriegsbeginn, abgestempelt am 22. September 1939

1. September. Am 3. September erklären Frankreich und England Deutschland den Krieg – der Zweite Weltkrieg hat begonnen.

An Trudes 23. Geburtstag, dem 13. September 1939, schicken die Grosseltern ihr eine Postkarte, die letzte ohne Zensurstreifen. Ike schreibt lakonisch:

Meine liebe Trude

Deine Karte haben erhalten u. freuen uns, dass es Dir soweit gut geht, was auch G.s.D. von uns berichten kann. Machst Du gute Fortschritte? Du hast scheint's lange Ferien gehabt und wirst nun wieder gestärkt an die Arbeit gehen können.

Und Fanny mahnt: «L. Trude gehe Du zur Synagoge 14. & 15. Neujahr, 23. Jom Kippur hoffentlich fastest Du gut. Mutter.» Unerwähnt bleibt, dass Fanny und Ike in Heilbronn in keine Synagoge mehr gehen konnten.

Ab jetzt sind alle Briefe mit einem Zensurstreifen versehen, einige haben einen einfachen Stempel «Oberkommando der Wehrmacht» und einen Kleber «Geöffnet», andere sind mit einem Klebestreifen versehen: «Zur Devisenüberwachung zollamtlich geöffnet».

Nachrichten von Papa Arthur

Trudes Vater, Papa Arthur, hatte sich, wie erwähnt, schon vor dem Krieg in die Tschechoslowakei abgesetzt, der genaue Zeitpunkt ist mir nicht bekannt. Von ihm sind acht Briefe erhalten. Seine Schrift ist leicht zu lesen, keine Sütterlinschriftzeichen wie bei den Grosseltern, recht elegant, sparsam verschnörkelt.

Der erste Brief datiert vom 17. Oktober 1937 und kommt aus Karlsbad, der letzte ist von September 1941 aus Prag. In Karlsbad wohnt er im mittlerweile etwas heruntergekommenen Theaterhotel Weber, einst eine schicke Adresse. Er schildert seine missliche Lage:

Mein liebes Trud'chen!

Deinen Brief aus Zürich habe erhalten. Wenn ich Dir denselben bisher nicht beantwortete so nur aus dem einen Grunde weil ich nicht klagen will. Es geht mir leider in letzter Zeit wieder hundselig. Eine Nierenkolik, die ich wieder bekam, hat mich sehr heruntergebracht, und da ich in den letzten Wochen nichts verdienen konnte, muss ich wieder hungern, weiss nicht mal woher ich die Hotelmiete zahlen soll. Ich habe keinen Menschen, der mir hilft, also hilf Dir selbst aber wie?

Doch wozu weiter klagen, wo Du mir doch nicht helfen kannst und Dich bestimmt sehr quälen musst, um durchzukommen. Wie geht es Dir sonst? Warum bist Du umgezogen? Schreibe mir mal ausführlich, wie Du Deine Tage verbringst. Vielleicht wirst Du mal eine grosse Sänge-

rin, das wäre meine grösste Freude.

Zur Zeit bin ich ganz verzweifelt, nicht weil ich nichts zu essen habe, sondern weil ich keinen Ausweg sehe, denn da ich keine Arbeitserlaubnis bekommen kann, bin ich dauernd sehr gehandikapt.

Solltest Du mir zu meinem Geburtstag diese Woche einen kleinen Betrag überweisen können, wäre ich Dir sehr dankbar, vorausgesetzt natürlich, dass Du dazu in der Lage bist und es Dir nicht weh tut.

Wenn ich diese Bitte an Dich richte, kannst Du Dir vorstellen, in was für einem Zustand ich mich befinde.

Mit gleicher Post sende Dir als Drucksache eine Zeitung, in welcher mein Bild enthalten ist.

Herzlichst grüsst und küsst Dich

Dein Vater

Papa Arthurs Ton ist kläglich und entspricht damit dem Bild, das Trude jeweils von ihrem Vater gezeichnet hat. Sie hielt keine grossen Stücke auf ihn und hat den Abstieg vom leichtsinnigen Bonvivant zum bettelnden Hungerleider auch seinem – ihrer Ansicht nach – schwachen Charakter zugeschrieben. Doch dass es ihm nun so schlecht ging, muss für Trude zusammen mit allen andern Nachrichten doch sehr belastend gewesen sein: Die politische Lage in Deutschland, die sich ständig verschlechternden Lebensumstände der Grosseltern, Trudes eigene finanzielle Situation sowie der ständig auf ihr lastende Druck, das Studium möglichst schnell zu beenden.

Ein nächster, viel optimistischerer Brief vom 3. Januar 1938 kommt aus Teplitz-Schönau im Sudetenland (Nordböhmen/Tschechien, heute Teplice, ehemals österreichisch und deutschsprachig). Wir wissen nicht, ob Trude ihrem Vater inzwischen Geld geschickt hatte. Jedenfalls schreibt er: «Endlich ein Lebenszeichen von Dir» und bittet seine Tochter, ihm wenigstens jede Woche eine Postkarte zu senden. Und weiter:

Karlsbad / Füstun 17. 10. 37
Hotel Weber

Mein liebes Trud'chen!

Deinen Brief aus Füstun habe erhalten.
Wenn ich für denselben bisher nicht beset-
wortete, so nur aus dem einen Grunde weil
ich nicht klagen will. Es geht mir leider in
letzter Zeit wieder wunderbar. Eine
Krankheit, die ich wieder bekomme, hat mich
schon lemmungelbracht, und da ich in der
letzten Woche nichts andern konnte, mag
ich wieder hungern, will nicht mal sehen
ich die Hotelkiste zahlen soll. Ich
habe keinen Messer, du mir hilfst, also
hilf für selbst aber wir?

Ich will nicht klagen, wo für mich
doch nicht helfen kannst und dich byfiant
schon quälst genug, um durchzukommen.
Wie geht es für sonst? Warum bist
für ungerogea? Schreibe mir mal.

Also in den letzten 2 Monaten hat sich meine Situation hier bedeutend gebessert. Ich habe in der letzten Zeit überall Erfolge gehabt, sogar die Arbeitserlaubnis habe ich vom Landesamt erhalten. Ein Preisausschreiben, das ich in der Zeit im Bild organisierte war ein voller Erfolg gewesen und habe ich Reisen teils mit Auto, teils per Bahn musste ich durch die C.S.R. dabei machen, immer waren meine Gedanken unterwegs bei Dir und ich hatte das Gefühl, als ob mich Deine Liebe und Deine Wünsche begleiteten. War dies nur Einbildung oder hast Du wirklich oft an mich gedacht? Ich bitte Dich, mir diese Frage genau und wahrheitsgetreu zu beantworten, denn ich möchte wissen, ob Menschen die räumlich weit auseinander sind, sich doch geistig nahe stehen können oder ob dies nur eine Einbildung von mir ist. Bei Deiner seligen Mutter wäre ich davon überzeugt gewesen; sollte sich diese Liebe von ihr zu mir auf Dich übertragen haben?

Ich vermute, dass er mit diesem esoterischen Exkurs über zwischenmenschliche Beziehungen den Ton für Trude nicht wirklich traf – von seiner grossen Liebe und dem Bedürfnis nach Nähe hatte sie als Kind nichts mitbekommen, und sie war bekanntlich auch überzeugt, dass die kurze Ehe ihrer Eltern unglücklich gewesen war.

Aus dem Brief geht weiter hervor, dass Papa Arthur jetzt wieder mehr Geld hat, er arbeitet für *Zeit im Bild* als Inserateakquisiteur und ist unterwegs in Sachen Winterkurorte und Sporthotels. Er zeigt sich denn auch entsprechend spendabel:

Mit Frau Kahner [seine Freundin] stehe ich jetzt sehr gut, sie hat mich sogar gebeten Dich zu ihr einzuladen, auch das Verhältnis zu Gretl hat sich bedeutend gebessert. Da ich jetzt gut verdiene, so haben dieselben von mir schöne Geschenke bekommen. [...] Sind die Theater in Zürich vielleicht gut? Willst Du in der Schweiz bleiben? Bist Du in der Oper mal wieder aufgetreten und in was für einer Rolle? Was sind das für Leute bei denen Du wohnst?

Hast Du nette Bekannte dort in Zürich? Ist es lustig dort und sind die

Menschen herzlich? Ich weiss nur, dass die Schweizer sehr solide und moralisch sein sollen. Es ist schon öfters bei uns in der Redaktion geplant worden, eine Sondernummer «Schweiz» durch mich zu machen, das Prager Tagblatt hier hat es voriges Jahr mit grossem Erfolg getan. Vielleicht komme ich mal plötzlich eventuell im Auto mit meinem Vetter Rosenberg nach Zürich.

Fast zwei Jahre liegen zwischen diesem und dem nächsten von Trude aufbewahrten Brief von September 1940, auf den wir noch zurückkommen werden – darüber, wie es ihm in der Zwischenzeit erging, wissen wir leider nichts.

Trude erhält Unterstützung von der jüdischen Fürsorge

Ihr deutsches Bürgerrecht hat Trude ziemlich sicher mit der kollektiv-automatischen Massenausbürgerung der Juden nach der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 verloren. Durch diese Massnahme wurde allen deutschen Jüdinnen und Juden, die sich im Ausland aufhielten, die Staatsbürgerschaft entzogen. Trude hatte letztmals am 2. Mai 1941 beim Deutschen Generalkonsulat in Zürich ihren Pass verlängern lassen, gemäss dem Eintrag wäre er bis am 1. Mai 1942 gültig gewesen.

Die letzte Geldüberweisung der Grosseltern ist in Trudes Pass am 23. Februar 1939 vermerkt. Spätestens ab Sommer 1939 gehörte sie zu den Tausenden mittellosen jüdischen Emigrantinnen und Emigranten²⁰, für deren minimale Existenzsicherung die jüdische Fürsorge aufkommen musste. Einen kleinen Betrag verdiente sie sich mit den Klavierstunden für die Emer-Töchter, und zehn Dollar liess ihr monatlich eine Cousine ihres Vaters aus den USA zukommen – eine Arbeitserlaubnis konnte sie nicht erhalten.

Aus einem Memorandum des VSIA von März 1940 geht hervor, wie viel Geld Trude damals von der Armenpflege erhielt:

Trude Waldo [...] hat gemäss Merkblatt vom 12. September 1939 an die Kosten ihres Lebensunterhaltes einen monatlichen Zuschuss von

Fr. 25.- für die Dauer von 6 Monaten erhalten, nachdem sie bei Prof. A. Cairati Gesang studiert und im Sommer 1940 ihre Ausbildung beendet haben dürfte (Auskunft Rob. Faller vom 30. Juni 1939 und Zeugnis Prof. Cairati vom 27. Juni 1939) – Mit Schreiben vom 16. Februar 1940 ersucht sie um Weiterführung der Beihilfe auch für das kommende Jahr.

Der Unterstützungsausschuss beschloss, ihr für März bis August 1940 weitere 150 Franken zu gewähren. Die Gesangsstunden erteilte ihr Professor Cairati unentgeltlich. Trude erhielt als Musikstudentin ausserdem noch weitere Beiträge – das waren eigentliche Privilegien gegenüber der Mehrzahl der anderen Flüchtlinge. So unterstützte auch der Hilfsverein für Jüdische Auswanderung ihr Musikstudium monatlich mit zehn Franken. Und aus der Armenkasse des Dienstagclubs (eines bürgerlich-jüdischen Vereins) erhielt sie weitere 25 Franken monatlich, Guggenheim hatte sich persönlich dafür eingesetzt.

Wie es Trude in dieser Zeit erging, ist schwierig zu rekonstruieren. Im Januar 1940 verletzte sie sich offenbar beim Skifahren das Knie. Ihr Brief vom 11. Januar an die juristische Mitarbeiterin des VSIA, Dr. Meyer, gibt etwas Einblick in Trudes Alltag:

Nicht, dass ich an jenem Sonntag einen grossen Sprung unternommen hätte, ich war nur auf dem Albis, doch auch dort kann man zu einer Kniebänder-Fraktur gelangen. Es geht mir schon viel besser und ich hoffe, dass das Bein Ende dieser oder Anfang der nächsten Woche vom Gips befreit wird. Und dann werde ich mit einem Stock umherhumpeln. Ich danke Ihnen für die Sendung des Geldes und für Ihr liebes Angebot um die Spitalkosten.

Da es aber nicht unbedingt nötig war, dass ich im Spital liege, denn ob im Spital oder zu Hause, es bleibt einem nichts Anderes übrig, als eben nur ruhig zu liegen, zog ich es vor, zu Hause zu bleiben. Ich dachte, die Röntgenaufnahmen und die Nachbehandlung komme immerhin teuer genug.

Aber trotzdem, wie Sie ja sicher verstehen werden, war es mir jetzt leider nicht möglich, mit so wenig auszukommen, wie ich es unter normalen Umständen kann. Darf ich Sie daher um einen Zuschuss bitten?

Ich habe in diesem Monat ausser den 50.- Fr. von Ihnen, von denen ich sofort 47.- Fr. für Miete bezahlte, von Herrn Guggenheim 45.- Fr. erhalten.

Ich danke Ihnen, verehrte Frau Dr. Meyer, für Ihre Bemühungen, und hoffe, dass Sie mir meine Bitte nicht als Unbescheidenheit anrechnen.

Vom verletzten Knie wussten die Grosseltern nichts, und das war gut so – auch wenn die Grossmutter ebenfalls am 11. Januar schrieb: «und Du weisst doch, dass wir Alles von Dir und Deinem dortigen Aufenthalt, bezw: Studium wissen wollen.» Ich denke, dass es Trude jetzt nicht mehr nur darum ging, ihre Unabhängigkeit zu geniessen und sich von den Grosseltern nicht dreinreden zu lassen. Vielmehr war ihr wohl zu diesem Zeitpunkt die schwierige Lage in Deutschland durchaus bewusst, und sie wollte den Grosseltern die Sorge um ihr Wohlergehen ersparen, ihnen das Gefühl geben, dass es ihr in der sicheren Schweiz gut ging. Dass Trude die Möglichkeit hatte, sich an die jüdische Fürsorge VSIA zu wenden, nahmen die Grosseltern mit Dankbarkeit auf.

Es ist bewundernswert, wie die jüdischen Gemeinden diese schwere Last der Verantwortung für die Flüchtlinge stemmten, doch politisch gesehen war die Haltung auch problematisch.

Die jüdischen Gemeinden und die Flüchtlingsfrage

Die jüdischen Gemeinden in der Schweiz haben vor, während und nach dem Krieg viel geleistet, indem sie die jüdischen Flüchtlinge fürsorglich, finanziell und auch bezüglich einer möglichen Weiterreise unterstützten. Hinter dieser Hilfe steckte aber nicht nur Nächstenliebe, sondern auch die Absicht, nur ja nicht unangenehm aufzufallen, will heissen: nur ja keine

weitere Judenfeindschaft entstehen zu lassen.²¹ Erschwerend kam hinzu, dass die in der Schweiz wohnhaften Jüdinnen und Juden befürchteten, die Schweiz könnte von Deutschland eingenommen und sie selbst damit zu Verfolgten werden.

Jüdinnen und Juden hatten auch in der Schweiz erst seit 1866 ein Recht auf freie Niederlassung sowie Anrecht auf dieselben bürgerlichen Rechte wie Nichtjuden. Während der folgenden Jahre war die Judenfeindschaft dann über längere Zeit kaum virulent: Ähnlich wie in Süddeutschland im 19. Jahrhundert war die jüdische Bevölkerung assimiliert, die meisten stammten aus alteingesessenen jüdischen Dorffamilien oder kamen aus dem nahen Elsass oder dem süddeutschen Raum. Der offen gezeigte Antisemitismus nahm erst um die Jahrhundertwende wieder zu, mit der Einwanderung osteuropäischer Jüdinnen und Juden, die in Schweizer Augen fremd und schlecht zu assimilieren waren. Die Westwanderung der Ostjuden war wohl ein willkommener Anlass, um den alten, stets latenten Judenhass in wirtschaftlich schwierigeren Zeiten wieder aufleben zu lassen.

Die Zahl der Jüdinnen und Juden in der Schweiz war nie sehr hoch, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung lag immer etwa bei einem halben Prozent. 1900 waren es gemäss Statistischem Jahrbuch etwas mehr als 12'000, sechzig Prozent davon hatten kein Schweizer Bürgerrecht. 1930 waren es 18'000, 1940 knapp 20'000, fast die Hälfte davon mit ausländischer Staatsbürgerschaft.

Trotzdem wurden die Juden immer wieder mit dem Argument der «Überfremdung» ausgegrenzt. Dies zeigte sich auch in einer Einbürgerungspraxis, die zum Beispiel im Kanton Zürich dazu führte, dass Ostjuden für das Recht auf Einbürgerung fünfzehn Jahre ununterbrochene Niederlassung vorweisen mussten, während von allen andern – Nichtjüdinnen wie Juden – nur zehn Jahre verlangt wurden. Die Fremdenpolizei warnte die kantonalen Polizeidirektoren vor den polnischen Juden und forderte die schweizerischen Gesandtschaften im Ausland auf, Einreisegesuche von

«diesen uns äusserst unerwünschten Elementen»²² mit Vorsicht zu behandeln. Nach 1941 gab es einen Numerus clausus für die Einbürgerung von Jüdinnen und Juden. Auf Antrag von Max Ruth, dem Einbürgerungsspezialisten der Eidgenössischen Fremdenpolizei, durften nicht mehr als zwölf Jüdinnen und Juden im Jahr die Schweizer Staatsbürgerschaft erhalten.²³

Die jüdischen Gemeinden befanden sich also in einem schwierigen Spagat zwischen dem Schutz ihrer eigenen Interessen hier in der Schweiz und dem Wunsch respektive der moralischen Verpflichtung, den verfolgten Glaubensgenossinnen und -genossen zu helfen. Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund SIG wurde von Politik und Behörden dazu verpflichtet, die Flüchtenden zur Weiterreise zu bewegen. Es gab für sie keinen rechtlichen Anspruch auf Asyl, denn sie galten nicht als politisch Verfolgte!

Im August 1942 verkündete der Bundesrat seine «Das Boot ist voll»-Politik, die Grenzen waren von nun an für Flüchtlinge ganz geschlossen. Die Vertreter der jüdischen Gemeinden wussten mittlerweile, was die nach Osten Deportierten erwartete. Sie hatten auch die Möglichkeit wahrgenommen, den Bundesrat darüber zu informieren. Dieser war aber nicht bereit, auf eine andere Flüchtlingspolitik umzuschwenken: Das Boot sei voll, und es sei menschlicher, diejenigen im Boot vor dem Untergang zu retten, als dass alle gemeinsam untergehen, lautete die offizielle Doktrin. Die Schweiz beherbergte zu diesem Zeitpunkt etwa 10'000 Flüchtlinge, nicht mehr.

Ob sich die politische Führung des SIG damals wirklich genügend für die jüdischen Flüchtlinge einsetzte, ob sie sich nicht weniger vor den Behörden hätte ducken und viel offensiver an die Öffentlichkeit hätte herantreten sollen und ob sie nicht viel mehr hätte machen können, um die Interessen der Flüchtlinge wahrzunehmen und Menschenleben zu retten, war schon damals in den Gremien der jüdischen Gemeinden Thema und wird bis heute diskutiert.

Die direkte Anlaufstelle für die Flüchtlinge war der Verband Schweizerischer Israelitischer Armenpflege VSIA. Er wurde 1925 als Dachorgani-

sation verschiedener Armenfürsorgen in den jüdischen Gemeinden gegründet und in den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund SIG integriert. Sein Zweck war zum einen die Armen- und Krankenpflege, zum andern die Unterstützung von hilfsbedürftigen jüdischen «Durchwanderern» – also von Flüchtlingen, Emigrantinnen, Studenten – sowie von anderen Jüdinnen und Juden, die sich zeitweilig in der Schweiz aufhielten.

Als Anfang der 1930er-Jahre immer mehr Menschen aus Deutschland in die Schweiz kamen, bildete der SIG ein «Centralcomité für Flüchtlingshilfe» und eine «Kommission für Aufbau», die bei der Einwanderung vor allem in die USA und nach Palästina helfen sollten. VSI A-Komitees gab es in allen grösseren Städten, wo es auch jüdische Gemeinden hatte. Zusätzlich wurde eine ganze Reihe von Büros an Orten eröffnet, wo viele Flüchtlinge hinkamen.

Die Haltung, die der VSIA, der sich 1943 in Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen (VSJF) umbenannte, einnahm, entsprach während der ersten Kriegsjahre der Haltung des SIG: möglichst in der Öffentlichkeit und gegenüber den Behörden nicht fordernd auftreten, zwar solidarisch Verantwortung in der internationalen Flüchtlingspolitik übernehmen, aber mit niedrigem Profil, unauffällig. Der Verband leistete enorm viel. Er betreute und begleitete die Flüchtlinge (Picard nennt für das letzte Kriegsjahr die Zahl von 3058 Emigranten und 20 209 Flüchtlingen) und kam teilweise für ihren Unterhalt auf. Etwa 10'000 Personen wurde bei der Weiterreise geholfen, die Zentrale führte eine riesige Korrespondenz, regelte den Kontakt mit Lagern und Heimen und half bei der Suche nach Familienangehörigen.

Wie nun wurde dies alles finanziert? Gemäss Volkszählung 1941 gaben in der Schweiz etwa 20'000 Menschen an, dem jüdischen Glauben anzugehören. Das heisst, dass die Schweizer Jüdinnen und Juden zwischen 1933 und dem Ende des Zweiten Weltkrieges massgeblich für die Unterstützung einer viel grösseren Zahl von Flüchtlingen aufkamen. Diese grossen Beträge konnten nicht allein aus dem regulären Budget des SIG finanziert wer-

den. Die Mitglieder der einzelnen jüdischen Gemeinden wurden zu Spenden aufgerufen, und es musste immer wieder viel Überzeugungsarbeit geleistet werden, um die Mittel zusammenzubringen. Das waren Akte der Solidarität, die wir bewundern können, es war aber auch eine Folge des Drucks, den die Schweiz auf die Juden ausübte. So schreibt auch der Historiker Jacques Picard, «zahlreiche Hinweise aus jüdischen Quellen» würden darin übereinstimmen, dass «die offizielle Schweiz ihren Juden klargemacht habe, die Finanzierung des Flüchtlingswesens sei von den Juden zu bezahlen und deren eigene Zahlungsfähigkeit sei ausschlaggebend für die Aufnahme von Verfolgten».²⁴

Mit andern Worten: Wenn ihr eure Juden retten wollt, dann tut das gefälligst selber.

Die Flüchtlingspolitik wurde mit den grossen internationalen jüdischen Hilfsorganisationen abgestimmt, ab Mitte 1938 übernahm das JDC, das American Jewish Joint Distribution Committee – die wichtigste jüdische Organisation in dieser Zeit –, zwei Drittel der Kosten, die der SIG und der VSIA/VSJF aufbringen mussten.

Fanny und Ike haben allen Grund, sich zu beunruhigen

Von Januar und Februar 1940 sind zwei Briefe der Grosseltern an Trude erhalten. Fanny geht es gesundheitlich offenbar nicht sehr gut. Genaueres schreibt sie nicht, sie beschränkt sich auf Nebensächlichkeiten, die auch der Zensur nicht zu denken geben konnten.

Die Grosseltern drängen vor allem darauf, dass Trude den Kontakt zu den amerikanischen Verwandten aufrechterhält, auch zu Papa Arthurs Cousine. Besonders interessiert sie wie immer, ob Trude ihre Ausbildung bald abschliessen wird.

Für die folgenden Monate des Jahres 1940 fehlen Briefe der Grosseltern, der nächste, der erhalten ist, datiert vom 9. Dezember. Die beiden legen einen Brief von Ikes Bruder Max aus New York bei. Darin geht es vor allem um Selma, die «schwachsinnige» Nichte:

Selma ist ja auch mit ihrem Schicksal zufrieden & wird Euch im Haushalt eine gute Stütze sein, das Heimweh wird sie nicht so sehr empfinden nachdem sie bei Euch ebenso gut wie im Elternhaus untergebracht ist, die Zeit wird auch kommen wo Ihr alle zusammen die Reise nach hier antreten könnt. [...] Selma fehlt uns hier noch, hoffentlich kommt auch bald die Zeit wo sie bei uns sein kann, vorerst ist sie ja noch gut untergebracht & bleibt von den Kriegsereignissen verschont.

Das ist eine opportunistische Sicht der Dinge, denn Selma war eine grosse Belastung für die Grosseltern. Anschliessend kommt Max noch auf Trude zu sprechen:

Hat Eure Trude andere Absichten, eigentlich müsste sie schon ihr Ziel für die ferne Zukunft für sich & auch Euch im Auge haben, da sie doch

bald mit ihrem Studium fertig ist. Nach m. Ansicht ist es an der Zeit bemüht zu sein festen Fuss zu fassen, damit Trude, die ja auch, wie Ihr selbst, älter wird, Euch auch eine gute Stütze sein kann zumal Ihr schon so grosse Opfer gebracht habt. Hört Ihr auch von Zeit zu Zeit von ihrem Vater?

Da möchte ich mit Grossmutter Fanny sagen: Das ist nicht nett von Max!! Aber ich fürchte, dass gerade diese Sätze der Grund dafür waren, dass die Grosseltern den Brief weiterleiteten, waren sie doch Wasser auf ihre Mühlen. So doppelt Fanny denn auch nach, aus ihren Zeilen spricht Verzweiflung. Amerika scheint zur einzigen Option geworden zu sein. «Vielleicht gelingt es uns (als frühere amerikanische Bürger) bald wieder nach USA zu kommen!», schreibt Fanny. Und weiter:

Kannst Du denn Dein Studium nicht bald beenden? Du wirst alt dabei, um dann bei einem etwaigen Engagement von Jüngeren verdrängt zu werden. L. Trude: Musst nicht denken, ich sei verzweifelt!!! Nein!! Nur Deine Zukunft möchte ich gesichert wissen, denn bei unserem hohen Alter, kann ich jeden Tag der Welt Adieu sagen: Aber ich könnte ruhiger sterben, wenn Du fürs Leben versorgt wärest! Sei nicht böse über diese Epistel; sondern folge meinem Rat, und denke, dass ich nur Dein Bestes will, ich beende mit vielen herzlichen Grüssen & Küssen Deine Alt-Grossmamma

Trude soll also in die USA auswandern, und die Grosseltern haben auch schon eine Idee, wer ausser der Verwandtschaft Trude in New York weiterhelfen könnte:

Erhielt soeben die Adresse von Herrn Dir. Adler, welcher seit kurzer Zeit an eine Musikschule in New York berufen wurde. Sehr froh wäre ich jetzt, wenn Du Dich mit demselben schriftlich in Verbindung setzen würdest, demselben Deinen Lebenslauf, bezw. Jahre Deines Studiums sowie Zeugnisse d. Herrn Professors einschicken würdest. Du bist dies unbedingt Deiner zukünftigen Laufbahn schuldig. Bin in grosser Sorge

Deines zukünftigen Lebens wegen! Lasse Dich aber von Herrn Prof. beraten! Vielleicht ist er selbst imstande etwas für Dich zu tun!

Die Idee ist an sich sehr gut. Karl Adler war bis 1933 Leiter der Musikhochschule in Stuttgart. Er wurde nach der nationalsozialistischen Machtgreifung abgesetzt. Anschliessend unterrichtete er eine Zeit lang Musik am Lehrhaus von Martin Buber in Würzburg. Dass er nach New York «berufen wurde», schreibt die Grossmutter nett und zensurtauglich, richtig müsste es heissen: Es ist ihm im letzten Moment gelungen, Deutschland zu verlassen. Adler half offenbar vielen Emigrantinnen und Emigranten, vielleicht hätte er auch etwas für Trude tun können.

Was die Grosseltern bei alledem nicht wussten, nie wissen sollten: Im Dezember 1940 war Trude bereits im achten Monat schwanger. Sie hätte damals also gar nicht in die USA fahren können. Zudem ist fraglich, ob ihr als ledige Mutter die Einreise überhaupt bewilligt worden wäre. Vor allem aber hätte sie den Grosseltern und den Verwandten in New York von ihrer Schwangerschaft erzählen müssen. Dass das für sie damals nicht infrage kam, hat sie später immer wieder betont.

Im Januar teilte Trude den Grosseltern mit, dass sie zu Freunden umziehe – nach Dietikon zu Robert Catala, einem befreundeten Arzt, und seiner Frau Michèle. Anscheinend hatte die Zimmerwirtin die Hochschwangere auf die Strasse gestellt. Das konnte sie den Grosseltern nicht gut schreiben. Doch diese spürten wohl, dass etwas nicht stimmte. Im nächsten Brief vom 27. Januar 1941 schreibt der Grossvater merklich verärgert: «Es befremdet mich, dass du auf einmal umziehn thust, schreibe uns doch sofort aus welchem Grund dies geschieht, umziehen kostet doch Geld, und wieso bist du jetzt vorübergehend bei diesen Freunden?»

Auch von Papa Arthur erhielten Fanny und Ike anscheinend wenig erfreuliche Post. So schreibt Ike weiter: «Von deinem Vater hatten auch die-

ser Tage Brief, er ist wieder im Dalles u. sollen wir helfen.» Dalles ist hessischer Dialekt und bedeutet Unglück, Bankrott oder wirtschaftliche Not. Die Grosseltern waren aber offenbar noch immer in der Lage, notfalls zu helfen, denn Fanny meint dazu: «L. Vater muss nachher gleich bei der Bank anfragen, ob uns gestattet ist, etwas Geld an Arthur zu schicken, er braucht Geld immer mehr als er hat!»

Anfang Februar 1941 schreibt Ike zum ersten Mal offen über die eigene schlechte Lage, wenngleich auch in diesem Brief das «Hoffe Dich gesund, was auch G.s.D. von uns berichten kann» nicht fehlt. Doch dann klagt er:

Es kann möglich sein, dass auch wir im April umziehen, bestimmt ist es noch nicht, eine schöne Aussicht, was?

1 alte Leute, da haben wir Arbeit genug. [...] Lasse sofort wieder Gutes von Dir hören.

Der Auszug, will heissen: die Vertreibung aus ihrem Haus in ein Judenhaus, stand unmittelbar bevor. Die Grosseltern hatten also allen Grund zu jammern. Stattdessen schien Fanny jetzt wieder mehr auf sich selber zu bauen. Sie hofft, doch wieder in die USA einreisen zu können, da zu Beginn des Jahrhunderts nur Ike, nicht aber sie selber auf das amerikanische Bürgerrecht verzichtet habe:

Vor einigen Wochen waren wir auf dem Konsulat, will mal sehen, ob ich nicht doch wieder nach Amerika kommen kann, um dann 1. Vater anzufordern. Es ist halt ein Unglück, dass meine lieben Kinder sterben mussten. Wir hätten dann doch noch Jemand.

Trude lässt zwei Wochen nichts von sich hören – wir wissen, weshalb, sie hat ein Kind zur Welt gebracht. Mit einer Notlüge ist es ihr wohl aber gelungen, die Grosseltern zu beruhigen. Fanny schreibt am 18. Februar 1941:

Endlich kam heute Dein sehnlichst erwarteter Brief! & glaubst Du gar nicht wie erfreut wir ob Deiner Antwort waren: Du hattest recht getan, dass Du aus Deinem zu kalten Zimmer ausgezogen bist & danke ich Deiner guten Freundin für den klugen Rat! [...]

Nur bedaure ich, dass ich Dich nicht mehr mit meinen Gedanken besuchen kann. Jede Nacht sah ich Dich in meinen Gedanken in Deinem Zimmer! Konnte mir also vorstellen wie Du dort arbeitest & ruhest. Jetzt hoffe ich, dass Du bald wieder ein zufriedenstellendes Heim findest; Du wirst halt älter, und auch anspruchsvoller;

Wenn sie wüsste, wie falsch sie mit ihrer Vorstellung liegt... Doch dieser Abschnitt ist nur eine Überleitung zu einer Kaskade von Vorwürfen:

Du hast jetzt bald Dein erstes Vierteljahrhundert hinter Dir!!!!!!!

Wie lange wir noch in unserer Wohnung bleiben können wissen wir noch nicht. Gerne wären wir in ein Altersheim, aber ich glaube, da gibt's Nichts!: Und Amerika?? Wir überliessen s. Zt. Dir die Bürgerschaft & Du liessst sie verfallen. [...] Hättest Du Dir doch nicht zu diesem langwierigen Studium raten lassen; sondern wärest beim Klavierspiel-Examen geblieben, Du könntest jetzt in Amerika als Dipl. Klavierlehrerin bei den jetzt bevorzugten Aussichten gut Dein Leben machen. D. h. Karriere machen! Denn so lange als Du, hat noch keine Sängerin studiert. Sei mir ob meiner Offenherzigkeit nicht böse! Gelt? – ? – Hast Du Dich übrigens schon mit Herrn Dir. Adler in Verbindung gesetzt? – Ich will schliessen, denn sonst werde ich verbittert!

Die Vorwürfe sind verständlich, denn Fannys Alltag ist neben der unsicheren Zukunft, neben der drohenden Vertreibung aus der Wohnung auch durch die Anwesenheit der behinderten Nichte belastet:

Was Selma bei uns anbetrifft, so tue ich sehr schwer mit ihr, denn sie hat fortwährend Heimweh nach Eltern & Geschwistern Du weisst ja, dass sie nicht immer Herr ihrer Sinne ist. Hätte ich dies gewusst würde ich mir die Last nicht aufgeladen haben; aber jetzt ist's mal geschehen. Morgens hilft sie gern beim Zimmer richten, dann vergisst sie sich auch dabei; aber äusserst anstrengende Arbeit kann ich ihr nicht zumuthen, denn sie arbeitet sowieso mangelhaft.

Ike und Fanny müssen sich sehr verlassen gefühlt haben. Im nächsten Brief vom 28. Februar 1941 hadert die Grossmutter mit den Verwandten, die ihnen kein Affidavit schicken wollen, ist aber überzeugt, dass es ihr schon gelingen wird, in den USA Fuss zu fassen, wenn man ihr nur die Gelegenheit dazu gibt:

Wir legen Dir wieder ein Schreiben von Onkel Max bei. Die haben jetzt schon Angst, sie müssten sich für uns bemühen. Für uns sehr traurig, da jetzt bald unsere Quote aufgerufen wird, und wir nicht wissen wer Bürgschaft für uns stellen kann. Hast Du vielleicht Bekannte in U.S.A.? Wenn ich die nötige Bürgschaft bekäme könnte ich schon sehr bald nach Amerika kommen, da ich noch als amerikanische Bürgerin gelte, denn als s. Zt. 1. Vater sich hier naturalisierte, wurde ich gar nicht gefragt, ob ich mit einverstanden wäre! Natürlich könnte ich dann in ganz kurzer Zeit den 1. Vater anfordern & ich glaube auch, dass ich durch meine Mühe dann die nötige Bürgschaft aufreiben werde. Sitte, Sprache & Gebräuche sind ja mit mir verwachsen. Auch könnte ich mich selbst noch gut durchbringen bei einiger Anspruchslosigkeit; diese Eigenschaft kennst Du an mir!-

Ike hingegen hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass von der Enkelin Hilfe kommt:

L. Trude Du schreibst so wenig, ich hoffe, dass Du Dich darin besserst. Aus Amerika haben immer gute Nachricht, u. hoffen wir, dass wir von dort bald Bürgschaft bekommen, denn unsere No. kommt ach bald dran, und ist es

schade, dass Du noch nicht drüben bist, um uns unterstützen zu können, denn wir haben doch sonst niemand der helfen könnte, u. wir können halt doch nichts mehr verdienen, die Lebensweise ist ja drüben enorm billig. Vielleicht kann Dir Dein Prof, helfen, dass Du drüben eine gute Anstellung bekommst.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Trude sich bereits entschlossen, ihr Kind in ein Heim zu geben. Es ging ihr miserabel, und die schwierige Situation wirkte sich natürlich auch auf ihre Fortschritte im Gesangsstudium aus. Die jüdische Fürsorge versuchte, ihr etwas mehr Geld zukommen zu lassen. In einem Brief vom 28. Mai 1941 bittet der VSIA die Augustin-Keller-Loge um weitere Unterstützung für Trude:

Deren Verhältnisse sind Ihnen wahrscheinlich bekannt. Durch die Geburt eines Kindes ist Waldo in grösseren finanziellen Schwierigkeiten als je und wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie unserem Gesuch entsprechen wollten.

Die Absicht ist hehr, auffällig ist aber auch, dass die ledige Mutter Trude jetzt nur mehr die Waldo ist.

Trudes Kind, der kleine Klaus

Der biologische Vater von Klaus war Walter S., ein Schweizer. Zum Zeitpunkt von Trudes Schwangerschaft stand er vor dem Abschluss seines Mathematikstudiums an der Universität Zürich, anschliessend wollte er sich eine Stelle als Lehrer suchen. Die Beziehung war keine sehr innige, hat Trude immer erzählt. Walter stammte aus der Ostschweiz, sein Vater war ein pensionierter Beamter. Walter stellte Trude nie seinen Eltern vor – die Beziehung war ihm offenbar etwas peinlich, da Trude Jüdin war. Die Schwangerschaft war ungewollt, Trude merkte erst sehr spät, dass sie in anderen Umständen war. Ihre Familie erfuhr weder von der Schwangerschaft noch von der Geburt des Kindes.

Von Walter trennte sie sich noch während der Schwangerschaft, manchmal nannte sie als Grund dafür seine unklare politische Gesinnung, manchmal sagte sie, er habe eine andere Freundin gehabt. Trude war ein sehr stolzes Fräulein mit Bauch, selbstbewusst genug, um sich nicht zu schämen. Sie erhielt aus ihrem Freundeskreis Zuspruch und Unterstützung und wurde vielleicht sogar für ihren Mut bewundert. Auch Professor Alfredo Cairati und die Mitschülerinnen in der Accademia di Canto reagierten gelassen auf Trudes uneheliche Schwangerschaft.

Dass ihr als ledige Mutter die Ausweisung aus der Schweiz drohte, war ihr offenbar nicht bewusst. Sie war fest entschlossen, den Namen des Vaters nicht zu nennen – das hat sie später immer wieder erzählt, und es geht auch aus den Akten der Zürcher Vormundschaftsbehörde hervor. Wer sich hingegen um ihren Aufenthaltsstatus Sorgen machte, waren die grossbürgerlichen Cairatis: Rechtsanwalt Otto Rascher, der Schwiegersohn von Professor Alfredo Cairati, war von seiner Frau Pinina über Trudes Schwangerschaft informiert worden. Rascher war sogleich bewusst, dass Trude sich als unverheiratete Mutter gefährdete, wenn sie angab, nicht zu wissen, von wem das Kind stamme. Er engagierte kurzerhand einen Detektiv, der Walter S. schnell ausfindig machte. In den Vormundschaftsakten findet sich die Kopie eines Schreibens von Rascher an Walter S. vom 28. November 1940:

Sehr geehrter Herr S.!

Ich erlaube mir, Sie höfl. zu bitten, sich mit mir in diesen Tagen, auch abends, telefonisch 8.19.25 in Verbindung zu setzen, damit ich mit Ihnen die Aufenthaltsfrage von Frl. Waldo besprechen kann. Ich habe nämlich eine Mitteilung von der Eidgen.

Fremdenpolizei vom 26. ds. erhalten, wonach mir mitgeteilt wird, dass es im Interesse von Frl. Waldo sei, wenn sie sich ganz energisch um ihre Auswanderung bemühe. Sie verstehen, dass ich in dieser Angelegenheit nicht mit Frl. Waldo sprechen will und sie davon vorläufig auch nichts wissen soll. Dagegen ist es dringend notwendig, dass wir zwei einmal miteinander Fühlung nehmen.

Walter S. reagierte offenbar nicht, obwohl Rascher durchaus deutlich machte, dass Trude ausgewiesen werden sollte. Am 2. Dezember forderte ihn Rascher nochmals auf, sich so bald wie möglich zu melden, diesmal war der Brief adressiert an S., Soldat im militärischen Hilfsdienst. S. meldete sich daraufhin zwar endlich bei Rascher, blieb aber einem vereinbarten Treffen fern. Rascher wurde nun sehr deutlich:

Ich muss deshalb annehmen, dass Sie vielleicht aus Scham oder einem andern Grund, den ich nicht kenne, mit mir nicht zusammenzukommen wünschen. Die Sachlage ist freilich ausserordentlich prekär und ich muss Sie schon darauf aufmerksam machen, dass in verschiedener Hinsicht für Fr. W. und insbesondere für das zu erwartende Kind grosse Gefahren drohen. Ich glaube deshalb nicht, dass Sie als Mensch und insbesondere als Lehrer nicht wissen, dass es erste Pflicht ist, alles zu tun, um, soweit es überhaupt möglich ist, die Angelegenheit zu ordnen. Sollte ich trotzdem nichts von Ihnen hören, würde ich mich als Mensch verpflichtet fühlen, die Behörden zu orientieren und es dann den Amtsstellen zu überlassen für die notwendige Abklärung zu sorgen. Ich würde dies tun, obschon Fr. W. davon nichts weiss nur um die einfachste Menschenpflicht erfüllt zu haben und nicht einen Vorwurf gewärtigen zu müssen, wenn etwas Irreparables passieren sollte.

Als S. auf dieses Schreiben wiederum nicht reagierte, informierte Rascher am 12. Dezember 1940 die Amtsvormundschaft, nannte den Namen des Kindsvaters und schrieb auch, dass «wahrscheinlich Fr. Waldo selbst dieses Vorgehen nicht wünscht».

Trude liess sich dann doch noch rechtzeitig überzeugen und meldete sich vor der Geburt bei der Vormundschaftsbehörde. Sie wurde an den jüdischen Amtssekretär Dr. Wohlmann verwiesen. Dieser schilderte in einer später verfassten Aktennotiz (25. Februar 1941) Trudes Situation, lehnte es aber ab, sich der Sache anzunehmen: «Ich habe weder die Absicht noch von irgendeiner Seite einen Auftrag, mich mit dem Fall weiter zu befassen; Fr.

Waldo ist Studentin und kann ihre Wünsche dem Beistand direkt mitteilen.»²⁵ Die Distanzierung Leon Wohlmanns von Trude ist interessant, er wehrte sich offenbar dagegen, dass man ihm als Juden die «jüdischen Fälle» übergab. Diese Logik, die auch hinter der Auffassung stand, dass die jüdischen Gemeinden selbst für die jüdischen Flüchtlinge aufkommen mussten, schien er nicht zu akzeptieren, und er nahm Trude für voll, indem er schrieb, sie könne ihre Anliegen selber vertreten.

Klaus kam am 6. Februar 1941 in der Praxis von Robert Catala zur Welt: ein gesunder, grosser Knabe – er wog viereinhalb Kilogramm, ein Riesensbaby für die zarte Frau. Klaus hatte ein kräftiges Stimmorgan und konnte seinen Bedürfnissen nach Zuneigung, Nahrung und Wärme von Anfang an Nachdruck verleihen, wie Trude erzählt hat.

Nach der Geburt musste sich Trude eine neue Unterkunft suchen, bei den Catalas konnte sie nicht mehr bleiben. Sie fand eine Mansarde an der Plattenstrasse 46, wo sie Anfang März einziehen konnte. Klaus war jetzt drei Wochen alt. Draussen war es immer noch kalt und die Mansarde nicht oder nur ungenügend geheizt. Trude war verzweifelt, sie fürchtete um die Gesundheit ihres Kindes. Daher entschloss sie sich nach zwei schwierigen, aufreibenden Wochen, Klaus in ein Kinderheim zu geben. Die Übergabe wird von der Fürsorgerin Fräulein Bosshard in den Inspektionsberichten der Vormundschaftsbehörde beschrieben.²⁶

12. März 41, Besuch bei Klaus Waldo, Kinderheim Sonnmatt, Pilatusstr. 4
Frau Meier, die Besitzerin des sehr gepflegten Kinderheimes erklärte mir, sie sei durch eine Freundin mit dem Inselhof bekannt und habe dort gebeten, man möge ihr einmal einen Säugling vermitteln, den sie dann zum gleichen Preis, wie sie der Inselhof habe, aufnehmen würde. Km [Kindsmutter] Waldo sei mit Dr. Catala im Auto vorgefahren und man habe zuerst nicht gemerkt, dass ausgerechnet dies das arme Kind sei, das man billiger aufnehmen wolle. Dr. Cata-

la habe keinen guten Eindruck gemacht, zuerst habe man vermutet, dies sei der Kv [Kindsvater]. Nach wie vor sei man der Meinung, es sei nicht nur Nächstenliebe, dass die Km dort gebären durfte. Irgendwie sei er sicher bezahlt worden. Die Km wirke typisch jüdisch, vom Kv rede sie aber sehr nett, möchte ihn vor allem in seinen Studien (er steht kurz vor der Prüfung) nicht stören. Klaus ist ein gesunder Bub, der jüdische Züge trägt, momentan ist er leicht erkältet. Klaus ist sehr gut aufgehoben. Das Kinderheim hat meistens ausländische oder Auslandschweizerkinder.

Ob Fräulein Bosshard, die Trude in der Folge immer sehr wohlgesinnt war, realisierte, wie absurd und böse diese Unterstellungen von Frau Meier, der Leiterin des Kinderheimes, waren? Etwas lachhaft ist, dass Klaus, ein einmonatiger Säugling, «jüdische Züge» tragen soll...

Es ist allerdings nicht ganz unverständlich, dass Heimleiterin Meier die Situation nicht richtig einschätzen konnte: Da erwartet sie ein bedürftiges Fräulein mit ihrem armen Büblein, und es kommt eine selbstbewusste und schicke junge Frau; kommt nicht etwa zu Fuss, sondern wird von ihrem Arzt, einem Freund, im Privatauto hingebacht – und das zu einer Zeit, als die wenigsten Leute ein eigenes Auto besaßen... Das war natürlich schwer zu verdauen für die gute Frau Meier.

Klaus blieb nicht lange im Kinderheim Sonnmatt. Am 29. April 1941 wurde er in die Pflegerinnenschule eingeliefert, offenbar war er sehr krank.²⁷ Am 12. Mai 1941 kam er ins Säuglingsasyl Schanzackerstrasse, wo er seine ersten zweieinhalb Jahre verbrachte.

Finanziell kam mittlerweile die Zürcher Fürsorgebehörde für Klaus auf. Am 25. März wurde für «Klaus Waldo, Deutscher Reichsangehöriger, ausserehelicher Sohn der Gertrud Paula Waldo»²⁸, Ernst Muntwyler als Beistand bestimmt. Am 28. April 1941 anerkannte Walter S. Klaus schliesslich als seinen Sohn, «mit Standesfolge», heisst es in der Mitteilung



Sommer 1942:
Trude besucht Klaus im
Kinderheim Schanzacker
in Zürich

der Anerkennung.²⁹ Das heisst, dass Klaus jetzt den Namen seines Vaters erhielt und Bürger von Stadel (ZH) war – also ein echter Schweizerknabe. Bezüglich seines Aufenthaltsstatus war dies von grosser Relevanz, wenn er auch zunächst nur eine provisorische Aufenthaltsbewilligung erhielt.³⁰

Papa Arthur und Trude haben den Blues

Aus der Zeit kurz vor Klaus' Geburt sind zwei Briefe von Papa Arthur aus Prag erhalten: einer von November 1940, ein anderer geschrieben in der Silvesternacht. Trudes Vater macht ihr Vorwürfe, schreibt, dass sie ihn vernachlässige. Er wisse aber auch, dass es ihr nicht gut gehe – wenn er auch den Grund dafür

nicht kenne. Schliesslich versucht er, sie zu trösten: «Alles im Leben gaukelt sich aus», habe seine Grossmutterjeweils gesagt.

Im Lauf der nächsten Monate musste Papa Arthur weitere Schicksalsschläge einstecken. Seine Freundin Frau Kahner starb an einem Herzleiden, während er mit einer Nierenkrankheit und hohem Fieber im Bett lag.

So schreibt er am 3. März 1941:

Man hat mir den Tod und die Beerdigung verheimlicht, ein grosser Fehler, aber man wagte mir nicht in meinem Zustand die Wahrheit zu sagen, umso grösser war mein Schmerz nachträglich, war sie doch der einzige Mensch hier, der mir nahe stand, oft und gern hat sie mit mir über Dich gesprochen.

Doch scheint er sich schon wieder aufzurappeln und baut Luftschlösser:

Ich bin noch immer nicht ganz hergestellt aber da der grimme Winter vorüber ist, so hoffe ich, dass die warme Frühlingssonne mir bald völlige Genesung bringt wenigstens körperlich. [...] Meine Aussichten, nach Amerika zu kommen, haben sich etwas gebessert, da verschiedene Bekannte von mir, die nur etwas früher als ich registriert sind, die Aufforderung erhalten haben nach Wien zu kommen, wo sich das für Prag zuständige amerikanische Konsulat befindet. Trotzdem bin ich sehr skeptisch nach allen meinen Misserfolgen in Ausreiseangelegenheiten. Glücklicherweise wäre ich zwar besonders deshalb nach Amerika zu kommen, weil ich weiss, dass ich dort so viel verdienen werde, um Dich unterstützen zu können, habe also noch ein wenig Geduld mit mir.

Er versuchte weiterhin, von den Verwandten in Buenos Aires und der Cousine in New York «pekuniäre Hilfe» für die Tochter zu erhalten, ich nehme an, auch für sich selber. Trude liess ihn diesmal nicht allzu lange auf Antwort warten, sie sprach ihm wegen des Todes von Frau Kahner Trost zu und nahm Anteil an seinem gesundheitlichen Zustand – dies entnehmen wir

seinem Schreiben vom 16. April 1941. Im selben Brief zeigt er sich überzeugt, bald ein Visum für die USA zu erhalten: Er hoffe, dass ihm sein Cousin Hans Rosenberg die Schiffskarten schicken werde, und da er per Schiff ab Lissabon fahren werde, wolle er versuchen, «ein Durchreisevisum über die Schweiz zu bekommen».

Er trauert um seine Freundin Frau Kahner und bedrängt Trude emotional:

Du schreibst so wenig und so selten darüber, bedenke dass jetzt, wo die Frau Kahner tot ist, ich nur noch Dich habe und da solltest Du mir, um meine Traurigkeit etwas zu zerstreuen, öfters schreiben. Es war der grösste Schmerz für mich seit dem Tode Deiner sei. Mutter, deren Verlust ich niemals im Leben überwinden werde ebenso wenig wie den von Frau Kahner. Ich bin häufig an ihrem Grab und lasse dasselbe jetzt mit Sonnenblumen und Pelargonien bepflanzen, schade dass ich das Grab Deiner sei. Mutter nicht besuchen und pflegen kann.

Dies ist der zweitletzte Brief, der von ihm erhalten ist. Ich nehme an, dass er noch einige mehr schrieb, die Trude aber – aus welchen Gründen auch immer – nicht aufbewahrt hat.

Judenhäuser, Judenstern und viele weitere Schikanen

Mittlerweile hatte in Heilbronn die Umsiedlung in die Judenhäuser begonnen. Die Grosseltern hofften aber immer noch auf die Möglichkeit, in die USA zu fahren: «Bis wann wir ziehen wissen wir noch nicht, auch nicht wohin!», schreibt Fanny am 17. März 1941, und es ist nicht klar, ob sie damit die Emigration meint oder den Umzug innerhalb von Heilbronn.

Am 4. Mai 1941 schreiben sie nur wenig, für Selma («Künzelsauer Selma») sei eine Bürgerschaft aus den USA unterwegs. «Ob sie hoch genug ist? Ich glaube nicht, dass sie rüberkommt» – befürchtet Ike.

Auch eine Postkarte vom 9. Mai 1941 ist eher knapp gehalten. Sie bringt jetzt die Ankündigung, dass die beiden in ein Judenhaus umziehen müssen. Fanny schreibt:

Also Dein nächstes Schreiben geht an Adr. Allerheiligenstr. 32. Mit Frau Ledermann & Frau Löser zusammen wir darunter 1 Etage: Will sehen wie's dort geht. Von unseren Sachen mussten wir manches hergeben da sonst kein Platz: Sobald wir eingerichtet sind bekommst Du weitere Nachricht.

Sie bewahren beide eine bewundernswerte Haltung. Ikes angefügte Zeilen beginnen wie immer, den Umzug ins Judenhaus packt er in einen Nebensatz:

Wie ich Dir versprochen sollst Du jede Woche Nachricht von uns haben. Hoffe Dich gesund, was auch G.s.d. von uns berichten kann.

Teile Dir mit, dass wir am 15.5. zu Frau Ledermann Allerheiligenstr. No. 32 ziehen, also Deine Schreiben dorthin schicken, wir bekommen da eine 3 Zimmerwohnung, ganz nett.

Bei Franke finden wir eine Aufstellung der «Judenhäuser»: Insgesamt wohnten 122 Heilbronner Jüdinnen und Juden in solchen Häusern. An der Allerheiligenstrasse 32 sind sechzehn Personen aufgeführt.³¹

Die erste Karte aus der Allerheiligenstrasse datiert vom 23. Mai 1941. Fanny schreibt:

G.s.D. jetzt ist der Umzug überstanden & wir haben eine sorgenvolle Zeit hinter uns. Wir mussten viele Möbel verkaufen, auch andere Sachen, sonst hätten wir keinen Platz dafür gehabt; doch jetzt ist alles soweit in Ordnung.

Auch Ike äussert sich nur knapp zu den überstandenen Strapazen, bevor er sich wieder nach den Fortschritten und Plänen der Enkelin erkundigt: «Wir sind am 21.5. umgezogen u. sind nun auch wieder ganz in Ordnung, natür-

lich haben wir fest zugreifen müssen, trotzdem wir Hilfe hatten, bin froh, dass wir fertig sind.»

Im nächsten Brief vom 30. Mai 1941 sind in den Worten der Grossmutter Erschöpfung und Verzweiflung greifbar:

Eine harte, schwere & sorgenvolle Arbeitszeit liegt hinter uns, & müsste ich so etwas nicht mehr erleben. Frau Ledermann machte uns grosse Schwierigkeiten beim Einzug, & wir waren doch gezwungen die Wohnung in der Staufenbergstr. zu räumen. Ich glaube, hätten wir dort nicht so gute Nachbarn gehabt, ich wäre verrückt geworden.

Wir haben jetzt 3 kl. Zimmer wohnlich eingerichtet mit Küchenbenützung, muss halt zufrieden sein. Liebe Trude! Da unsere Verwandten in Amerika absolut nicht imstande sind Bürgerschaft oder sonst etwas zu leisten, könntest Du doch mal bei Faller für uns bitten. Dieselben haben doch die schweizerischen Verwandten, welche Warenhäuser, Bierbrauereien und sonstige Fabriken besitzen; & wäre denselben eine Kleinigkeit, uns nach U.S.A. zu bringen, auf irgendwelche Art.

Und Trude? Wie ertrag sie all diese schlechten Nachrichten? Zwischen den Briefen findet sich eine Karte von ihr an die Grosseltern, die sie nicht abgeschickt hatte, datiert 6. Juni:

Meine lieben Eltern

Wie seid Ihr zufrieden in der neuen Wohnung. Habt Ihr Euch jetzt schon etwas erholt vom Umzug? Hattet Ihr Hilfe dabei? Habt Ihr Platz gehabt, das Wohnzimmer in die neue kleine Wohnung zu stellen? Ich bin so viel in Gedanken bei Euch, und mein grosser Wunsch ist eigentlich, dass wir alle hier noch lange und glücklich zusammen sein können und nicht erst über dem Meere. Als ich damals, vor langer Zeit, das Affidavit von Tante Bertha erhielt, habe ich sie darum gebeten, es auf Euch zu übertragen. Warum hat sie das nicht getan? Ist

es denn auch nicht möglich, dass Ihr das von Selma erhalten könnt, wenn sie es nicht wird brauchen können? Aber an meinen Wunsch, den ich vorhin schrieb, glaube ich fest, und ich nicht allein.

Weshalb Trude diese Karte nicht abschickte, weiss ich nicht, ebenso wenig, weshalb sie sie aufbewahrte. Die Karte zeigt Trudes grosse Ambivalenz bezüglich ihrer eigenen Situation wie auch derjenigen der Grosseltern. Sie ist wertvoll, da Trudes Seite des Briefwechsels sonst fehlt und wir uns ihre Befindlichkeit und ihr Innenleben nur aus den Antworten der Grosseltern zusammenreimen können.

Mittlerweile waren die Grosseltern in Heilbronn gezwungen, auf der linken Brustseite einen gelben Stern mit einem grossen «J» zu tragen – wie überall in Deutschland. «Hand in Hand damit», so Franke, «ging das Verbot der Benützung öffentlicher Verkehrsmittel, später der öffentlichen und privaten Telefone, zudem war das Verlassen der Wohngemeinde von so vielen Voraussetzungen abhängig, dass es schlechterdings unmöglich geworden war. Ferner waren damit verbunden die Erschwernisse und Verbote, die das Reisen, die Benützung von Droschken oder Mietwagen einschränkten und oft unmöglich machten. Man wollte verhindern, dass Juden aus eigennützi- gen Beweggründen und missbräuchlich innerhalb ihrer Wohngemeinde bestimmte Verkehrsmittel benutzten, die in erster Linie der deutschen Bevölkerung vorbehalten bleiben müssen.»³²

Wir müssen also froh sein, dass die Umsiedlung in die Allerheiligenstrasse schon im Frühjahr stattgefunden hatte. Wer weiss, ob Fanny und Ike später noch einen Umzugswagen hätten mieten dürfen.

Ein Teil der verbliebenen Heilbronner Jüdinnen und Juden wurde nun gezwungen, Arbeitseinsätze zu leisten. Franke nennt die Namen, es sind 32, die Grosseltern finden wir nicht darunter – ich nehme an und hoffe, dass ihnen dies altershalber erspart blieb. Die Betroffenen wurden «in den verschiedensten Betrieben und Unternehmungen sowie zum Strassenbau eingesetzt, die Behandlung war sehr unterschiedlich», so Franke. «In den Be-

trieben überzeugter oder fanatischer Nationalsozialisten war sie böse und deprimierend, es waren vielfach aber auch untergeordnete Angestellte, die ihren Judenhass an diesen Menschen ausliessen. Es ist bekannt, dass die Juden teilweise auch zum Strassenkehren in der Stadt eingesetzt wurden. Genaue Unterlagen dafür liessen sich freilich nicht mehr auffinden, zumal auch alle Akten des Arbeitsamtes vernichtet wurden. Es wird behauptet, dass diese Juden auch noch durch besondere Armbinden gekennzeichnet waren.»³³

Aus den Sommermonaten sind keine Briefe erhalten. Der nächste datiert vom 5. Oktober 1941, der Grossvater berichtet darin, dass Fanny sehr krank und schwach sei.

Am 2. November 1941 schreibt er, dass sie morgens und nachmittags je eine Stunde aufstehen dürfe, «doch hoffen wir, dass es bald auch einmal besser kommen wird, es ist eben eine langwierige Krankheit u. müssen wir Geduld haben». Fanny selbst fügt ungewohnt wenig Worte an: «Will die vom Arzt erlaubte Stunde auch noch nützen, und Dir herzliche Grüsse & gute Wünsche für Deine Zukunft ausdrücken. Hoffentlich kann ich bald mehr schreiben, erst nur viele Küsse Mama.»

Doch Fanny erholte sich offenbar nur ganz langsam. So schreibt Ike am 12. November 1941, nachdem ihn Trude diesmal nicht lange auf Antwort hat warten lassen:

Dass es Dir gut geht freut uns sehr, bei der 1. Mama hat sich dieser Tage wieder Wasser gezeigt u. hat sie von Dr. heute früh wieder eine Spritze bekommen, welche auch schon wirkt u. wollen wir hoffen, dass es wieder ganz ausbleibt das Wasser u. die Mama gesund wird, damit sie den Kochlöffel wieder schwingen kann. An Deinen Vater habe auch geschrieben, nachdem er 3 Karten an uns geschrieben hatte, doch konnte ich z. Schreiben kaum Zeit finden vor lauter Arbeit. Mama lässt grüssen.

Auch auf einer kurzen Postkarte vom 16. Dezember 1941 lässt Mama nur grüssen. Sie ist weiterhin bettlägerig, «es geht halt sehr langsam» – heute

würden wir wohl von einer Erschöpfungsdepression sprechen.

Ende Jahr ist Fanny immer noch krank, kann den Kochlöffel also immer noch nicht schwingen, aber auf der Karte vom 29. Dezember 1941 schreibt sie selbst einige Worte:

Liebe Trude!

Meine herzlichen Grüsse sollen nicht fehlen; ich bin immer noch nicht gut auf dem Damm doch geht es jeden Tag etwas besser.

Das Essen nehme ich am Tisch mit 1. Vater ein & kann auch manchmal morgens etwas mithelfen doch vor mittags bin wieder im Bette.

Küsse Mama

Wie der Schülerabend war, will der Grossvater wissen, wie sie die Weihnachtsferien verbrachte. Nun, Trude ging es besser, denke ich. Was Fanny und Ike zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht wussten: Trude hatte sich in Alex verliebt. Zeit für uns also, einer Frage nachzugehen, die die Grosseltern sicher auch brennend interessiert hätte: Wer war er denn, dieser Alexander Klumak aus Wien?

Teil II

Flucht

Von Wien
nach Zürich

Herkunft Alex

Die Familie meines Vaters, Alexander Klumak, war für mich immer sehr präsent. Sie war das genaue Gegenteil von Trudes in keiner Form anwesender Verwandtschaft. Die Familie traf sich – solange ich mich erinnern kann – regelmässig und pflegte auch über die Kontinente hinweg einen engen Kontakt. Vieles aus dem Alltag der Jugendjahre von Alex und seinen Geschwistern wurde erzählt und verhandelt. Wenig wurde allerdings über all diejenigen gesprochen, die im Krieg ermordet worden waren – einige, die ich bei meiner Spurensuche gefunden habe, wurden überhaupt nie erwähnt, weshalb, weiss ich nicht.

Reisel Friedman aus Brody

Alex' Mutter, Reisel Friedman, wurde 1881 in der Stadt Brody in Galizien geboren, das damals Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie war. Ihre Muttersprache war Jiddisch, doch sprach sie gut Deutsch und konnte sich auch auf Russisch und Polnisch verständigen.

Reisel und ihre Familie verliessen Brody irgendwann um die Jahrhundertwende. Die Stadt hat eine äusserst wechselhafte Vergangenheit, was wohl auch zur Verwirrung in unserer Familiengeschichte geführt hat.

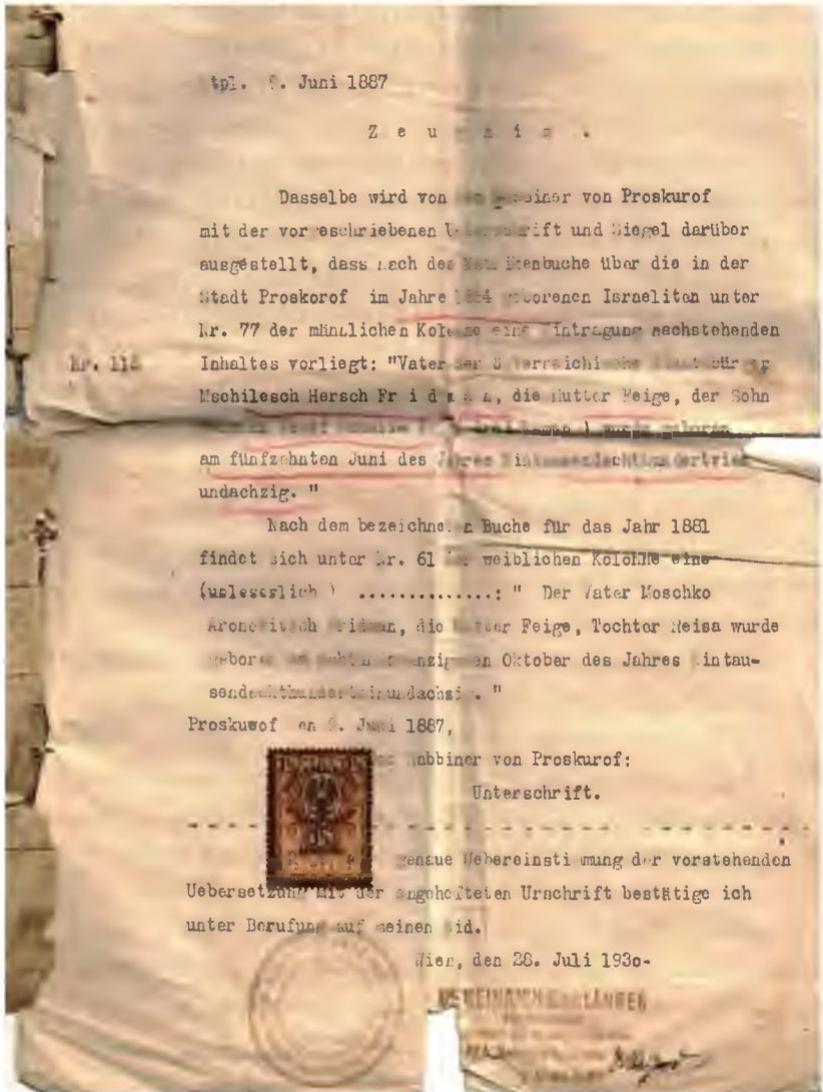
Alex und seine Schwestern haben manchmal erzählt, dass Reisel aus Polen stamme, andere Male hiess es wieder, sie komme aus Russland. In ihrem Todesschein von 1971 steht: «Geburtsort Brody (Polen).» Diese Angabe muss von Alex oder Selma sein und ist schlicht falsch – offenbar hatten auch sie den Überblick verloren: Brody gehörte einst zum Königreich Polen, war dann aber ab 1772 Teil der Habsburgmonarchie. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Ostgalizien – und somit auch Brody – an der Pariser Friedenskonferenz wieder Polen zugeschlagen. Heute ist Brody eine Kleinstadt in der Ukraine.

Ob Reisel tatsächlich in Brody zur Welt kam, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, auch das Geburtsdatum ist nicht ganz gesichert. Es gibt nämlich ein Originaldokument vom 9. Juni 1887, eine Bestätigung des Rabbiners von Proskurow (heute Chmelnyzkyi) zu einem Auszug aus dem Matrikelbuch der Stadt Proskurow. Darin eingetragen ist die Geburt von Reisa am 28. Oktober 1881 als Tochter des Vaters Moschko Aronowitsch Fridman und der Mutter Feiga und des Benzion Josef Schulim, geboren am 15. Juni 1884. Bei Benzion wird der Name des Vaters als Mschilesch Hersch Fridman angegeben.

Weshalb Proskurow und nicht Brody? Und weshalb soll Reisel am 28. Oktober 1881 und nicht am 21. September 1881 geboren worden sein – dem Datum, an dem wir immer ihren Geburtstag feierten? Proskurow hatte eine grosse jüdische Gemeinde. Vielleicht lebten Reisels Eltern eine Zeit lang dort? In der Familie – auch bei den Nachkommen von Reisels Bruder Benzion – wurde immer Brody als Herkunftsort genannt.

Und die Vornamen des Vaters? Weshalb heisst er einmal Mschilesch Hersch und einmal Moschko Aronowitsch? Wir können nur raten: Juden hatten oft verschiedene Namen – es gab den Rufnamen, nach dem sie genannt wurden, den Namen, mit dem sie zur Thora aufgerufen wurden, und manchmal eben auch den Namen, den ein polnischer oder russischer Beamte eintrug, wenn er kein Hebräisch oder Jiddisch verstand.

Auch bezüglich der Daten besteht häufig Unsicherheit: Wurden sie nach dem jüdischen Kalender angegeben, der sich nach dem Mond richtet, so stimmten sie in der Folge mit dem Datum des gregorianischen Kalenders nicht mehr überein. Oft wurde die Geburt auch nicht sofort gemeldet – vielleicht, weil der Weg zu den Behörden zu lang war oder weil die Eintragung zu viel Zeit brauchte und zu viel kostete. Gut möglich, dass dann etwas geschummelt wurde, dass also Reisels Geburt erst sechs Wochen später gemeldet und der Einfachheit halber der 28. Oktober angegeben wurde.



Bestätigung des Rabbiners von Proskurow zur Eintragung der Geburt von «Reisa Fridman» und «Benzion Fridman», datiert 9. Juni 1887, nach dem «Matrikenbuche über die in der Stadt Proskorof im Jahre 1884 geborenen Israeliten» (Übersetzung aus dem Russischen vom 28. Juli 1930)

Reisel ist jiddisch für Rosa. Im russisch verfassten Matrikelbuch heisst sie Reisa, auf der Todesanzeige von 1971 nannten ihre Kinder sie Rosa, und auf ihrem Grabstein im jüdischen Friedhof Oberer Friesenberg in Zürich wurde sie wieder zur Reisel.

Reisels Heimatstadt Brody war eine Stadt mit mehrheitlich jüdischer Bevölkerung. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es dort zwei Kirchen, zwei Synagogen, mindestens vierzig jüdische Bethäuser sowie eine Vielzahl von Höfen, in denen sich die Anhänger verschiedener Glaubensrichtungen um ihre Rabbis scharten – so jedenfalls schildert es der Schriftsteller Joseph Roth, der ebenfalls aus Brody stammt.³⁴ Reisels Vater, Hersch Friedman, war wohl kein streng religiöser Mann. Er führte eine jiddische Theatergruppe, mit der er in ganz Galizien herumzog. Bis nach Warschau soll er die Truppe geführt haben. Dort habe er ein Theater gemietet, doch seien ihm die Mittel ausgegangen, und so musste die Truppe den Ort schnellstmöglich verlassen. Als Reisel etwa zwanzig Jahre alt war, liess sich die Familie in Budapest nieder. Leider habe ich meine Grossmutter Reisel nie nach ihrer Jugend gefragt, und sie hat auch nie davon erzählt – vielleicht war die Distanz vom chaotisch-lebhaften Brody zum ordentlichen und trägen Zürich meiner Jugend- und ihrer Altersjahre einfach zu gross.

Reisel und Rudolf Klumak gründen eine Familie

In Budapest lernte Reisel dann Rudolf Raphael Klumak kennen, der dort seinen Militärdienst absolvierte. Möglicherweise wurde die Ehe auch vermittelt, wie dies damals üblich war. Reisel soll dem gut aussehenden Mann ihr Herz sofort geschenkt haben. Auf ein Bild, das ihn als jungen Soldaten zeigt, war sie sichtlich stolz.

1906 wurde das erste Kind geboren, 1912 das letzte – fünf Kinder in sechs Jahren. Mein Vater Alex kam 1909 als Dritter zur Welt. Zwei Jahre später zog die Familie nach Wien. Für die Geburt des letzten Kindes, Selma, fuhr Reisel aber nochmals nach Budapest zu ihrer Mutter Fania Feige.



Rudolf Klumak als Soldat
im Dienste der öster-
reichisch-ungarischen
Monarchie

Dass sie für die Niederkunft den langen Weg von Wien nach Budapest auf sich nahm, war damals nichts Aussergewöhnliches. Viele Menschen bewegten sich kosmopolitisch im Grossraum der Habsburgermonarchie. Ein wunderbares literarisches Beispiel hierfür ist Leutnant Carl Joseph von Trotta in Joseph Roths Roman *Radetzky*marsch. Für einige kurze Glücksmomente mit seiner Geliebten fährt Trotta in der Nacht vor seinem dienstfreien Tag mit der Eisenbahn quer durch Galizien nach Wien, wo ihn Frau von Taussig am Nordbahnhof sehnlichst erwartet. Am Nachmittag besteigt er dann bereits wieder den Zug und trifft am nächsten Morgen «erfüllt von

allen Süßigkeiten der Welt und der Liebe»³⁵ rechtzeitig zu Dienstantritt in seinem Garnisonort ein.

Der Vater von Alex, Rudolf Klumak, wuchs in Wien auf, er war im 20. Bezirk zur Welt gekommen, in der Brigittenau, die wie die Leopoldstadt ein hauptsächlich von jüdischen Familien bewohnter Bezirk war. Rudolfs Vater wiederum, Samson Klumak, stammte ebenfalls aus Brody. Die Familie der Mutter, Berta Fischer, kam ursprünglich aus Stampfen beziehungsweise Stomfa, die Stadt heisst heute Stupava und liegt in der Slowakei in der Gegend von Bratislava. Samson und Berta hatten fünf Söhne und drei Töchter, Rudolf war der Zweitälteste. Zwei der Kinder starben in ihrem ersten Lebensjahr. Samson arbeitete als Gepäckträger im Wiener Hauptbahnhof. Er starb 1907 im Alter von 63 Jahren, die Rückkehr seines Sohnes samt Familie erlebte er also nicht mehr.

Rudolf und Reisel mieteten in Wien eine Wohnung an der Kluckygasse 12, gleich gegenüber stand der Brigittenauer Tempel, eine sehr schöne Synagoge mit Zwiebeltürmen in spätromantischem Stil. Rudolf arbeitete als Diamantschleifer und Diamantfasser – in den Matrikeln der Wiener Kultusgemeinde wird sein Beruf mit «Juweliergehilfe» angegeben. Reisel versammelte nach und nach ihr ganzes galizisches Shtetl um sich herum: Ihre Mutter Fania war ihr von Budapest gefolgt und wohnte nun bei der jungen Familie, einige Jahre später kam auch Reisels Bruder Benno mit Frau und drei Kindern nach Wien und zog, nachdem sie einige Monate mit Reisel, Mutter Fania, Rudolf und den fünf Kindern die enge Wohnung geteilt hatten, in die parallel zur Kluckygasse gelegene Hannovergasse. Auch Clara, Reisels Halbschwester, wohnte mit ihrem Mann David und den Kindern in Rufnähe.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, waren Alex und seine Geschwister noch klein, und in Wien herrschte bald arger Mangel. Vater Rudolf wurde wieder als Soldat eingezogen, und so musste Reisel, die zu Hause als Schneiderin arbeitete, selber schauen, wie sie ihre Kinderschar satt kriegte. Alex hat später erzählt,



Reisel Klumak-Friedman und ihre fünf Kinder. Von links: Alex (1909), Anny (1907), Selma (1912), Edy (1906), Irene (1910)

wie seine Mutter das Brot jeweils hauchdünn mit Butter bestrich und wie jedes der Kinder versuchte, etwas mehr zu ergattern, auf die leeren Stellen zeigte und bettelte: «Und da, Mutter, da gibst mer nix?» Wenn ausnahmsweise auch noch Kartoffeln auf den Tisch kamen, welche die Kinder auf dem Brot zerdrückten und leicht salzten, dann war dies schon ein richtiges Festmahl.

Nach dem Krieg kümmerte sich Vater Rudolf mehr schlecht als recht um seine Familie. Er verbrachte immer mehr Zeit beim Kartenspiel im Kaffeehaus und kam oft nächtelang nicht nach Hause. Gegen Ende der Zwanzigerjahre begann er einen Handel mit Brautausstattungen. Er machte das, was viele mittellose Juden machten, er verkaufte Kommissionsware auf Raten an andere Mittellose.

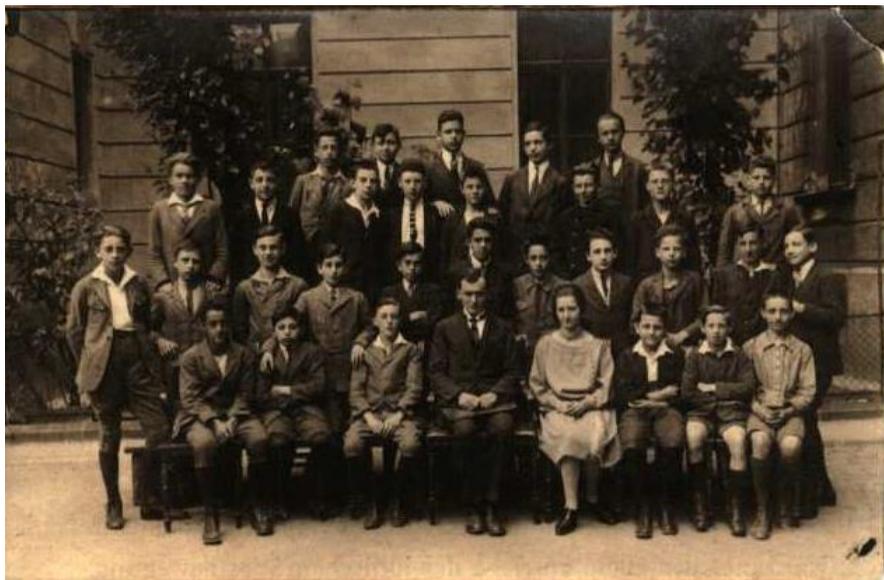
Alex – ein junger Wiener

Die jungen Klumaks waren keine Schtetljuden mehr, sie lebten zwar auf der sogenannten Mazzesinsel, fühlten sich aber in erster Linie als Wienerinnen und Wiener. Sie führten ein säkulares Leben, dennoch war ihr Freundeskreis ausschliesslich jüdisch. In Wien gab es damals sechzehn jüdische Jugendbünde verschiedener religiöser und politischer Couleur. Alex war Mitglied bei den jüdischen Pfadfindern und betrieb Sport im jüdischen Turnverein. Sportlichkeit war für viele jüdische Jugendliche wichtig. Der Schriftsteller Friedrich Torberg erklärt, sie hätten damit gegen das Klischee angekämpft, das den Juden als eine «körperlich minderwertige, feige, wasserscheue und zu irgendwelcher physischen Leistung völlig untaugliche Figur» hinstellte. «Dieses vulgäranisemitische Klischee via facti zu demontieren, war einer der Hauptantriebe der jüdischen Sportbewegung.» Daher hätten «das jüdische Bürgertum der Zwischenkriegszeit – und erst recht das in Wien massenhaft vorhandene jüdische Proletariat – am Sport begeistert Anteil genommen».³⁶

Alex hat fast nie vom Antisemitismus im Wien seiner Jugend gesprochen. Er gehörte einfach zu seinem Alltag, und seine jüdischen Mitschüler waren so zahlreich, dass er sich immer zu einer Gruppe zugehörig fühlen konnte. Vermutlich machte ihm die materielle Bedürftigkeit seiner Familie mehr zu schaffen als der Antisemitismus. Auf einem Klassenbild ist denn auch zu sehen, dass er im Vergleich zu den Kameraden doch ärmlich gekleidet war: Die Jacke ist ihm etwas zu eng, darunter trägt er ein kragenloses «Leiberi» statt eines feschen Hemdes.

Mein Vater legte später immer grossen Wert auf ein gepflegtes Äusseres, er war immer passend angezogen und trug nie auch nur ein wenig ausgetretene Schuhe.

Alex schied im letzten Schuljahr aus dem Gymnasium aus. Er sei ein fauler Schüler gewesen, und die Eltern hätten sich nicht gross um die schulischen Leistungen der Kinder gekümmert. Oft ist zu lesen, dass auch in mittellosen jüdischen



Klassenfoto mit Alex, zweite Reihe von unten, dritter von rechts

Familien die Bildung einen hohen Stellenwert besaß – bei den Klumaks war dies anscheinend nicht der Fall.

Nach seiner Schulzeit arbeitete Alex während eineinhalb Jahren als Volontär im grossen Warenhaus der Brüder Schiffmann an der Taborstrasse, im Herzen der Leopoldstadt. Anschliessend fand er eine Stelle bei der Firma Horowitz und Weinraub, die Strick- und Wirkwaren verkaufte. Im Juli 1937 musste das Geschäft den Betrieb aufgeben – wie viele andere Firmen auch: Sie wurden von den Nichtjuden boykottiert, und die Zahl jüdischer Familien in Wien wurde immer kleiner. Gut möglich auch, dass Nazi-Schlägertrupps, sogenannte «Hakenkreuzler», sie heimsuchten und alles kurz und klein schlugen. Vielleicht emigrierten die Besitzer auch rechtzeitig ins Ausland. Alex fand nochmals eine Stelle als Geschäftsleiter im Strumpfmagazin von Triumph, die er nach nur einem Monat aber wieder verlor. «Durch Verklei-

nerung des Geschäftes bin ich leider gezwungen, Herrn Klumak abzubauen. Ich kann ihn jedermann aufs wärmste empfehlen», steht im Arbeitszeugnis.

Eine neue Anstellung gab es für Alex zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. Also machte er sich selbstständig und produzierte zusammen mit Camillo, dem Mann seiner Schwester Anny, an einer Handmaschine Strickwaren. Doch auch diese Beschäftigung war nur von kurzer Dauer.

Alex hat viel von Ausflügen mit Freunden in die Berge erzählt, von Klettertouren an der Hohen Wand in Felbring und von seinen Leistungen als Turner am Reck. Und dann gab es noch die Damen seiner Jugendzeit – er war ein rechter Herzensbrecher, mit seinen blonden Locken und den blauen Augen, schlank und für damalige Verhältnisse recht gross gewachsen, charmant, unternehmungslustig und humorvoll.

Das jüdische Wien

Juden gibt es in Wien seit dem Mittelalter. Der erste namentlich bekannte Jude hiess Schlomo, er stand Ende des 12. Jahrhunderts im Dienst von Herzog Leopold V. Dieser brauchte damals einen Münzmeister und holte Schlomo an seinen Hof – nur wenige Jahre später wurden er und fünfzehn weitere Juden von Kreuzfahrern erschlagen. Das entspricht dem typischen Muster für die Geschichte der Juden in Wien und anderswo in Europa: Sie wurden geholt, wenn man sie brauchte, und wieder verjagt, wenn es den Herrschern oder der Kirche gerade passte – wenn es zum Beispiel Sündenböcke brauchte in Zeiten von Epidemien oder Hungersnöten.

Es gibt eine Zeit, die die «grosse Zeit» des jüdischen Wiens genannt wird. Sie beginnt bereits im 18. Jahrhundert, als Kaiser Joseph II. den Juden einige bürgerliche Rechte zugestand. Allerdings wurde ihnen weder erlaubt, eine Gemeinde zu bilden, noch, öffentlich Gottesdienste abzuhalten. Der eigentliche Aufschwung kam mit der bürgerlichen Revolution von 1848, nach der sich die Juden frei in der

ganzen Habsburgmonarchie bewegen und in den Städten niederlassen durften.

Laut einer Volkszählung hatte Wien 1857 eine Bevölkerung von knapp einer halben Million Menschen, davon waren ungefähr 3'000 Juden. Um 1890 betrug die Bevölkerung bereits eine Dreiviertelmillion, zehn Prozent davon Juden. In den ersten dreissig Jahren des 20. Jahrhunderts hatten die Juden dann konstant einen Bevölkerungsanteil von etwas unter neun Prozent. In Zahlen waren das zwischen 100'000 und 200'000 Menschen – eine wirklich grosse Gemeinde, in der eine vielfältige, reiche jüdische Kultur wachsen und gedeihen konnte.

Die meisten Jüdinnen und Juden wohnten in der Leopoldstadt im 2. Bezirk oder im angrenzenden 20. Bezirk, der Brigittenau. Etwa die Hälfte der Bevölkerung der Leopoldstadt war jüdisch – deshalb wurde sie auch «Mazzesinsel» genannt. Viele Familien waren arm, sie lebten von kleinem Handwerk oder Handel. Auf der Mazzesinsel gab es zahlreiche Kaffeehäuser, wo sich die Menschen trafen, um Neuigkeiten auszutauschen, Geschäfte einzufädeln oder einfach um sich zu unterhalten, auszuruhen oder aufzuwärmen. Die Kaffeehäuser waren auch wichtige Anlaufstellen für die vielen Neuankömmlinge aus dem Osten, die dorthin kamen, um nach dem Verbleib von Verwandten, Nachbarn und Bekannten aus der alten Heimat zu fragen oder um nützliche Ratschläge für den Neubeginn zu erhalten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen Zehntausende Jüdinnen und Juden nach Wien. Hunger und Armut, polnischer Nationalismus und Judenfeindschaft zwangen sie, ihre alte Heimat in der Hoffnung auf ein besseres Leben zu verlassen. «Aus der ganzen Monarchie», so die Dokumentarfilmerin und Autorin Ruth Beckermann, «zogen Bevölkerungsströme in die Hauptstadt, aber vor allem auf die Juden in den böhmischen, mährischen, ungarischen und galizischen Städten und Shtetls wirkte Wien wie ein Magnet. Die neue Nordbahn brachte sie zu Tausenden in die Residenz.»³⁷

Viele waren fromme Chassidim, die Jiddisch sprachen. Die Männer gingen im Kaftan und mit Hut umher, während die Frauen lange Kleider trugen und ihre Haare unter Kopftüchern oder Perücken (auf Jiddisch: Scheitel) verdeckten. Sie hatten viele Kinder, und sie waren nicht willkommen. Die ansässige jüdische Gemeinde befürchtete, dass die zuziehenden Glaubensgenossinnen und -genossen eine neue Welle des Antisemitismus auslösen könnten. Die nichtjüdische Bevölkerung wiederum begegnete ihnen mit derselben Feindseligkeit, die sie allen unerwünschten Migrantinnen und Migranten entgegenbrachte – und weil es sich um Menschen jüdischer Herkunft handelte, noch ein bisschen feindseliger.

Die integrierten, städtischen und im Vergleich so weltgewandten «Westjuden» blickten auf die «Ostjuden» herab.³⁸ Die (Wieder-)Entdeckung des reichen Kulturschatzes des Ostjudentums erfolgte erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als es dieses Ostjudentum schon nicht mehr gab.

In der Literatur finden wir vor allem die Geschichte des «westjüdischen», des intellektuellen, kulturellen, künstlerischen Wiens der Jahrhundertwende, in dem das jüdische Bürgertum eine prägende Rolle spielte: Sigmund Freud und sein berühmter Schüler Alfred Adler, die Komponisten Gustav Mahler, Alban Berg oder Arnold Schönberg, Schriftsteller wie Karl Kraus, Arthur Schnitzler, Stefan Zweig, Franz Werfel, Elias Canetti – um nur einige wenige zu nennen. Zu den bedeutenden jüdischen Frauen im Wien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gehörten die Psychoanalytikerinnen Melanie Klein und Freuds Tochter Anna, die Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Bertha Pappenheim, die Schauspielerin Helene Weigel oder die erst in Hollywood berühmt gewordene Schriftstellerin Vicky Baum.

Trotz aller Emanzipation blieb der Antisemitismus in Wien immer virulent. Ob er sich nun gegen die Ostjuden wandte, die angeblich Krankheiten einschleppten und den Wienern Brot und Arbeit stahlen, ob Juden als Bolschewiken und Revolutionäre diffamiert oder als Wucherer und Blut-

sauger bezeichnet wurden – ein Grund für den Judenhass wurde immer gefunden.

Die jüdische Gemeinde war eine Stadt in der Stadt. Viele jüdische Bewohnerinnen und Bewohner hatten praktisch keinen Kontakt zum nichtjüdischen Wien, weil sie alles, was sie brauchten, auf ihrer Mazzesinsel fanden. Sie kauften in koscheren Lebensmittelhandlungen ein, schickten ihre Kinder in jüdische Krippen und Schulen, ihre Kranken in jüdische Spitäler und die Waisen ins jüdische Waisenhaus. Sie turnten in jüdischen Turnvereinen, schwammen oder spielten Fussball im grossen Sportverein Hakoah, die Kinder gingen in einen der vielen jüdischen Jugendbünde und die Studierenden in einen der zehn jüdischen Studentenvereine.

Im Bericht der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG) für die Jahre 1929 bis 1932 ist nachzulesen, wie rege auch das rituelle Leben war. So gab es in Wien neben den sechs grossen Synagogen noch 78 Vereins- und Privatbethäuser, und an all diesen Orten fanden täglich Gottesdienste statt. Für die hohen Feiertage (Neujahr und Versöhnungstag) genügte dies nicht und es wurden in anderen geeigneten Sälen Gottesdienste abgehalten, um Platz für weitere 50'000 Menschen zu schaffen.³⁹

Das Spital der IKG Wien war vor dem Ersten Weltkrieg auf dem «Höhepunkt seiner ärztlichen und wissenschaftlichen Entwicklung».⁴⁰ Es wurde «Rothschild-Spital» genannt, nach seinem Stifter, und war eines der modernsten Spitäler Wiens. Dorthin kamen Menschen aus der ganzen alten österreichisch-ungarischen Monarchie, vor allem aus Galizien und dem Balkan. 1918 konnte dank Stiftungen und Spenden ein jüdisches Kinderambulatorium eröffnet werden, was einem grossen Bedürfnis entsprach – vorwiegend für die Kinder von armen Familien aus der Brigittenau. 1920 wurde ans Kinderambulatorium angrenzend ein «Sonntagesheim für jüdische kränkliche Kinder» eröffnet. Die jüdische Gemeinde hatte auch eine eigene «Versorgungsanstalt», also ein Alters- und Pflegeheim, sowie eine eigene Zentralstelle für jüdische Fürsorge, darin ein «Bekleidungsverband»

für die Bekleidung armer jüdischer Schulkinder und ein Kurverband für bedürftige rekonvaleszente Menschen. Und natürlich gab es den jüdischen Friedhof, der später Teil des Zentralfriedhofs wurde, autonom bewirtschaftet von der Kultusgemeinde.

Dies also war das jüdische Wien, in dem mein Vater Alex aufwuchs. Wien hat sich seiner Jüdinnen und Juden dann innerhalb weniger Jahre radikal entledigt: Lebten 1920 noch etwa 200'000 in der Stadt, so waren es nach 1945 noch 5'500. Etwa 65'000 österreichische Jüdinnen und Juden wurden in der Shoah ermordet – die Mehrzahl kam aus Wien.

Alex auf der Flucht

Am 12. März 1938 marschierten deutsche Wehrmachts-, SS- und Polizei-Einheiten in Österreich ein, am 13. März wurde das Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich verabschiedet, und am 5. Mai 1938 flüchtete Alex Hals über Kopf aus Wien.

Mit der Annexion Österreichs durch Deutschland wurde die Situation der jüdischen Bevölkerung in Wien zusehends schlimmer. Ihre Wohnungen und Geschäfte wurden verwüstet und geplündert, Menschen wurden durch die Strassen getrieben und erniedrigt. In der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurden auch in Wien sämtliche Synagogen und Bethäuser zerstört, mit Ausnahme des Stadttempels, der nicht angezündet werden konnte, weil er in einem Wohngebiet im Zentrum lag. In dieser Nacht wurden 6'000 Juden verhaftet und viele ins Konzentrationslager Dachau verschleppt. Die Nürnberger Gesetze galten nun auch für Österreich. Wie viele Wiener jetzt ihren Antisemitismus frei ausleben konnten, ist vielfach dokumentiert worden: Auf Bildern sind alte Männer zu sehen, darunter Rabbiner, die gezwungen werden, mit Zahn- und Klobürsten das Strassenpflaster zu reinigen, orthodoxe Frauen, die ihre Perücken in Brand setzen müssen, oder fromme Männer, denen die Bärte geschoren werden – alles zum Gaudi einer glotzenden Menge.

Alex hat seine Flucht aus Wien immer nüchtern beschrieben. Gemeinsam mit dem Schwager eines Verwandten fuhr er anfänglich mit dem Fahrrad, bald schon per Zug Richtung Nordwesten, quer durch Deutschland bis nach Aachen an der Grenze zu Holland und Belgien. Ihnen war gesagt worden, es gebe in einem bestimmten Kaffeehaus die Möglichkeit, ein Visum für die USA zu erhalten. Stattdessen wurden die beiden von der Gestapo verhaftet. Nach einigen Tagen holten die Gestapo-Leute sie in der Nacht ab, brachten sie in ein Waldstück und rieten ihnen, immer geradeaus zu laufen und die Grenze nach Luxemburg zu überqueren. Dort wurden sie von einer Polizeipatrouille angehalten und am nächsten Tag zurück zur holländischen Grenze gebracht – doch auch dieser Übertritt misslang. Ein dritter Versuch führte sie nach Frankreich. An der Grenze sagten die Wächter zu ihren deutschen Kollegen: «Wir sind doch nicht so blöde, die Flöhe aufzufangen, die ihr aus dem Pelz schüttelt.» Nun brachte die Gestapo sie nach Wittlich in der Pfalz. Der Auftrag der Gestapo lautete zu diesem Zeitpunkt noch, die Juden einfach loszuwerden, und als Alex sagte, er wolle zu seinem Onkel nach Fiume gelangen (heute Rijeka in Kroatien), wurde ihm ein deutscher Pass ausgestellt – seine österreichischen Papiere waren mit der Annexion ungültig geworden. Zwei Wochen später reiste er schliesslich über den Grenzort Rosenbach im Tirol nach Italien ein. Anfang Juni 1938 traf Alex bei Reisels Bruder Benno, seinem Onkel, in Fiume ein.

Die Hafenstadt gehörte während Jahrhunderten zum Habsburgreich, kurze Zeit auch zu Italien. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Fiume zum unabhängigen Freistaat, ab 1924 regelte ein Vertrag schliesslich die Zugehörigkeit zum italienischen Königreich. Fiume war immer eine multikulturelle Stadt gewesen. Auch Juden liessen sich schon zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie in dieser Handelsstadt nieder, ab Mitte der 1930er-Jahre nahm ihre Zahl stetig zu.

Benno Friedman war Uhrmacher und einige Monate zuvor von Wien nach Fiume gelangt. Er kannte die Stadt aus jungen Jahren, als er noch in Budapest

lebte. Jetzt klapperte er sämtliche Orte der italienischen Adriaküste ab und holte sich Uhren zur Reparatur. Alex musste bald einsehen, dass er nicht in Fiume bleiben konnte. Er fand keine Arbeit und lag dem Onkel auf der Tasche, was ihm sehr unangenehm war.

Als seine italienische Aufenthaltsbewilligung ablief, beschloss er, in die Schweiz zu fahren. Die jüdische Gemeinde in Fiume kam für die Fahrkarte auf, und so traf Alex am 9. August 1938 in Chiasso ein. Seit dem 1. April galt für ehemalige Österreicher die Visumpflicht. Unser Familienmythos besagt, dass Alex in seiner gewohnten Lässigkeit in Chiasso ausstieg, um zu rauchen, auf dem Perron auf- und abschritt und sich gar nicht bewusst war, dass unterdessen im Zug die Reisenden kontrolliert wurden. Kurz vor Abfahrt des Zuges stieg er wieder zu und gelangte so unbehelligt nach Lugano. Die dortige jüdische Gemeinde gab ihm das Geld für eine Fahrkarte nach Zürich, wo sich Alex schliesslich am 12. August 1938 bei der Polizei meldete. Die jüdische Flüchtlingshilfe sprach ihm ein Wochengeld von siebzehn Franken zu, und er kam, wie bereits erwähnt, mit zwei anderen Flüchtlingen aus Wien in einem Zimmer an der Kreuzstrasse unter.

Auch Reisel, Selma, Anny und Camillo kommen in die Schweiz

Auch Alex Mutter Reisel, die Schwester Anny mit ihrem Mann Camillo und die jüngste Schwester Selma waren mittlerweile unterwegs in Richtung Schweiz.⁴¹ Sie fuhren mit dem Zug nach Lörrach und wollten bei Basel die Grenze überschreiten, doch sie wurden zurückgewiesen. In Freiburg im Breisgau wurde ihnen geraten, über Konstanz in die Schweiz zu gelangen. Am Morgen des 1. Augusts 1938 brachte sie ein Taxi an die Grenze, wo sie zwischen den schaffhausischen Ortschaften Dörflingen und Thayngen bei strömendem Regen auf einem Waldweg in die angegebene Richtung gingen. Beim ersten Haus, das sie sahen, klopfen sie an, und ein Mann versicherte ihnen, dass sie

in der Schweiz seien. Er brachte sie nach Schaffhausen zur Polizei – gegen Mittag kam Albert Gidion, der Vertreter der jüdischen Fürsorge in Schaffhausen, und holte sie ab.

Die jüdische Gemeinde in Schaffhausen war nicht eben glücklich darüber, dass immer mehr Flüchtlinge den Weg zu ihr fanden. Auch sie befürchtete, dass die Neuankömmlinge den Antisemitismus in Schaffhausen noch anheizen würden, wurden doch von der frontistischen Zeitschrift *Grenzbote* bereits Parolen wie «Juden kann man nicht bessern; man kann sich ihrer nur entledigen» verbreitet.⁴² Die jüdische Gemeinde hatte sich dennoch bereit erklärt, sich um die Flüchtlinge zu kümmern und finanziell für sie aufzukommen. Albert Gidion mietete in mehreren Gasthöfen in Schaffhausen Zimmer. Doch bald war auch diese Möglichkeit ausgeschöpft, und Gidion befand es für besser, die Leute etwas ausserhalb der Stadt unterzubringen. Also mietete er das Haus Buchberg der Schaffhauser Naturfreunde und das ehemalige Ferienheim der Stadt Schaffhausen bei Büttenhardt.

Reisel kam mit Töchtern und Schwiegersohn auf den Buchberg. Dort gefiel es ihnen aber gar nicht. Sie, die aus der Grossstadt kamen, fühlten sich isoliert, verbannt an einen Ort abseits aller Betriebsamkeit und aller Kontakte. Sie beklagten sich bei der jüdischen Fürsorge in Zürich. Schliesslich wurden sie für einige Monate im Gasthaus Gemsstübli in Schaffhausen untergebracht, bis sie, etwa eineinhalb Jahre nach ihrer Ankunft in der Schweiz, gemeinsam eine Wohnung an der Vordergasse 23, mitten in der Schaffhauser Altstadt beziehen konnten.

Rudolf Klumak, der sich schon vor Jahren von Reisel getrennt hatte, gelangte – zusammen mit seiner Freundin Camilla Hirsch – ebenfalls von Wien aus nach Fiume zu seinem Schwager Benno Friedman. In einem Brief an Alex – dem einzigen, der erhalten ist – schreibt er am 3. September 1938, er wolle zuwarten, wie die «Judenfrage» geregelt werde. Sein österreichischer Pass sei noch bis Ende 1938 gültig, so lange könne er in Fiume bleiben. Doch wohin dann?

Vielleicht kannst du mir einen Tipp geben wo ich einreisen könnte ich würde wann notwendig sofort. Denn meine Nerven sind dem nicht gewachsen. Bin einmal auf dem Wege bin ich schon ruhiger, nun will ich auch nicht noch den Kontakt mit Dir verlieren, was falls Du oder ich weg müssten was gleichzeitig erfolgen könnte.

Anfang 1939 kam er schliesslich zur Familie nach Schaffhausen. In der Schweiz konnte er zu diesem Zeitpunkt aber nicht bleiben. Nur wenige Wochen vorher hätte er als Angehöriger in der Schweiz lebender Flüchtlinge noch Unterstützung durch die jüdische Fürsorge erhalten – nun war dies nicht mehr möglich, da der Schweizerische Israelitische Gemeindebund finanziell arg in Bedrängnis geraten war.⁴³

Also fuhr er weiter nach Belgien zu seinem ältesten Sohn Edy, der mit Frau und Kind nach Brüssel geflüchtet war. Edy drängte auch Mutter Reisel, Alex und die Schwestern, nach Belgien zu kommen – dass sie seinem Rat damals nicht folgten, hat ihnen wohl das Leben gerettet.

Alex' erste Jahre in Zürich: Fürsorge und Bürokratie

Auch Alex war in Zürich auf die Unterstützung der jüdischen Fürsorge VSIA angewiesen, da er sich, wie die anderen Flüchtlinge, keine bezahlte Arbeit suchen durfte. Von ihm wurde seitens der schweizerischen Eidgenossenschaft vor allem erwartet, dass er sich um eine baldige Weiterwanderung bemühte. Alex musste seine beruflichen Fähigkeiten belegen, um die Chancen für eine Ausreise zusätzlich zu erhöhen. In den Fürsorgeakten finden sich seine Arbeitszeugnisse und eine Referenz von S. Bernkopf von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien vom 22. September 1938:

Ich kenne Herrn Klumak seit 20 Jahren als äusserst verlässlichen, tüchtigen und arbeitsamen Menschen, der sicherlich jede sich ihm bietende Arbeit anfassend und bestimmt mit dem grössten Ernst ausführen wird. Seine geistigen und beruflichen Fähigkeiten sind hervorragend. Er war ca. 9 Jahre bei einer Strickwarenfirma tätig und hat eine Filiale derselben selbständig geleitet. Den Posten hat er durch die Auflösung der Firma verloren, war aber nicht untätig, sondern hat sofort mit der Erzeugung von Strickwaren begonnen. Er musste allerdings nach dem Umbruch diese Tätigkeit aufgeben. Er ist ebenso wie seine Angehörigen Volljude und vermögenslos.

Die Zürcher Fremdenpolizei verlangte von Alex auch Leumundszeugnisse. Dasjenige vom Polizeiamt der Stadt Zürich (ausgestellt am 10. Februar 1939) war wohl nicht so schwierig zu erhalten. Doch musste er auch einen Strafregisterauszug aus Wien beschaffen. Den stellte ihm das Deutsche Generalkonsulat am 19. April 1939 in Zürich aus, unterschrieben von der



Pass von Alexander Klumak, ausgestellt in Trier im Mai 1938, ergänzt mit «J» und «Israel» im April 1939 in Zürich

Staatlichen Kriminalpolizei Wien. Es mutet etwas absurd an, wenn ein Flüchtling vom kriminellen Staat den Persilschein erhält.

Seinen Beruf gab Alex jetzt als «Stricker» an, auch im deutschen Pass änderte er die Berufsbezeichnung von «Handlungsangestellter» zu «Stricker» – dies geschah wahrscheinlich im April 1939, als ihm das deutsche Konsulat in Zürich das rote «J» in den Pass stempelte und ihm den Zunamen «Israel» verpasste.

Die jüdische Fürsorge VSIA kontaktierte die jüdische Emigrations-Organisation HICEM in Paris bezüglich «Weiterwanderungsmöglichkeiten». HICEM empfahl, Alex solle sich um eine Einreise nach Australien bemühen, woraufhin sich

der VSIA am 23. Februar 1939 an das German Jewish Aid Committee in London wandte:

Herr Klumak [...] ist Maschinenstricker für Pullover, Westen etc. und ist nach Aussagen hiesiger Fachkreise ganz besonders talentiert in seinem Beruf. Das HICEM, und wir schliessen uns ihrer Meinung an, ist der Ansicht, dass Herr Klumak durchaus geeignet ist, sich eine Existenz in Australien aufbauen zu können.

Doch aus London kam keine Hilfe. Wie wir einem Schreiben des VSIA an HICEM vom 26. April 1939 entnehmen, wurde Australien überschwemmt von Maschinenstrickern. Deshalb empfahl HICEM nun eine Weiterreise nach Brasilien.

Im Januar 1941 schrieb Alex an Fräulein Boritzer von der jüdischen Fürsorge, er habe sich «zu der Aktion nach British-Honduras» gemeldet, möchte aber zusammen mit einer Familie Ascher gehen, davon verspreche er sich bessere Einreisemöglichkeiten. Geld für die Ausreise lag auch schon bereit: Im Dezember 1940 hatte die Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe bestätigt, eine Ausreise mit 200 Franken zu unterstützen – wohin genau er reisen sollte, konnten aber auch sie ihm nicht sagen... Alex schien offen für die Welt, die sich ihm aber nicht öffnete.

Weil die jüdische Flüchtlingshilfe es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtete, die Flüchtlinge weiterzuschicken, bemühte sie sich auch selber um die Visa. Der Historiker Stefan Mächler berichtet, sie habe dabei auch zu unkonventionellen Methoden gegriffen. Demnach besuchten VSI A-Präsident Silvain S. Guggenheim und die Fürsorgerin Regina Boritzer gewisse Konsulate zuweilen auch nachts, «um Pässe bearbeiten zu lassen, in die sie Geldnoten eingelegt hatten». Zu wiederum anderen Mitteln griff «die elegante Berty Guggenheim-Wyler, die Flüchtlingsfrauen regelmässig mit ihrem reichlich vorhandenen Schmuck ausstattete, wenn diese persönlich auf dem nur an wohlhabenden Immigrantinnen interessierten amerikanischen Konsulat vorsprachen.»⁴⁴

Bereits im September 1938 hatte Alex die Möglichkeit, bei der Firma Edouard Dubied & Co. in Zürich eine Strickschule zu besuchen. Davon hat er oft erzählt. Dieses Unternehmen habe sich gegenüber Emigranten sehr anständig benommen und sie gratis ausgebildet, um ihre beruflichen Chancen für die Zukunft zu verbessern. Die Dubieds hatten an der Weltausstellung in Paris Ende des 19. Jahrhunderts eine Strickmaschine für Flachware gesehen und das Patent darauf erworben. In der Folge entwickelten sie sich zu einem erfolgreichen Unternehmen, das bis Ende des 20. Jahrhunderts Strickmaschinen produzierte.

Alex musste diese Ausbildung gegenüber dem VSIA immer wieder rechtfertigen, wie aus den Unterlagen hervorgeht. Bewilligt wurde ihm lediglich ein Kostenbeitrag von zehn Franken monatlich für Materialaufwendungen. Schon nach einem Vierteljahr sollte er dann die Ausbildung aufgeben, um in ein Lager zu ziehen. Doch Alex wehrte sich – am 19. Februar 1939 schrieb er selbstbewusst an die Flüchtlingshilfe:

Ich habe speziell hier Gelegenheit auf verschiedenen (gewöhnlichen und Spezial-)Maschinen eine reiche und gründliche Kenntnis eines Handwerks mir anzueignen, das in jeder Hinsicht günstig ist. Ich lerne also seit September 1938 Stricker und bin auf dem besten Wege mein Handwerk so zu vervollkommen, dass ich meine Zukunft vertrauensvoll in meinem eben erlernten Berufe sehen kann.

Seit Beginn meiner Lehrzeit hier, habe ich mich mit wenigen Ausnahmen, täglich vor- und nachmittags an meinem Platz zur Arbeit eingefunden und darf annehmen, dass ich der Einzige von allen befürsorgten Emigranten bin, der die Möglichkeit hat in einem Beruf, der die Basis der zukünftigen Existenz bilden soll, so erfolgreich zu volontieren.

Herr Direktor Egloff wird Ihnen sicher gerne Auskunft geben über meinen Fleiss, Fähigkeit und Fortschritt. [...] Eine so günstige Gelegenheit zur Ausbildung gibt es kaum nochmals, und ich wäre um Monate zurückgeworfen,

kaum etwas gelernt, wieder gezwungen mich umzustellen; das kann nicht Ihr Wollen sein!

Alex zog alle Register und hatte vorderhand damit Erfolg. Doch im Januar des Folgejahres monierte die Flüchtlingshilfe abermals, er habe jetzt genügend Zeit gehabt, seine Ausbildung zu vervollkommen, die finanzielle Situation erlaube keine Verlängerung, und daher müsse er sein Zimmer bis Mitte Februar aufgeben, d. h. in ein Lager ziehen. Alex bat nochmals um Dispens und argumentierte, dass Dubied-Direktor Egloff bereit sei, ihn zu «beköstigen» und seine weitere Ausbildung zu ermöglichen:

Ich würde unter diesem Umstand mit einer Unterstützung von nur 10 Franken pro Woche mein Auskommen finden.

Da in der nächsten Zeit Veränderungen in der Ausreisemöglichkeit zu erwarten sind, ist es in meinem grössten Interesse, dass ich den Kontakt mit meiner Arbeit (Lehre) nicht verliere, und da wo ich wieder anfangen kann mein Brot selbst zu verdienen, auch in der Lage dazu bin.

Unten am Brief gibt es einen Vermerk: «fr. 35.- pro Monat» – fünf Franken hatten sie abgezwickelt von den vierzig, die er bisher bekam. Aber Alex hatte sich nochmals durchgesetzt. Sein ungebrochener Wille und auch sein Optimismus sind beeindruckend.

Dennoch war die Abhängigkeit von der Fürsorge für ihn schwierig. Er kam völlig mittellos in Zürich an und war, da er nicht arbeiten durfte, für alles und jedes auf das Wohlwollen der jüdischen Gemeinde und ihrer Fürsorge- und Flüchtlingsbehörde angewiesen, sei es für die Miete, fürs Essen oder die Krankenversicherung – ja sogar für Schuheinlagen: Im Oktober 1939 schickte Alex ein ärztliches Zeugnis der Klinik Balgrist an den ICZ-Präsidenten, das bestätigte, dass er wegen seiner Spreizfüsse Einlagen im Wert von sechzehn Franken benötige. Die Einlagen wurden bewilligt, je-

doch nur «ausnahmsweise» – als habe er etwas Unverschämtes verlangt. Es muss ein scheussliches Gefühl sein, für so etwas zum Bittsteller zu werden und dabei stets dem Generalverdacht zu unterstehen, man könnte etwas beanspruchen, das einem nicht zusteht.

Die jüdischen Gemeinden unternahmen zweifelsohne grosse Anstrengungen, um den Flüchtlingen zu helfen. Doch die Situation und die Umstände waren für alle Beteiligten nicht einfach. Alex und Trude haben in späteren Jahren immer nur mit Dankbarkeit von dieser Unterstützung gesprochen und all die lästigen Kleinigkeiten mit keinem Wort erwähnt.

Arbeitslager für Flüchtlinge

Im März 1940 hatte der Bundesrat beschlossen, Arbeitslager für Flüchtlinge einzurichten, von der Massnahme waren alle arbeitsfähigen Männer betroffen. Auch der VSIA und andere Hilfsorganisationen fanden es sinnvoll, den Flüchtlingen so eine Beschäftigung zu ermöglichen. Laut Mächler wollten sie damit «zum einen das Problem der langen Untätigkeit lösen, das verheerende Auswirkungen auf die Flüchtlinge selbst hatte und auch deren Image in der Bevölkerung beeinträchtigte. Zum andern erhofften sie sich eine deutliche Entlastung ihrer Finanzen, um die es durch die Blockade der Weiterreisen immer schlechter bestellt war.»⁴⁵

Auch andere Argumente sprachen für die Lager: Man konnte die Flüchtlinge so aus den Städten entfernen und besser kontrollieren. Finanziell war zudem von Vorteil, dass die Infrastruktur der Lager aus dem Militärkredit finanziert wurde und somit als Kriegskosten und nicht als Flüchtlingshilfe verbucht werden konnte.

VSIA und SIG wurden intern für ihre Befürwortung der Lager kritisiert, die Führung war jedoch überzeugt, dass gerade die jüdischen Flüchtlinge nicht als arbeitsscheu erscheinen durften. Und so konnte der wegen seines Antisemitismus berüchtigte Bundesrat Eduard von Steiger im Februar 1941

erklären, auch die jüdischen Hilfsorganisationen hätten die Schaffung von Lagern empfohlen.⁴⁶

Die Einrichtung dieser Arbeitslager wurde der Zentralstelle für freiwilligen Arbeitsdienst übergeben, die später zur Zentraleitung der Heime und Lager wurde. Sie war dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement unterstellt.

Arbeitsfähige Flüchtlinge im Alter zwischen siebzehn und sechzig Jahren sollten vor allem im sogenannten Mehranbau beschäftigt werden: in der landwirtschaftlichen Lebensmittelproduktion, beim Bau von Militärstrassen und bei der Waldarbeit – überall dort also, wo Arbeitskräfte fehlten, weil die wehrpflichtigen Männer vom Militär eingezogen worden waren.

Das erste Lager wurde am 4. April 1940 in Felsberg (GR) eröffnet, die Flüchtlinge sollten die Strasse Felsberg-Tamins bauen.⁴⁷ Das zweite folgte am 29. April, ein kleines Barackenlager in Oberglatt (ZH).

Es gab viele Arten von Lagern: grössere und kleinere Arbeitslager – eines davon für sogenannt rituell lebende Juden –, ein Lager für politisch Internierte, ein anderes für militärisch Internierte, Straflager, Auffanglager für den kurzfristigen Aufenthalt nach der Einreise und Quarantänelager. Später kamen Hochschullager für Akademiker, Lager für Jugendliche sowie für psychisch oder physisch Kranke dazu. Zudem entstanden auch Heime für Frauen und Kinder beziehungsweise für Familien. Ab Herbst 1942 wurden praktisch alle neu ankommenden Flüchtlinge zuerst einmal in ein Heim oder Lager eingewiesen.

Die Kosten für die Unterbringung der Flüchtlinge wurden bis 1942 von den Hilfswerken getragen, vor allem von den jüdischen Hilfsorganisationen, die bis zu diesem Zeitpunkt etwa zwölf Millionen Franken aufbrachten. Doch nun sahen sich die Hilfswerke nicht mehr imstande, diese Last weiterhin allein zu tragen, woraufhin der Bund einen Teil der Kosten übernahm.

Es gab ein allgemeines Lagerreglement mit Pflichten und Rechten, daneben spezielle Bestimmungen für einzelne Lager oder Heime. Für die Hin-

und Rückfahrt wurden Fahrscheine ausgegeben, zudem hatten die Flüchtlinge Anspruch auf Unterkunft und Verpflegung, waren gegen Krankheit und Unfall versichert und bekamen ein Taschengeld von einem Franken im Tag und leihweise Arbeitskleidung. Die Arbeitswoche dauerte 48 Stunden, nach drei Monaten gab es einen unbezahlten Urlaub von einer Woche, und die Wochenenden waren ab Samstagmittag frei. Neben dem Taschengeld erhielten die Flüchtlinge einen Grundlohn von einem weiteren Franken je Arbeitstag, später kam dazu noch eine Leistungsprämie von maximal 45 Rappen, ab 1942 wurde der Lohn auf Fr. 1.80 erhöht.

Familien wurden meist getrennt: Frauen mit kleineren Kindern wurden in Heimen untergebracht, grössere Kinder in Jugendlagern, oft wurden für die kleineren Kinder auch Plätze in Familien gesucht. Diese Trennungen waren für die Familien, die durch die Flucht bereits psychisch stark belastet waren, oft kaum auszuhalten.

Die Frauen in den Heimen arbeiteten auch, sie verrichteten Handarbeiten, strickten Socken und wuschen die Wäsche für die Männerlager. Interessant in diesem Zusammenhang ist der «Sold», den die Frauen erhielten: Der Grundsold betrug 20 Rappen im Tag, dazu kam eine Leistungsprämie von 25 bis 80 Rappen. Wir können also davon ausgehen, dass die meisten Frauen für ihre Arbeit im Tag nicht mehr als 45 Rappen erhielten, also nicht einmal halb so viel wie die Männer.

Wie gut die Lager geführt wurden, hing von den jeweiligen Leitungen ab. Es kam immer wieder zu antisemitischen Übergriffen, zu willkürlichen Bestrafungen, Besuchsverboten und weiteren Schikanen. Besonders schlimm soll es in denjenigen Lagern gewesen sein, die vom Militär geführt wurden.

Ein Teil der Flüchtlinge begrüsst es sicher, nicht einfach untätig herumsitzen zu müssen, wobei ihnen eine Aufhebung des Arbeitsverbotes wohl viel mehr geholfen hätte. Der Bund ging aber davon aus, dass die Beschäftigung in einem Arbeitslager einer möglichen Weiterwanderung dienlicher war. Es ist allerdings eine etwas seltsam anmutende Vorstellung, dass

all die Flüchtlinge, die früher in einer Vielzahl von Berufen tätig waren, sich durch Strassenbau, Wald- oder Feldarbeit für die Zukunft in einem fernen Land hätten qualifizieren sollen.

Jacques Picard schreibt denn auch, dass an eine «ernsthafte Umschulung» in den Arbeitslagern kaum zu denken war. «Geleitet wurden die Lager von Offizieren, die teils ein gewisses Verständnis für die Eingewiesenen entwickelten, teils als Lagergewaltige ihre Machtfülle primitiv auslebten und gar antisemitischen Gefühlen freien Lauf liessen. Das Lager wurde von ihnen als Ort der ‚Ertüchtigung‘ angesehen, und die Arbeitsdienstler, zumal die jüdischen, stellten oft allerhand rührende Beweise an, das Vorurteil, Juden seien zu produktiver Arbeit nicht zu gebrauchen, Lügen zu strafen. Doch allein die Prinzipien des Arbeitsdienstes, das heisst Ziel und Zweck der Lager, [...] kamen einer verfehlten Arbeitstherapie gleich.»⁴⁸

Ab 1943 wurden die Arbeitseinsätze der Flüchtlinge in den Medien zunehmend kritisch thematisiert und ihr Sinn hinterfragt, eine ernst zu nehmende berufliche Schulung (vor allem für Jugendliche und junge Männer) gab es erst ab Mitte 1944.

Wie bereits erwähnt, begrüsst auch der VSIA die Schaffung von Lagern explizit. Doch schon bald übte der Verband Kritik. Laut Mächler wurde seitens VSIA beanstandet, dass Leute für harte körperliche Arbeit eingezogen würden, der sie physisch nicht gewachsen seien oder die sich später schädlich auf sie auswirken könnte, so zum Beispiel bei Musikern. Es würden auch Studenten eingezogen, die gar keine Flüchtlinge seien, und Lehrlinge, denen damit die Chance genommen werde, einen Beruf zu erlernen. Die Führung der Lager sei zudem zu militärisch, mit straffer Lagerordnung und Briefzensur, und der Sold von einem Franken pro Tag, von dem noch ein Viertel für die Weiterreise zurückbehalten werde, zu niedrig. Viele Flüchtlinge würden auch unter den ungewissen Zukunftsaussichten leiden und zeigten Anzeichen einer Lagerpsychose.

Das erste Lager, in das Alex im Juni 1940 einrücken musste, war das Barackenlager Oberglatt. Das heutige Gebiet des Flughafens Kloten war



Sommer 1942: Alex (dritter von links mit offenem Hemd) im Arbeitslager Thalheim

damals ein Sumpfgebiet und gehörte zu einem militärischen Waffenplatz. Die Flüchtlinge wurden dort für Drainagearbeiten aufgeboten – Alex hat später immer stolz von seinem Einsatz erzählt.

Nach Oberglatt kam er in die Lager von Vouvry und Gampel im Wallis, wo die Flüchtlinge vor allem für Waldarbeiten eingesetzt wurden. Die längste Zeit verbrachte er jedoch im Arbeitslager in Thalheim. Aus dieser Zeit stammen denn auch die meisten seiner Briefe an Trude. Die genauen Daten, wann Alex in welchem Lager interniert war, lassen sich nicht mehr ermitteln. Eine Anfrage im Bundesarchiv ergab, dass ein Dossier auf seinen Namen erst nach 1958 angelegt wurde, als er sich um die Schweizer Staatsbürgerschaft bemühte. Dennoch liess ich mir im Bundesarchiv Dossiers zu den einzelnen Lagern kommen. Ich dachte, dass ich Alex ja vielleicht doch noch auf einer Liste finden würde, die nicht erfasst worden ist. Die Dossiers waren unerwartet mager. Es gab praktisch nur Bildmate-

rial: Baracken im Aufbau, Menschen bei der Arbeit im Lager, Porträtaufnahmen, Gesamtansichten, Bildkontaktbögen. Viele Bilder sind sorgfältig aufgeklebt, manche rührend dilettantisch beschriftet. Oft sind es Seiten aus privaten Fotoalben, die dem Bundesarchiv überlassen worden sind. Aber Alex hat mir leider nirgends entgegengelacht.

Eigentlich hatte ich erwartet, zumindest den ausführlichen Fragebogen zu finden, den Alex beim ersten Eintritt in ein Lager wie alle Flüchtlinge ausfüllen musste. Doch diese Personalakten (auch «persönliche Führungsakten» genannt) wurden nach dem Krieg dem EJPD übergeben, die meisten wurden vernichtet. Zudem haben die meisten kantonalen Fremdenpolizeien bis etwa 1980 sämtliche Ausländerakten, die mehr als fünfzehn Jahre «inaktiv» waren, entsorgt. Das heisst, dass insgesamt sehr wenig Archivmaterial über die Lager und Heime während des Krieges vorhanden ist.⁴⁹ Auch Simon Erlanger, der bisher die ausführlichste Arbeit zu den Arbeitslagern geschrieben hat, beruft sich vor allem auf Zeitzeugen, also auf Erzählungen, Tagebücher und Erinnerungen – ein wissenschaftlicher Zugang, den er «lebensweltlich orientierte Perspektive» nennt.⁵⁰

Wie ungenügend die Dokumentierung ist, zeigt auch ein Fund, den Monika Bach, eine Mitarbeiterin des Staatsarchivs des Kantons Zürich, machte. Sie entdeckte im Keller 4365 Negative mit Porträtaufnahmen von Flüchtlingen aus der Zeit des Krieges, ohne Namen, mit angehefteter Stammnummer, die Namensregister dazu fehlten. Die Bilder waren vom Kriminalfotodienst der Kantonspolizei Zürich in den Flüchtlingslagern aufgenommen worden. Bemerkenswert an den Bildern ist, wie schön und sorgfältig sie gemacht wurden. «Es ist offensichtlich, dass der Fotograf von den Menschen, die auf einem Stuhl Platz genommen hatten, nicht einen schnellen Schnappschuss, sondern ein möglichst gutes Porträt aufnehmen wollte», schreibt Monika Bach.⁵¹ Doch wer die Menschen waren, liess sich in den meisten Fällen nicht mehr ermitteln.



Die Familie in Schaffhausen: Anny, Mutter Reisel, Camillo (Anny's Ehemann), Alex, Selma

Alex' Familie in Schaffhausen

Reisel Klumak, meine Oma, war, als sie 1938 von Wien nach Schaffhausen flüchtete, 57 Jahre alt. Ich glaube, sie war von diesem Zeitpunkt an eine alte Frau. In den Akten der jüdischen Fürsorge finden sich ausschliesslich Unterlagen, in denen es um ihre gesundheitlichen Beschwerden geht.

«Mutter keppelt den ganzen Tag», wurde später manchmal von ihr gesagt – «keppeln» ist österreichisch und bedeutet schimpfen. Reisel keppelte in den ersten Wochen, in denen sie zusammen mit vielen andern Flüchtlingen im Naturfreundehaus auf dem Buchberg untergebracht war. Und sie keppelte später, als sie mit ihren beiden Töchtern und dem Schwiegersohn bereits die kleine Wohnung in der Schaffhauser Altstadt bezogen hatte. Sie reagierte auf ihre neue Lebenssituation mit Herzbeschwerden und konnte Albert Gidion, den Leiter der Schaffhauser jüdi-

schon Fürsorge, überzeugen, sie nach Zürich zum Herzspezialisten Manes Kartagener zu schicken. Kartagener (1897- 1975) war ein bekannter Internist an der Medizinischen Poliklinik in Zürich und stammte wie Reisel aus Galizien, aus der Stadt Przemysl. Er hatte in Zürich Medizin studiert und erkannte die Beschwerden der zu früh gealterten Frau sicher gut als die Leiden einer Entwurzelten.

Reisels jüngste Tochter Selma, meine Tante, war 1938 26 Jahre alt. Sie hat später erzählt, dass sie schon während der ersten Monate in Schaffhausen begonnen habe, Strümpfe zu flicken; aber nicht einfach Wollsocken, nein, sie kannte sich aus in der Kunstflickerei von feinen Seidenstrümpfen. Sie habe auch bei einem Bauern in Schleithem ausgeholfen. Am 27. September 1939 stellte die Stellenvermittlung der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich ICZ ein Gesuch an die kantonale Fremdenpolizei. Selma könne bei der frommen jüdischen Familie Buchs in Zürich im Haushalt helfen, die Frau erwarte das fünfte Kind. Es komme nur eine jüdische Hilfe infrage, und eine schweizerische sei nicht gefunden worden. Das Gesuch wurde von der Fremdenpolizei aber nicht bewilligt:

[Wir] teilen Ihnen mit, dass die Genannte seinerzeit illegal in die Schweiz einreiste. Wir müssen es grundsätzlich ablehnen, solchen Emigranten nachträglich die Bewilligung zum Stellenantritt, auch wenn es sich nur um eine Umschulung handelt, zu erteilen.⁵²

Ausserdem könne Zürich nicht Emigranten aus anderen Kantonen übernehmen, schreibt die Fremdenpolizei Anfang November 1939 an die ICZ in Zürich.

Offenbar hatte Selma im ersten Jahr ihres Aufenthaltes in der Schweiz auch eine Weiterreise erwogen: Bei den Fürsorgeakten befindet sich ein Schreiben vom 13. Juli 1939, in dem der VSIA dem Emigrationsbüro mitteilt, dass Fräulein Selma Klumak, die bei einem Transport nach Frankreich angemeldet sei, leider nicht mitreisen könne, da sie erkrankt sei.

Gut möglich, dass sie – und das mit gutem Grund – kalte Füße bekommen hatte und den sicheren Hafen Schweiz doch nicht verlassen mochte. Vielleicht ist Selma damit einem schlimmen Schicksal entkommen.

In den ersten Monaten ihres Aufenthalts in der Schweiz kämpfte Selma zudem für eine Zahnbehandlung. Sie schrieb am 20. März 1939 an die jüdische Fürsorge in Zürich:

Ich habe mich vor dem Verlassen Wiens einer zahnärztlichen Konsultation unterzogen und bin mit gesunden Zähnen nach der Schweiz gekommen. Erst seit meinem hiesigen Aufenthalt hat sich der Zustand meiner Zähne verschlechtert. [...] Leider sind diese Arbeiten sehr notwendig, da ich sehr unter Schmerzen zu leiden habe und im Falle einer Ausreise unbedingt erforderlich.

Jeder Satz in diesem Schreiben enthält eine Begründung, weshalb die Fürsorge ihr die Zahnreparatur ermöglichen müsse. Der VSIA fragte bei Gidion in Schaffhausen nach, ob diese teure Reparatur wirklich notwendig sei. Dieser antwortete postwendend, am 27. März 1939: «An mich stellt man keine solche Gesuche mehr, da ich die Leute nur zum Zahnziehen zum Zahnarzt schicke.» Am 31. März schrieb dann der VSIA an Selma, Herr Gidion habe mit seiner Handhabung absolut recht, so teure Reparaturen seien nur zu bewilligen, wenn bei Nichtbehandlung eine Gefährdung der Gesundheit drohe.

Das liess wiederum Selma nicht auf sich sitzen, und so meldete sich denn am 6. Juni 1939 eine Frau Dr. med. Lili Häberlin bei Gidion:

Frl. Klumak sucht mich heute wieder auf und hat an den Händen wieder frische Herde. Es sollte doch wenn immer möglich die Behandlung der Zähne vorgenommen werden. Sonst gibt es von diesen Herden aus immer neue Streuungen.

Unter diesen Umständen konnte ihr die Zahnreparatur nicht mehr verweigert werden, auch Gidion unterstützte jetzt Selmas Anliegen. Selmas Kampf um die Reparatur ihrer Zähne mag uns heute als etwas dramatisch erscheinen, aber es ging ihr damals wohl um etwas Prinzipielles: Es ging ihr darum, sich nicht gehen lassen, es ging um ihre Würde.

Mittlerweile hatte sie sich mit Leopold Brodheim verlobt, einem Freund und zeitweiligen Wohnpartner von Alex. Am 27. Juni 1940 stellte Gidion beim Israelitischen Frauenverein in Zürich ein Gesuch an die Abteilung Brautausstattung:

Die Braut sowie der Bräutigam sind völlig mittellos. Weder Wäsche noch Möbel sind vorhanden. Heiraten wollen sie aber doch. Ich gestatte mir die höfl. Anregung zu machen, dieser Braut aus dem Brautausstattungsfond etwas beizusteuern. Ich habe dieses Mädchen als gute Tochter kennen gelernt, die an ihrer Mutter hängt und die leidende Frau liebevoll pflegt. Den Bräutigam kenne ich nicht näher, habe ihn nur einmal gesehen. Er macht keinen schlechten Eindruck. Ich erachte dieses Paar einer Hilfe würdig.

Albert Gidion setzte sich mit ganzem Herzen für Selmas Brautausstattung ein. Dabei schien er sonst nicht gerade zimperlich zu sein im Umgang mit den Flüchtlingen, Er hatte es aber auch nicht leicht mit all den Bedürfnissen und Begehlichkeiten, die an ihn herangetragen wurden – und dies in einem behördlichen Umfeld, das ihm und seinen Anliegen eher feindlich gesinnt war.

Selma heiratete dann doch nicht so schnell. Sie hatte mittlerweile eine Stelle als Haushälterin in der Familie eines jüdischen Arztes in Stein-Säckingen angenommen, eine Aufgabe, der sie sich gesundheitlich aber nicht gewachsen fühlte. Auch der Arzt meldete der jüdischen Fürsorge, er hätte als Hilfe gerne eine kräftigere Person – und eine ohne Bräutigam. Albert Gidion wurde benachrichtigt und antwortete am 5. Februar 1942 verärgert an den VSIA: «Die Fürsorge sollte sich doch nicht nur von den Lau-

nen oder sentimentalen Stimmungen der Leute allzu stark beeinflussen lassen, wenn wirklich jemand einmal eine Arbeitsbewilligung hat.»

Die Stelle bei der Arztfamilie konnte Selma jedenfalls bald aufgeben. Im Juni 1943 heiratete sie Leo Brodheim liess und sich in Zürich nieder.

Albert Gidion hatte offenbar viel gelernt während seiner Zeit als Leiter der Schaffhauser jüdischen Fürsorge, allmählich durchschaute er die Tricks der Flüchtlinge, revidierte aber auch seine ursprüngliche Haltung ihnen gegenüber. Battel zitiert einen Zeitzeugen, der berichtet, wie Gidion den Flüchtlingen anfänglich mit grosser Skepsis begegnete: «Albert Gidions Glaube an Ordnung, Sicherheit und Obrigkeit war unerschütterlich und liess ihn in der ersten Zeit sogar daran zweifeln, dass die Flüchtlinge, die aus rassischen Gründen in die Schweiz kamen, sich in ihrem Heimatland nichts zu Schulden hatten kommen lassen. ‚Wäme nüt gmacht het denn cha eim au nüt passiere‘ hatte er gemeint. Es brauchte einige Zeit, bis er merkte, dass auch unbescholtene Bürger verfolgt wurden. [...] Als dies für ihn klar war, setzte er sich uneigennützig bei den Behörden für seine Schützlinge ein.»⁵³

Gidions Haltung in dieser Anfangszeit entsprach also ganz derjenigen der offiziellen Schweiz, die den Asylsuchenden in erster Linie mit Misstrauen begegnete.

Anny, die Schwester von Alex, hat später erzählt, sie habe in Schaffhausen bei einer Modistin gearbeitet. Um eine bezahlte Stelle kann es sich dabei nicht gehandelt haben, die Beschäftigung muss ihr aber gut getan haben. Laut Flüchtlingsakten kämpfte auch sie immer wieder mit gesundheitlichen Problemen. Es muss überhaupt eine schwere Zeit gewesen sein für Reisel und Selma, Anny und Camillo, waren sie doch ständig im Ungewissen über das Schicksal ihrer Familien. Und auch wenn sie selber in Sicherheit waren, wussten sie doch nie, für wie lange... Kein Wunder, dass sich das auf ihre Gesundheit auswirkte.

Am besten mit dieser Situation zurecht kam wohl Camillo: Er war Chauffeur und konnte schon bald nach der Ankunft in der Schweiz bei einem Bauern arbeiten. Es gibt dazu ein Zeugnis vom Landwirt Richard Busenhardt, das bestätigt, dass Camillo vom 22. August 1938 bis am 24. Mai 1939 «freiwillig» auf seinem Betrieb gearbeitet habe:

Herr Nussbaum zeigte viel Freude und Interesse an allen Landarbeiten. Den Traktor hatte ich ihm während der ganzen Zeit anvertraut, den er mit viel Sorgfalt und Kenntnis betreute.

Später war auch Camillo im Arbeitslager Oberglatt, dann in Thalheim, zur selben Zeit wie Alex, und schliesslich in einem Umschulungslager für Emigranten am Zürichhorn. Ein Dokument des VSIA von März 1943 gibt Auskunft darüber, dass er sich in der Schneiderwerkstätte des Umschulungslagers das Jackett («den Rock») wenden liess, dafür brauchte er offenbar die Bewilligung der Zentralleitung der Arbeitslager. Diese Episode passt gut zu Camillo, der bis ins hohe Alter auf ein gepflegtes Äusseres Wert legte und sich offenbar auch als Flüchtling nicht gehen liess.

Schaffhausen – Ort der Rettung

Wenn in unserer Familie später über den Krieg gesprochen wurde, galt Schaffhausen stets als Ort der Rettung in der Not, viele Schaffhauser hätten die Flüchtenden mit offenem Herzen aufgenommen. Dies war zumindest der Eindruck, den ich aus den Erzählungen gewann. Den historischen Fakten hält diese Sichtweise nicht ganz stand: Reisel, Selma, Anny und Camillo überschritten die Grenze zur Schweiz, wie berichtet, am 7. August 1938. Zu diesem Zeitpunkt galt bereits der Visumszwang, das heisst, sie gelangten illegal in die Schweiz. Sie hatten wohl aber insofern Glück, als die verschärften Weisungen erst drei Tage später, also am 10. August, an die Grenzpolizei posten kommuniziert wurden.

Ab Mitte August setzte sich der Schaffhauser Regierungsrat beim Bund für eine Verstärkung der Grenzkontrollen ein.

Franco Battel, der ausführlich untersucht hat, ob die Behandlung der jüdischen Flüchtlinge seitens des Kantons Schaffhausen humanitärer war, als es die Weisungen des Bundes vorgaben, schreibt: «Im Regierungsratsprotokoll war nicht von Fluchtwegen, sondern von ‚Einfallstoren‘ die Rede. Dies zeigt wohl am eindrucklichsten, dass die Regierungsräte in den Flüchtlingen nicht Hilfesuchende, sondern lediglich lästige Ausländer sahen.»⁵⁴

Als eigentliche Verkörperung des Retters in der Not galt in unserer Familie der SP-Politiker Walther Bringolf. Doch auch das scheint den historischen Fakten nicht zu entsprechen. Vielmehr stand laut Battel «auch Stadtpräsident Walther Bringolf, der sonst immer wieder den Mut und auch die Macht hatte, Flüchtlingen zu helfen, [...] im August 1938 nicht auf der Seite der verfolgten österreichischen Jüdinnen und Juden. In einem Brief an den Churer Stadtpräsidenten hielt Bringolf fest, er sei mit der Praxis der Polizeibehörde, ‚die Grenzen unter allen Umständen für jüdische Einwanderer [...] zu sperren, einverstanden‘.⁵⁵

Spätestens in der grossen Nationalratsdebatte von September 1942 gehörte Bringolf aber zu den wenigen Politikern, die sich vehement und öffentlich für eine humanitäre Aufnahmepraxis gegenüber den jüdischen Flüchtlingen einsetzten.

Die Schaffhauser Fremdenpolizei stand unter der Leitung von Robert Wäckertlin, einem Mitglied der Nationalen Front und Antisemiten. Die Flüchtlinge, die ihre Aufenthaltsbewilligungen alle drei Monate erneuern lassen mussten, fürchteten sich vor ihm.

Doch zumindest die Schaffhauser Bevölkerung brachte den Flüchtlingen gemäss Battel mehr Verständnis entgegen als andernorts in der Schweiz.⁵⁶ Dies zeigte ein Fragebogen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements von 1942, den alle Kantonsregierungen auszufüllen hatten. Demnach gehörte Schaffhausen – wie St. Gallen und Basel-Stadt – zu jenen Kantonen, die die Aufnahme

von Flüchtlingen nicht einfach ablehnten. Und die Statistik der Schweizerischen Zentralstelle für die Flüchtlingshilfe belegt, dass die Bevölkerung des Kantons Schaffhausen für die Flüchtlinge doppelt so viel spendete wie der schweizerische Durchschnitt.

Meine Familie musste mit ihren Erinnerungen leben, ihre Zeit in Schaffhausen hat sich mit den Jahren bestimmt etwas verklärt. Ich nehme aber an, dass sie positiven Kontakt mit Menschen hatten, dass sie Hilfsbereitschaft und Verständnis für ihre schwierige Situation erlebten und dass sie, vor allem im Nachhinein, nachdem sie das ganze Ausmass des Schreckens kannten, Dankbarkeit empfanden für das, was ihnen erspart geblieben war. Mein Vater Alex hat später Besucher aus dem Ausland immer als Erstes an den Rheinfluss geführt – vielleicht war seine grosse Begeisterung für die Schönheit dieses Ortes mitgeprägt durch die Erfahrungen seiner Familie während der Kriegsjahre.

Alex, Trude und Klaus werden eine Familie

Im Frühjahr 1942 fassten Alex und Trude den Entschluss zu heiraten. Alex bemühte sich zuerst von seinem Lager im aargauischen Thalheim aus um die Heiraterlaubnis und war guter Dinge, dass er diese auch schnell erhalten würde. Am 19. Mai schrieb er an Trude:

Liebste, ich habe eben mit dem Lagerleiter gesprochen und morgen gehe ich zum Gemeindeammann, wollen sehen, was der verlangt. Von Helmut Reich halte ich gar nichts: er hat vor 3 Wochen in Zürich eingegeben und wurde ihm abgelehnt. Scheinbar ist er scheu geworden, denn er verlässt sich auf den Lagerleiter, der versprach in ca. 14 Tagen in Bern zu sein und für seinen Fall zu sprechen. Nun, das wollte er auch für uns, aber wir, Herzchen, machen diese unsere Angelegenheit schon selber. Ich gebe Dir morgen gleich Bescheid.

Er glaubte sich schon fast am Ziel und berichtete am nächsten Tag:

Mein Lieb, ich war eben beim Gemeindeschreiber und habe die Fotokopien hier gelassen. Am kommenden Dienstag werden wir beide hier erscheinen und unsere Pässe mitbringen; sodann wird das Eheverkündungsgesuch aufgesetzt als Einleitung zum «Eintritt in den heiligen Stand der Ehe». Im August 41 hatte hier einer, das heisst zwei, geheiratet und die ganze Sache ist etwa 6 Wochen gegangen. Wenn du hier wärst könnten wir das gleich machen, je schneller je lieber, aber ich denke, wir fahren am Dienstagmorgen gerade zusammen hierher. Jetzt will ich hinaufgehen zum Lagerleiter und schauen, was ich an Urlaub von ihm herauschinden kann.

Doch schon eine Woche später sah alles nicht mehr so rosig aus. Der Gemeindeschreiber hatte von Alex ein Führungszeugnis verlangt, der Lagerleiter wollte ihm ein solches aber nicht ausstellen, da er Alex angeblich noch nicht lange genug kannte. Er verwies ihn an die Zentralleitung der Lager. Alex bat Trude, dort telefonisch nach einem Zeugnis zu verlangen, sie sollte anschliessend auch bei der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich um Unterstützung für die Heiratsbescheinigung nachsuchen.

Die bürokratischen Hürden bis zur Eheschliessung waren riesig. Alex hatte geglaubt, dass einer Erlaubnis durch die Behörden im Aargau nichts mehr im Wege stünde, sobald er das Führungszeugnis von der Flüchtlingshilfe erhielt. Doch so einfach war das nicht: Trude schrieb am 12. August 1942 aus Thalheim, wo sie – wie bereits erwähnt – einige Ferientage verbrachte, an Amtsvormund Muntwyler und bat ihn um Unterstützung für die Heiratsbewilligung:

Es sind schon mehr als zwei Monate her, seitdem wir hier in Thalheim das Verkündegesuch eingereicht haben, weil der Kanton Zürich seinerzeit prinzipiell die Heiratsbewilligung für Emigranten verweigert hat. Wir haben aber keinen Bescheid erhalten. Als wir einreichten, vielmehr kurz vorher, hat der Kanton Aargau die Bewilligung noch gegeben, doch ist nunmehr eine Änderung eingetreten, indem man ohne die Einwilligung Zürichs auch hier nicht mehr heiraten kann, und unsre Heirat hängt so in der Luft bis zu einer prinzipiellen Entscheidung. Ich möchte aber einem negativen Bescheid vorgreifen, denn nachher wird es sehr schwer sein, noch etwas zu erreichen.

So viel uns bekannt wurde, sind Regierungsrat Kägi und Briner mit für die Sache zuständig.

Die Befürchtung eines Versuches der Sesshaftmachung ist ein beliebter Grund zur Ablehnung von Heiratsbewilligungen, und im Zusammenhang damit tauchen mir Bedenken auf, ob die Existenz von Bimbo

[Klaus] als Schweizer eine Handhabe zu einer solchen Begründung der eventuellen Ablehnung Anlass sein könnte.

Man wollte offenbar nicht, dass es den Flüchtlingen zu wohl wurde in der Schweiz, dass sie sich einnisteten, Familien gründeten und schliesslich gar nicht mehr gingen. Trude fürchtete, dass Klaus ein Hinderungsgrund sein könnte, dass man ihr als lediger Mutter die Heiraterlaubnis nicht erteilen würde. Mit dem Hinweis auf die zuständigen Regierungsräte wollte sie Muntwyler sagen, bei wem er Einfluss nehmen könnte. Regierungsrat Jakob Kägi gehörte der SP an, Robert Briner der Demokratischen Partei. Möglich, dass Trude und Alex auf deren soziale Gesinnung hofften.

Es sollte allerdings noch mehr als ein Jahr dauern, bis die beiden heiraten konnten. Um die Eheschliessung zu ermöglichen, brauchte es erst noch die Hinterlegung einer Kautio und einen Regierungsratsbeschluss. Ausserdem musste die jüdische Flüchtlingshilfe die Ausrichtung einer Unterstützung auch nach der Heirat bestätigen. Ohne den Beistand und die Vermittlung der jüdischen Flüchtlingshilfe wäre es Alex und Trude überhaupt unmöglich gewesen, die geforderte Kautio in der Höhe von tausend Franken aufzubringen.

Verschiedene Kantone machten die Heiratsbewilligung von der Hinterlegung einer Kautio abhängig. Im Kanton Zürich berief sich der Regierungsrat auf § 59 der kantonalen Verordnung über den Zivilstandsdienst vom 18. Oktober 1928. Dieser lautete:

Vermag ein Ausländer die Erklärung der zuständigen Heimatbehörde, dass seine Ehe mit allen ihren Folgen anerkannt werde, nicht beizubringen, so kann der Regierungsrat die Trauung gegen Leistung einer Barkautio bis Fr. 4'000.- als Sicherheit für allfälligen aus der Trauungsbewilligung dem Kanton erwachsenden Schaden bewilligen.

Zu Deutsch: Wenn es keine Heimatbehörde gibt, die für die Eheleute aufkommt – auch für den Fall, dass sie armengenössig werden –, dann müssen diese selber eine Summe hinterlegen, mit der allfällige Kosten gedeckt werden können. Also eine Heiratsstrafe für mittellose Menschen ohne Schweizer Bürgerrecht.

Am 10. Februar 1943 schrieb Trude nochmals an Amtsvormund Muntwyler und bat ihn, ihr eine Empfehlung zuhanden der Behörden für ihr Heiratsgesuch auszustellen. Und sie teilte ihm auch ihre Bedenken mit:

Nachdem es im letzten Jahr noch ganz ausgeschlossen war, die Heiratsbewilligung zu erlangen, ist die Änderung der Praxis, durch starke Befürwortung der Flüchtlingshilfe, soweit gediehen, dass man mit Hinterlegung einer Kautions die Bewilligung erhalten kann. Doch wird jeder Fall einzeln behandelt.

Ich wüsste nicht, warum man uns eine Bewilligung verweigern könnte, bis auf das Eine, nämlich, dass ich einen anderen Mann heirate, als den Vater meines Kindes.⁵⁷

Muntwyler antwortete am 1. März 1943 und beruhigte sie:

Geehrtes Fräulein!

Sie baten mich in meiner Eigenschaft als Vormund Ihres Kindes Klaus um meine Meinung über Ihre beabsichtigte Heirat mit einem Emigranten. Ich glaube nicht, dass man Ihnen zum Vorwurf machen könnte, dass Sie einen anderen Mann als den Vater Ihres Kindes zu heiraten gedenken. Dass Letzterer aus seiner charakterlichen Gehemtheit heraus sich zu diesem Schritt nicht entschliessen wollte, worüber ich mich, wie Sie sich wohl erinnern werden, stark aufhielt, kann man Ihnen doch nicht zum Vorwurf machen. Sie werden deswegen bestimmt keine Schwierigkeiten erfahren, umso weniger als Sie sich um Ihr Kind ja stets besorgt zeigen und ihm bestimmt auch in ökonomischer Beziehung mehr bieten würden, wenn Sie hiezu in der Lage wären. Sie können in dieser Beziehung sicher unbesorgt sein.⁵⁸

Am 24. März 1943 schickte der VSIA eine Empfehlung an die kantonale Direktion des Innern, die zuständige Behörde:

Wir übermitteln Ihnen anbei das Gesuch von Herrn Alexander Klumak, den wir ebenso wie seine Braut, Fräulein Gertrud Paula Waldo, seit Jahren kennen. Beide sind Menschen, die wir wärmstens empfehlen können. Wir erklären uns gleichzeitig bereit, sie im Rahmen unserer üblichen Unterstützung weiter zu betreuen und hoffen, dass Sie ihnen die Erlaubnis zur Heirat geben können.

Am 7. Juni 1943 konnte Alex der Direktion des Innern des Kantons Zürich schliesslich mitteilen, dass das Sparbuch mit der geforderten Kautions hinterlegt worden war. Der Betrag kam dank privaten Spenden von Silvain S. Guggenheim, Otto H. Heim, Paul Reis und Georges Bloch in Zürich sowie Georges Bloch in La Chaux-de-Fonds zusammen, die je zwischen hundert und 200 Franken beisteuerten. Die jüdische Flüchtlingshilfe ergänzte den Betrag um weitere hundert auf 800 Franken. Das Bankhaus Julius Bär stellte die restliche Kautions von 200 Franken. Die privaten Spender arbeiteten alle auch in den Gremien der jüdischen Flüchtlingshilfe. Ich finde es bemerkenswert, dass sie das Geld aus der eigenen Tasche zur Verfügung stellten, auch wenn sie es sich leisten konnten. Alex und Trude waren mit Sicherheit nicht die einzigen Brautleute, für die sie bürgen mussten.

Am 22. Juli 1943 waren endlich sämtliche Hürden überwunden, und der Regierungsrat ermächtigte das Zivilstandsamt Zürich mit Beschluss Nr. 1956, «die Trauung der Brautleute Klumak-Waldo vorzunehmen, sofern im Verkündeverfahren keine Einsprachen erhoben werden».

Übrigens mussten auch Alex Schwester Selma und ihr Verlobter Leopold Brodheim eine Kautions hinterlegen. Wie ich dem Regierungsratsbeschluss vom 6. Mai 1943 entnehme, handelte es sich bei ihnen aber um eine Kautions in der enormen Höhe von 4'000 Franken. Brodheim, der das polnische Bürgerrecht besass, war offenbar in der Lage eine solche Summe aufzubringen: er lebte seit Ge-

burt in der Schweiz, war also kein Flüchtling und konnte somit einer Erwerbsarbeit nachgehen. Weshalb er trotzdem eine Kautionsleistung leisten musste, begründete der Regierungsrat so: «Infolge der gegenwärtigen Verhältnisse in Polen kann dem von der Konsularabteilung der polnischen Gesandtschaft in Bern ausgestellten Ehesfähigkeitszeugnis nicht mehr die frühere Bedeutung zugemessen werden.»

Die Möglichkeit zur Eheschliessung gehört zu den grundlegenden Menschenrechten. Ich finde es skandalös, wie viele Hindernisse den Flüchtlingen in den Weg gelegt wurden, um dieses Recht einzufordern.

Alex und Trude haben gerne von ihrer Hochzeit am 19. August 1943 erzählt, die sie als sehr vergnüglich in Erinnerung hatten: Es war ein heisser Augusttag. Nach der Trauung stand die kleine Gesellschaft vor dem Zürcher Stadthaus. Ein Hochzeitsmahl lag wohl nicht drin, und so beschlossen sie spontan, den Nachmittag gemeinsam im Schwimmbad Tiefenbrunnen zu verbringen. Über die Kautionsgeschichte und die andern bürokratischen Schikarren haben die beiden nie gesprochen.

Klaus kommt nach Hause

Nach der Heirat wohnten Alex und Trude an der Ottikerstrasse 53 im Zürcher Kreis 6. Die Wohnung war sehr klein: ein Zimmer mit Küche. Neben Bett, Tisch und Schrank hatte gerade noch das Kinderbett Platz – sie wollten Klaus so schnell wie möglich zu sich holen. Bei der Amtsvormundschaft hatte man anfänglich jedoch andere Vorstellungen. So schrieb Fräulein Bosshard am 30. Juli 1943, nachdem sie die Eheverkündigung – über die sie sich sehr freute – erhalten hatte, an Trude:

Nun sollten wir aber doch möglichst bald wegen Klaus uns entscheiden. Ganz zufällig wurde im Kinderheim Oerlikon ein Platz frei, den man mir, aber nur für kurze Zeit, reserviert. Wie haben Sie nun das Wohnungspro-

blem gelöst? [...] Vielleicht gehen Sie dieser Tage einmal nach Oerlikon, Allenmoosstrasse 89 und sehen sich das Kinderheim an. Ich kann Sie nochmals versichern, dass Schwester Ida, die Leiterin, eine sehr frohe, verständnisvolle Frau ist, die mich immer wieder die etwas einfache Einrichtung vergessen lässt. Und dort könnten Sie das Büblein zum spazieren abholen etc.⁵⁹

Warum Klaus nicht mehr länger im Kinderheim Schanzacker bleiben konnte, geht aus dem Schreiben nicht hervor. Vielleicht gab es dafür finanzielle Gründe. Der Hinweis auf die «frohe» Schwester Ida, die einen die «etwas einfache Einrichtung» sogleich wieder vergessen lasse, deutet zumindest darauf hin, dass es sich bei dem neuen Ort um ein kostengünstiges Heim handelte. Wie dem auch sei – Trude verzichtete auf das Angebot und war glücklich, Klaus Ende August zu sich und Alex zu holen.

Sie waren jetzt eine richtige Familie. Alex ging jeden Morgen zur Arbeit in die Flickstube an der Seefeldstrasse 163. Die Flickstube wurde von der Zentralleitung der Arbeitslager geführt, diese hatte sie 1942 von der jüdischen Flüchtlingshilfe übernommen. In dem Betrieb arbeiteten fast 200 Flüchtlinge. Sie wuschen und flickten die Wäsche aus den Arbeitslagern, und zwar eine riesige Menge: 331 Tonnen waren es laut Erlanger bis 1946.⁶⁰

Wenn ich mich richtig erinnere, hatte Alex bereits in seinen ersten Jahren in Zürich, also noch bevor die grossen Arbeitslager der Zentralleitung geschaffen wurden, zeitweise in der Flickstube gearbeitet. Er hat manchmal von seiner Arbeit dort erzählt – es waren gute Erinnerungen. Der Vorteil war natürlich auch, dass er in Zürich und nicht in irgendeinem entfernten Arbeitslager beschäftigt war.

Trude war zu Hause mit Klaus und übte am Klavier, wann immer es ging. Oder sie arbeitete an ihrer Stimme für den Madrigalchor und für die Stunden beim Professor. Ganz einfach war diese erste Zeit nicht: Klaus musste sich zuerst an die

neue Lebenssituation gewöhnen, er reagierte mit Wutanfällen, warf sich hin und hämmerte mit den Fäusten auf den Boden, wo immer es war – zu Hause, auf der Strasse, beim Einkäufen. Alex und Trude haben später erzählt, dass sie wohl zu streng mit Klaus gewesen seien, sie hätten damals gedacht, der Bub brauche jetzt eine straffe Führung, gar eine harte Hand – Methoden, die nicht so recht zu ihnen passten (und in deren Genuss ich glücklicherweise nicht mehr kam). Es handelte sich dabei wohl um eine für Flüchtlingsfamilien nicht untypische Überanpassung – vielleicht hatten sie das Gefühl, der Schweiz ein gut erzogenes Kind schuldig zu sein.

Am 1. Juni 1944 konnte die junge Familie dann an die Spyrstrasse umziehen, in eine helle und geräumige Wohnung am Zürichberg. Doch fehlte es an jeglichem Komfort, es gab kein heisses Wasser und nur ein WC auf jedem Stockwerk, das Badezimmer lag im Nebenhaus. Geheizt wurde in Kanonenöfen mit Kohle, die aus einem Kellerloch unter dem normalen Keller hochgetragen werden musste.

Trude hatte keine Ahnung von Haushaltführung, sie konnte auch nicht kochen und hat später immer stolz erwähnt, dass sie zu Beginn ihres Ehelebens nicht mal einen Reis zustande gebracht habe.

Die Krankenscheine für die Grütli-Krankenkasse musste Trude über die Amtsvormundschaft bestellen. Deshalb wissen wir auch, dass Klaus sehr oft krank war. Er war immer wieder erkältet, hatte Mittelohrentzündungen, Angina, Keuchhusten und Mumps. Als er im Herbst 1945 schliesslich an Scharlach erkrankte, wollte ihn der Kinderarzt Dr. Dreifuss ins Kinderspital bringen lassen. Trude bestand jedoch darauf, ihn zu Hause selbst zu pflegen, wofür sie eine Erlaubnis des Gesundheitsamtes brauchte.⁶¹

Im Dezember 1945 schrieb die Grütli-Krankenkasse an die Amtsvormundschaft betreffend Klaus:

Dieses Kind steht seit seiner Aufnahme mit nur geringen Unterbrüchen sozusagen dauernd in ärztlicher Behandlung. Die Belastung dadurch ist ganz beträchtlich, weshalb wir den beh. Arzt um Zustellung eines Berichtes ersuchten, den wir in der Zwischenzeit erhalten haben. Es ist daraus ersichtlich, dass der Allgemeinzustand ganz schlecht ist und dadurch die vorgesehene Tonsillentfernung immer wieder hinausgeschoben werden muss.

Es würde sich in diesem Falle empfehlen, wenn Sie die nötigen Schritte für eine Erholungskur einleiten würden. Obwohl wir als obl. versichertes Kind [sic] nicht zu Leistungen verpflichtet sind, würden wir uns während einer gewissen Zeit mit einem Tagesbeitrag beteiligen. Dies damit die unmögliche Belastung nicht noch längere Zeit andauert.⁶²

Im Februar 1946 wurde Klaus von Dr. Dreifuss schliesslich für einen dreimonatigen Kuraufenthalt angemeldet. Am 8. April 1946 war es dann so weit, er wurde ins stadtzürcherische Kindererholungsheim in Gais gebracht. An die vorgesehenen drei Monate mussten nochmals zehn Tage angehängt werden, weil Klaus an Röteln erkrankt war. Am 17. Juli konnte er endlich nach Hause zurückkehren – er hatte in dieser Zeit 400 Gramm zugenommen und war zweieinhalb Zentimeter gewachsen.

Im «Bericht der Heim-Leitung betr. Charakter, Verhalten u.a.» steht:

Anfangs stark empfindliches, ängstliches Kind – beschmutzte sozusagen täglich die Hosen mit Kot längere Zeit. Jetzt ist der Knabe aufgeschlossener, freier und ganz sauber.⁶³

Ich finde die Vorstellung schrecklich, dass dem Buben nach allem, was er bereits durchgemacht hatte, wieder eine Trennung zugemutet wurde. Der Gais-Aufenthalt ist niemals erwähnt worden, ich habe * erstmals über die Akten davon erfahren.

Wieder zu Hause, machte Klaus zwar im Dezember nochmals eine Mittelohrentzündung durch, aber es schien ihm jetzt gesundheitlich besser zu gehen, zumindest sind in den Unterlagen keine weiteren Gesuche für Krankenscheine zu finden. Vielleicht brachte die Kur ja doch mehr als 400 Gramm zusätzliches Körpergewicht. Klaus durfte noch vor seinem sechsten Geburtstag und ausserhalb des Schuljahresbeginns in den Kindergarten, und damit begann für ihn eine Erfolgsgeschichte. Er war in den kommenden Jahren ein braver, aufgeweckter und kluger Schüler und versäumte kaum einen Schultag wegen Krankheit.

Klumaks im Spiegel der Vormundschaft

Aus den Akten der Vormundschaftsbehörde geht auch hervor, dass Fräulein Bosshard Alex, Trude und Klaus in unregelmässigen Abständen zu Hause aufsuchte. Die von ihr verfassten Inspektionsberichte sind Zeitdokumente, die mehr über die Vorstellungen und Normen der damaligen Gesellschaft und damit auch der Sozialbehörde aussagen als über das Leben der jungen Familie. Sie sind wieder sehr wohlwollend im Ton.

23. Juni 44, Bosshard, Besuch bei Klaus S., bei Klumak,
Spyristrasse 1:

Klumaks bewohnen hier im alten Haus eine sehr sonnige, geräumige Vierzimmerwohnung. Einrichtung sehr spärlich, ganz zusammengewürfelt von Klumak mit viel Mühe zum Teil selbst verfertigt. Zufällig ist Herr Klumak wegen starker Erkältung daheim. Er macht äusserst sympathischen Eindruck. Offenbar sehr gütiger, warmer Mensch, der nicht nur dem Kind, sondern auch seiner Frau alles zu Liebe tut. Frau Klumak hat sich über Erwarten gut ins Haushalten hineingelebt, gibt sich mit Kochen offenbar viel Mühe, wenn auch der Haushalt einen Stich ins bohémehafte hat. Der Bub sieht blühend gesund aus, er bekommt wohl eine sehr sorgfältige Erziehung, sein Schlaf wird pünktlich

nach der Uhr geregelt, und er macht gar nicht den Eindruck eines verwilderten, viel sich selbst überlassenen Kindes. Wenn Frau Klumak zu ihren Stunden gehe, könne sie Bimbo, wie der Kleine nun mal heisst, mitnehmen, wo er dann von Frau Professor gehütet werde. Gelegentlich mache er durch seinen Trotz- kopf Mühe, doch mit ruhig bleiben verleide man es dem Kleinen schon. Finan- ziell haben Klumaks sehr zu kämpfen, er verdient 130.- sie erhält 80.- von der Emigrantenhilfe, man kann sich da gut ausrechnen, dass unsere 50.- wirklich sehr nötig sind, dies umsomehr, als der Haushalt nur mit dem Allernötigsten ausgestattet ist und sich immer wieder Neuanschaffungen aufdrängen. Bei «Räumungsaktionen» werde ich in Zukunft immer an Klumaks denken.

31. Juli 44, Bosshard, Fam. Klumak zu Möbeln verhülfen: Durch Frl. Rüegg im Mädchenheim Tannenhof weiss ich, dass man nicht die ganz alten Möbel ins neue Heim zügelt und dass sie über diese Sachen verfügen kann. Da bei Klumaks die Wohnung ja fast leer ist, bedeutet jedes Stück, sei es auch noch so alt, Verwendung. Klumaks sind hoch beglückt.

7. Nov. 44, Bosshard, Besuch bei Klumaks, Spyristr. 1: Es ist ganz erstaunlich was Herr Klumak aus den alten Sachen alles gemacht hat, die Wohnung sieht nun ganz anders aus. Wenn auch Frau Klumak nie eine perfekte Hausfrau gibt, dazu hat sie zu viel Künstlerblut, so gibt sie sich doch alle Mühe. Klaus macht sehr gut erzogenen Eindruck, leider ist er immer sehr anfällig.

4. Dez. 46, Bosshard, Besuch bei Klaus S., Spyristr. 1: Klaus sei im Kinder- garten, die Kindergärtnerin sei ihr entgegengekommen und habe ihn jetzt schon aufgenommen, obwohl er noch jung sei. Frau Klumak betreibt immer noch ihre Gesangsstudien, aber zum auftreten sei es noch zu früh, zudem gehe das ja nicht mit einem kleinen Kind. Ordnung wie immer etwas «künstlerisch»

aber immerhin viel besser als ich Frau Klumak eigentlich zugetraut habe. Einvernehmen in der Familie immer sehr gut.

4.9.47, Vonderwahl, Besuch bei Klaus S., Spyristr. 1:

Frau K. hat gerade grosse Putzete, alles steht auf dem Kopf. Aber Frau K. ist vergnügt dabei, es müsse doch alles sauber sein, bevor das zweite Kind komme. Man freue sich riesig auf das Kind, auch Klaus. Gebe ihr das Kostgeld worüber sie sehr froh ist.

Die Berichte entbehren aus heutiger Sicht nicht einer gewissen Komik. Fräulein Bosshard musste offenbar diversen Normvorstellungen entgegenreten. Zum Beispiel der, dass Klaus als uneheliches Heimkind ein verwildertes und sich selbst überlassenes Wesen sein könnte. Dem war aber nicht so, wie sie nun sah. Und nicht nur das: Das Kind wurde sogar von Frau Professor gehütet, wenn Mama Trude in ihre Singstunde zu Herrn Professor ging. Trude genoss, will mir scheinen, eine ungewöhnliche Sonderstellung in den Augen der Sozialarbeiterin, wie überhaupt bei der Amtsvormundschaft. Sie wurde als das wahrgenommen, was sie war und mit ihrem Stil auch ausdrückte: eine junge Frau aus bürgerlichem Haus, die wegen des Krieges verarmt und ins Unglück geraten war. Deshalb wurde ihr ihre «etwas bohèmehafte» Haushaltung auch verziehen. Aus den Berichten spricht zuweilen gar Bewunderung, vielleicht hat Frl. Bosshard sogar ein bisschen für Trude geschwärmt.

Alex und Trude waren auf Unterstützung angewiesen. Sie mussten sich aber immer wieder überwinden, diese einzufordern und die zahlreichen zeitraubenden Bittgänge und Korrespondenzen auf sich zu nehmen. Erschwerend kam hinzu, dass zwei verschiedene Instanzen zuständig waren: für Alex und Trude die jüdische Flüchtlingshilfe, für Klaus als Schweizer die Fürsorgebehörde der Stadt Zürich.

Diese zahlte Trude die Alimente von fünfzig Franken aus und bemühte sich wirklich sehr um weitere Unterstützung für die Familie. Frl. Bosshard hat in ihren Berichten die Möbel erwähnt, die sie beim Umzug des Mäd-



Trude, Alex und
Klaus ca. 1945
in Zürich

chenheims Tannenhof für Alex und Trude ergatterte. Amtsvormund Muntwyler wandte sich am 30. August 1944 auch an die Pro Juventute:

Auf den Winter benötigt der Knabe warme Kleider, einen Mantel, Wäsche und Schuhe. Da er Schweizerbürger ist, bekommt er von keiner Emigrantenhilfsstelle einen Beitrag, diesbezügliche Gesuche wurden abgewiesen. Wir möchten Sie höflich anfragen, ob Sie mit einem Beitrag von Fr. 150.- aushelfen könnten. Eine Hilfe ist in diesem Fall durchaus angebracht, denn bei Klumaks handelt es sich um durchaus rechtschaffene Leute.⁶⁴

Das Gesuch wurde abgelehnt mit der Begründung, dass es ja Grosseltern gebe, die durchaus in der Lage seien, für das Kind zu bezahlen (gemeint sind die Eltern des biologischen Vaters von Klaus).

Muntwyler schrieb im November 1944 auch an die Winterhilfe: «Ich empfehle Frau Klumak, bezw. meinen Mündel Klaus S. zur Berücksichtigung durch Ihre Institution und Abgabe von verbilligtem Obst und Brennmaterial.»⁶⁵

Ich weiss nicht, ob die Initiative für diese Gesuche von der Amtsvormundschaft kam oder ob Alex und Trude – wie Flüchtlinge überall und zu jeder Zeit – von jemandem hörten, dass es diese oder jene Hilfe gebe und die Behörde dann bat, sich für sie einzusetzen.

Auch Kleider gab es von der Fürsorge, wenn auch nicht immer die passenden: Im Winter 1943 schickte Alex eine Hose an Frl. Bosshard zurück, da sie zu klein war. Im folgenden Winter – es war die Zeit, als Klaus an Scharlach erkrankt war – bat Trude um «etwas warme Unterwäsche aus dem Kasten»⁶⁶, welche das freundliche Frl. Bosshard gerne schickte.

Der VSJF kürzte Trudes Unterstützungsbeitrag nach der Heirat – was Trude sehr schmerzte, doch gab es von dem Verband auch Extraleistungen: So liess er monatlich elf Franken an das Pianohaus Ramspeck für die Klaviermiete überweisen und bewilligte Trude einen einmaligen Betrag von zehn Franken für die Anschaffung von Noten. Auch einen günstigen Wintermantel konnte Trude über die jüdische Fürsorge erstehen.

Alex verzichtete auf «Ausgangsschuhe für männliche Flüchtlinge», die er von der Zentralleitung der Arbeitslager hätte erhalten können, nicht aber auf einen Anzug aus der Schneiderwerkstätte Wallisellen. Auf dem Gutschein steht nicht etwa: «wir freuen uns, Ihnen den Bezug eines Anzuges zu ermöglichen» – was doch einfach und nett gewesen wäre –, vielmehr steht da, mit Kopie an Flickstube und VSJF:

Dieser Gutschein ist längstens innert 30 Tagen der obgenannten Lieferstelle einzusenden. Persönliche Vorsprache daselbst ist nur auf ausdrückliche Vorladung hin, bezw. nur dann statthaft, wenn der Ausgangs- oder Urlaubsrayon dadurch nicht überschritten wird. [...] Die Erteilung von separaten Urlauben und Transportgutscheinen für diesen Zweck ist jedoch untersagt.

Die Leistungen der Flüchtlingshilfen und all der andern Hilfsorganisationen in jener Zeit waren unbestritten gross. Die Mittel waren knapp und der Bedarf riesig. Zudem fehlte es an Erfahrung im Umgang mit einer so grossen Zahl Bedürftiger. Was mich allerdings beelendet, ist dieser Ton, der gegen die Asylsuchenden, damals wie heute, immer mal wieder angestimmt wurde und wird, der Generalverdacht, dass jemand etwas zu Unrecht beanspruchen, dass jemand aus seiner misslichen Lage einen Vorteil ziehen könnte. Wie viel überflüssiges Papier da produziert und reproduziert, verschickt, beantwortet und in Kopien wieder abgelegt werden musste und muss, wie viel Energie in all diese bürokratischen Vorgänge investiert wurde und wird!

Alex und Trude steckten all diese kleinlichen Schikanen weg und blickten nach vorne. Was blieb ihnen denn anderes übrig. Bewundernswert finde ich, dass sie im Umgang mit den Hilfsorganisationen, Behörden und Ämtern immer freundlich, aber klar und bestimmt waren, dass sie sich nicht unterwürfig duckten und sich weder kleiner noch grösser machten, als sie waren.

Diese Probleme verloren angesichts der Ahnung – und bald wohl auch der traurigen Gewissheit –, dass von der Vernichtung der Jüdinnen und Juden Europas auch ihre nächsten Angehörigen nicht verschont geblieben waren, an Bedeutung.

Teil III

Vernichtung

Ein Ende mit
Schrecken

Beginn der Deportationen

Fanny und Ike lebten seit Mai 1941 zusammen mit der behinderten Nichte Selma in dem Judenhaus an der Allerheiligenstrasse 32 in Heilbronn. Selma war für die Grosseltern eine grosse Belastung, wie der Grossvater am 2. November 1941 an Trude schrieb. Doch es kam noch schlimmer. Am 21. November erhielten sie ein Schreiben, gezeichnet von der «Beratungsstelle für Fürsorge und Unterstützungswesen der Jüdischen Gemeinde Heilbronn» – die jüdischen Gemeinden mussten ihren Mitgliedern die Deportationsbeschlüsse selbst mitteilen. Darin stand: «Gemäss Weisung der Geheimen Staatspolizei Stuttgart, haben sich nachstehende Personen ab 26. dieses Monats zur Evakuierung nach dem Osten bereit zu halten.»⁶⁷

Auf der Liste standen 49 Namen, einer davon war Selma Morgenroth. Auch andere alte Bekannte der Grosseltern waren aufgeführt: der Familienfreund Siegfried Schloss und seine Frau Elsa sowie Max Kander, der eine Zeit lang Zimmerherr bei Ike und Fanny gewesen war und dessen Frau und Tochter schon früher «nach Palästina gewandert» waren. Sicher kannten Ike und Fanny die meisten der auf der Liste aufgeführten Personen.

In dem Schreiben wurde bürokratisch korrekt vermerkt, dass diese Personen aus der Lebensmittelversorgung ausscheiden würden. Zudem gab es genaue Anweisungen, wie viel Gepäck die Betroffenen mitnehmen durften. «Im November 1941», so Ortshistoriker Franke, «durfte der einzelne Jude 50 kg Gepäck, dazu eine oder zwei Wolldecken, 2 Leintücher und für zwei Personen eine Matratze sowie Esszeug mitnehmen. Für je 10 Personen sollte ein Eimer, eine Schaufel, eine Axt usw., für je 50 Personen ein Ofen und für je 100 Personen ein Kochkessel mit auf den Transport gehen. Für den Reiseweg freilich durften ‚nur das allernotwendigste Handgepäck‘ und

die Woldecken mitgenommen werden, der Transport der übrigen Gegenstände ging über einen Stuttgarter Spediteur. Gerade die Erwähnung von Eimern, Äxten, Öfen usw. liess die Meinung aufkommen, dass es sich um eine tatsächlich dauernde Ansiedlung handeln würde.»⁶⁸

Selma Morgenroth fährt nach Osten

Ich stelle mir vor, wie der Grossvater jetzt für seine Nichte die «Reise» organisierte, wie er sich überlegte, welchen Koffer er Selma, die jetzt 38 Jahre alt war, mitgeben könnte, wie er sich bei den Bekannten auf der Liste erkundigte, wer denn den Eimer, die Schaufel, die Axt, den Ofen oder den Kochkessel organisiere und wer mit dem Spediteur Kontakt aufnehme, ob dieser auch zuverlässig sei? Oder wie er sich fragte, ob die Woldecke im Koffer nicht zu viel Platz einnehme, ob Selma diese nicht besser unter den Arm klemmen solle. Oder vielleicht doch besser einen Rucksack mitnehmen? Aber ob sie die Woldecke darauf binden darf...? Und welche Verpflegung braucht es für die Reise?

Und Selma? Ich weiss nichts über sie, über ihre Behinderung, weiss nicht, wie viel sie von dem verstand, was jetzt um sie herum und mit ihr geschah.

Am 1. Dezember 1941 sollte die Reise losgehen, Ort der Besammlung war der Wollhausplatz. Die Heilbronner Polizei hatte den Auftrag, das Gepäck zu durchsuchen. Franke berichtet, dass sich die Polizisten dabei mehrheitlich anständig verhielten, allerdings nennt er auch den Fall eines nach dem Krieg verurteilten Polizeiinspektors, der den Leuten «Geld, Wertgegenstände und Lebensmittel» abgenommen hatte.⁶⁹ Es war nicht erlaubt, Bargeld mitzunehmen. Ein Betrag von 55 Reichsmark musste vorher auf das Konto der «Jüdischen Kultusvereinigung» einbezahlt werden. Allfällig noch vorhandenes Vermögen wurde beschlagnahmt.

Ike begleitete Selma sicher zum Wollhausplatz, der ganz in der Nähe der Allerheiligenstrasse liegt. Vielleicht ging sonst noch jemand mit und

half, den schweren Koffer zu tragen. Am Wollhausplatz standen die Busse, die Selma und all die anderen Menschen nach Stuttgart zum Güterbahnhof-bringen sollten.

Ich will mir die Szene nicht im Detail ausmalen. Ich nehme an, dass der Grossvater die Nichte beruhigte, dass er sie nicht erschrecken wollte, und vielleicht dachte er wirklich, dass die Deportation nach Osten nicht das Allerschlimmste bedeutete, dass Selma in einem Lager ihren Möglichkeiten entsprechend beschäftigt werden würde, ja dass es sich vielleicht nur um eine Trennung auf Zeit handelte.

Bis Stuttgart wurden sie von lokalen Polizisten begleitet, ab da übernahmen SS und Gestapo die Leitung. Vom Güterbahnhof aus ging es mit dem Zug Richtung Osten, nach Riga in Lettland. «Die Fahrt ging», so Franke, «durch den kalten Winter in durchaus ungenügenden und unwürdigen Umständen nach Riga, wo man zunächst die Arbeitsfähigen herausuchte und zum Arbeitseinsatz brachte. Aber sowohl sie als auch die alten und arbeitsunfähigen Juden wurden bald darauf ohne Ausnahme umgebracht (erschossen).»⁷⁰

Die Shoah Database von Yad Vashem⁷¹ gibt für Selma Morgenroth als letzte Station Riga an, danach gilt sie als «vermisst». Zu ihrer Deportation lesen wir in den Briefen der Grosseltern kein Wort. Überhaupt wurde Selma in der Folge nie mehr erwähnt. Trude hatte den Grosseltern eine Karte geschickt. Diese antworteten am 29. Dezember 1941, wollten wissen, ob Trude Weihnachten bei Emers eingeladen gewesen sei und ob sie «trotz Verkühlung am Schülerabend gesungen» habe? Über die wirklich schwierigen Dinge wurde geschwiegen. Die beiden machten sich Sorgen um die Gesundheit der Enkeltochter, doch Fanny selbst ging es weiterhin nicht gut: Jetzt war es die Leber, die nicht mehr richtig funktionierte. Immerhin konnte «Mama», die selber ein paar Worte beifügte, am Morgen ein paar Stunden aufstehen, um etwas im Haushalt mitzuhelfen. Sie nahm die Mahlzeiten am Tisch ein und kehrte dann gerne wieder ins Bett zurück.

Fannys und Ikes Ankunft in Haigerloch

Am 23. März 1942 wurden die Grosseltern in einer Gruppe von dreissig Jüdinnen und Juden als «Zweiter Transport» nach Haigerloch in Hohenzollern «umgesiedelt», die ganze Gruppe kam aus den Judenhäusern in Heilbronn. Haigerloch liegt etwa 120 Kilometer südlich von Heilbronn zwischen Stuttgart und Konstanz. Die Kleinstadt wurde auf mehrere schroffe Felshügel gebaut und ist von Wald umgeben, es ist ein abgelegener Ort. Die Heilbronner Juden wurden im seit Jahrhunderten von jüdischen Familien bewohnten Stadtteil Haag einquartiert – in die leeren Häuser der bereits Deportierten. Sie wurden nicht bewacht, Haigerloch war kein Lager, und so waren sie in ihrer Bewegungsfreiheit nur wenig eingeschränkt – sieht man von all den Schikanen ab, die durch die neuen Gesetze ohnehin bereits gegeben waren.

Weshalb wurden sie wohl zuerst nach Haigerloch gebracht, Richtung Süden, und nicht nach Osten, wie die späteren Transporte? Peter Wanner vom Stadtarchiv Heilbronn schrieb mir am 20. Oktober 2016 als Antwort auf ebendiese Frage:

Möglicherweise hing die Deportation von Fanny und Isak Morgenroth am 23. März 1942 zunächst nach Haigerloch mit ihrem Alter zusammen – Isak, geboren am 13.04.1867, war fast 75 Jahre alt, Fanny, geboren am 03.10.1870, war 71. Die im selben Transport nach Haigerloch gebrachten Menschen waren ebenso zumeist in fortgeschrittenem Alter. Haigerloch war von vorneherein nur als Zwischenstation vor der Deportation in den Osten gedacht; über die Gründe für den «Umweg» können wir nach aktuellem Kenntnisstand nur spekulieren – nach der Entscheidung zur systematischen Ermordung der Juden Anfang 1942 musste das System der «Vernichtungslager» erst aufgebaut und perfektioniert werden.

Im Zusammenhang mit der Deportation nach Haigerloch kommt auch der Begriff «Endlösung» vor: «Die in der letzten Zeit in einzelnen Gebieten durchgeführten

Umsiedlungen von Juden nach dem Osten stellen den Beginn der Endlösung der Judenfrage im Altreich, der Ostmark und im Protektorat Böhmen und Mähren dar», heisst es gemäss Franke in einem Erlass der Gestapo vom 25. März 1942.⁷²

In diesem Erlass war auch geregelt, was sie mitnehmen durften, es ist noch weniger als beim ersten Transport im November 1941, mit dem Selmafahrenmusste:»Ein Koffer oder Rucksack mit Ausrüstungsstücken (kein sperrendes Gut) – als Bettzeug ein Kissen und 1-2 Wolldecken (keine Matratzen!) – Vollständige Bekleidung (ordentliches Schuhwerk) – Mundvorrat für mindestens zwei Tage. Für die übrige Verpflegung der Transportteilnehmer ist bereits von hier aus ausreichend Vorsorge getroffen – Essgeschirr (Teller oder Topf) mit Löffel.»⁷³

Die Grosseltern mussten also praktisch alles zurücklassen, was sie von ihrem Haus an der Staufenbergstrasse an die Allerheiligenstrasse mitgebracht hatten. Der Verkauf des Hausrates wurde von der Gestapo geregelt, die Käufer durch die Gestapo bestimmt – und damit auch die Preise. Das heisst, dass alles, was die Grosseltern nicht bereits vor dem Krieg verkauft hatten, jetzt zu einem Spottpreis an irgendwelche Menschen verscherbelt wurde... Wie sich Fanny und Ike dabei fühlten, will ich gar nicht wissen.

In Haigerloch werden Juden erstmals 1346 erwähnt, von 1534 datiert der älteste Schutzbrief, der jüdischen Menschen das Recht auf Ansiedlung gewährte. 1780 wurde ihnen schliesslich das Haag als Wohnviertel zugewiesen. Das Quartier liegt auf einer Krete und bildet den obersten Dorfteil von Haigerloch. 1783 weihte man die erste Synagoge ein. Die meisten Wohnhäuser entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seit 1823 gab es eine jüdische Volksschule, 1844 kam ein Schul- und Rabbinatsgebäude dazu, und 1845 wurde neben der Synagoge eine Mikwe (rituelles Reinigungsbad) gebaut. Ab 1849 waren die Juden rechtlich gleichgestellt mit den andern Bürgerinnen und Bürgern Haigerlochs. 1858 zählte die Stadt 397 jüdische Einwohnerinnen und Einwohner, was einem Drittel der Bevölkerung entsprach, so viel wie später nie mehr.

Die Jüdinnen und Juden des Haag handelten mit Vieh, Kolonialwaren oder Textilien. Es gab kleinere Textilfabrikationsbetriebe, eine Zwirn- und Nähfadefabrik, die jüdische Gastwirtschaft Rose sowie eine Bäckerei.

Vieles muss die Grosseltern an Bad König oder Ernsbach, die Dörfer ihrer Kindheit, erinnert haben, nur dass in Haigerloch die meisten Läden nach 1933 nicht mehr existierten und ihre Besitzer geflüchtet waren. Die 111 Jüdinnen und Juden, die Haigerloch nicht rechtzeitig verlassen hatten, waren im November 1941 deportiert worden. Die Synagoge wurde jetzt nur noch als Lagerraum genutzt. Noch 1930 war sie – kurz vor dem 150-jährigen Bestehen – renoviert worden. In der Pogromnacht von November 1938 hatte die SA dann die ganze Inneneinrichtung kurz und klein geschlagen – die Synagoge aber immerhin nicht abgebrannt. Im Jahr darauf hatte die Gemeinde Haigerloch das Gebäude schliesslich für 3'000 Reichsmark von der jüdischen Gemeinde erworben, mit der Absicht, sie als Turnhalle umzubauen. Der Umbau war aber aus Materialmangel nicht zu Ende geführt worden.

Die Adresse der Grosseltern lautete: Haus 227, im Haag. Die ersten Briefe aus Haigerloch sind nicht erhalten, es müssen mehrere gewesen sein. Der erste, den ich gefunden habe, datiert vom 10. Mai 1942 und ist an die Familie Emer gerichtet. Ike schreibt: «Mit Ihrer Karte vom 1.5. freuten uns sehr u. sind nun auch beruhigt.» Offenbar hatten sie lange nichts mehr von Trude gehört und sich in ihrer Not an die Emers gewandt. Ike merkt denn auch an: «Man kann schon sagen, dass sie sehr schreibfaul ist.»

Trude hatte sich mittlerweile aber gemeldet. Gut möglich, dass sie sich vorgenommen hatte, mehr zu schreiben. Die nächste Karte der Grosseltern ist vom 13. Mai 1942 und bezieht sich auf eine Nachricht Trudes vom 5. Mai. Trude war offenbar wieder krank, denn Ike schreibt: «Wie kommt es, dass Du so oft krank bist? Ich glaube Du bist etwas leichtsinnig, gib doch mehr auf Deine Gesundheit acht, man ist schneller krank wie gesund.»

Bezüglich ihrer eigenen Lage gibt er sich wieder grosse Mühe, nicht zu dramatisieren:

Die Mama ist immer noch krank, es ist eben eine langwierige Krankheit u. bei dem Alter geht es ohnedies langsam. Es gefällt uns hier sehr gut, die Gegend ist etwas ruhiger wie in Heilbronn, jedoch haben wir hier sehr gute gesunde Luft u. hoffe ich, dass die Mama sich hier wieder gut erholen kann.

Fanny liess auch in diesem Brief wieder nur grüssen, und so erklärt Ike auf der nächsten Karte vom 27. Mai:

L. Trude Du willst wissen warum 1. Mama das letzte mal nicht geschrieben, die Mama hat scheinbar durch die Krankheit etwas schwache Augen bekommen, manchmal sieht sie sehr schlecht, manchmal wieder gut, nun wird sie am Samstag 30.5. nach Tübingen fahren u. vom Augenarzt eine geeignete Brille verschreiben lassen. Sonst fühlt sie sich hier G.s.d. besser, hier ist die Luft sehr gut, ringsum Tannenwald, sehr ruhige Gegend u. so denke ich, dass die 1. Mama sich hier wieder ganz gut heraus macht.

Ike wirkt optimistischer. Er hatte jetzt offenbar auch etwas Hilfe im Haushalt:

Bis vor einigen Wochen, also von Juni 1941 an, habe nur ich allein die Mama gepflegt, alles gekocht, geputzt u. was es halt zu tun gibt, seit einigen Wochen kommt jeden Tag eine Frau 1-2 Std. u. hilft mit, es ist hier so eingeführt worden. Hoffentlich geht Dein Wunsch in Erfüllung, auch wir sehnen uns danach, Dich wieder umarmen zu können. Mir geht es gesundheitlich G.s.d. noch gut.

Und auch Fanny fügte jetzt wieder ein paar Worte an: «Wir haben hier 2 Zimmer u. Küche. Gruss Mama.»

Nebst der Haushaltshilfe war den beiden auch eine Krankenpflegerin behilflich, eine gewisse «Frau Dr. Orthai», wie wir dem nächsten Brief

vom 1. Juni 1942 entnehmen: Frau Orthal habe die Grossmutter nach Tübingen zu einem Prof. Speer, Arzt für Augenkrankheiten, begleitet, schreibt Ike. Der Arzt habe Fanny eine Brille verordnet, auf die sie jetzt aber immer noch warte, weshalb sie auch diesem Brief nichts beifügen könne. Der Arzt sei übrigens der Meinung, «dass das Augenleiden von einer allgemeinen Körperschwäche herrühre, hervorgerufen von der langen Krankheit».

Ob Ike wirklich wieder etwas optimistischer war? Ich kann es mir nicht wirklich vorstellen. Er ahnte wohl, dass diese Umsiedlung der Anfang vom Ende war und dass man sie nicht der guten Luft und der schönen Tannenwälder wegen hierher gebracht hatte. Das Schicksal der bisherigen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner von Haigerloch war ihm ja sicher bekannt.

Ein Bräutigam! – Die glückliche Nachricht für die Grosseltern

Sehr wichtig ist dieser Brief vom 1. Juni 1942 aber aus einem anderen Grund: Trude hatte den Grosseltern in ihrem letzten Brief mitgeteilt, dass sie den Mann fürs Leben gefunden habe. Und so antwortet ihr Ike:

Deinen Brief vom 25.5. haben schon erhalten u. sind glücklich über dessen Inhalt u. machen uns über Deine Zukunft keine Sorge mehr. Deinen Bräutigam, den wir als uns. Sohn betrachten, heissen wir herzl. willkommen.

Näheres über Deinen Bräutigam hast Du uns nicht geschrieben, über seine Beschäftigung u. Familie u.s.w., gelt 1. Sohn Du bist uns wegen unserer Neugierde nicht böse. Unseren Segen habt Ihr möge der 1. Gott Euren Bund segnen u. Euch vor Ungemach bewahren.

L. Trude hast Du Dein Studium aufgegeben oder hast Du Deine Prüfung gemacht? Was sagt Dein Prof, dazu? Gib uns über alles dieses genauen Bescheid.

L. Trude wenn es ginge würden wir Dir so gerne ein schönes Verlobungsgeschenk schicken, hoffentlich ein anderes mal.

Damit der Brief gleich fort kann will ich denselben beenden. Grüsse mir Deinen Bräutigam u. dessen Familie aufs herzlichste u. sei auch Du herzl. gegrüsst & geküsst von Deinem Dich liebenden Vater

Es muss für die Grosseltern eine immense Erleichterung gewesen sein, als sie diese Nachricht erhielten – endlich mussten sie sich über Trudes Zukunft keine Sorgen mehr machen. Und die tröstliche Nachricht kam gerade noch zur rechten Zeit, nur wenige Wochen später hätte sie die beiden nicht mehr erreicht.

Im nächsten Brief vom 9. Juni 1942 schreibt Fanny wieder selber ein-einhalb Seiten. Der Ton ist aufgekratzt – Alex und Trude sind jetzt verlobt, und diese Vorstellung scheint in Fanny wieder alle Lebensgeister geweckt zu haben:

Als Erstes zur Einweihung meiner neuen Brille, will ich Euch noch mal selbst, alles erdenklich Gute wünschen; Seid immer glücklich und zufrieden; und lasst es an gegenseitiger Liebe nicht fehlen.

Ihr, meine Lieben, habt noch viel zu wenig geschrieben! Du hauptsächlich lieber Alex! Welchen Beruf Du hast, ob Du noch Eltern, Geschwister oder sonst Angehörige hast? wo dieselben leben etc. Weisst Du? Lieber Sohn? Die liebe Mutter ist halt neugierig in Bezugnahme ihrer Lieben; Sonst ja nicht!!! Habt Ihr schon Eure Verlobungsbesuche gemacht? Lasst uns Alles Alles wissen, insbesondere, ob Du noch die Operschule besucht, und wie Herr Professor mit Deinem Vorhaben zufrieden ist. Ach!! Wenn wir doch nur noch einmal uns sehen könnten & Dich 1. Sohn kennen lernten!!!! Könnten wir Euch doch ein Geschenk z. Verlobung schicken; Gerne würden wir dies tun.

Auch der Grossvater ist zufrieden, mir scheint allerdings, er möchte noch ein bisschen mehr Sicherheit, dass der Bräutigam auch seriös ist und für Trude wird sorgen können:

Wünsche Euch zur Verlobung alles Gute, möge Euch der liebe Gott alles Glück bescheren u. Euren Bund fürs ganze Leben segnen. Wie I. Mama schon geschrieben, wäre es auch mein Wunsch genau unterrichtet zu sein, was für eine Beschäftigung Du I. Alex hast u. die Familie u.s.w. zu wissen. Deine Karte I.

Trude vom 3.5. schon gestern erhalten u. sehen daraus, dass du die Fallers besucht hast, das freut mich sehr, halte Dich nur mit solchen Leuten u. halte Freundschaft mit denselben.

Trude hat offenbar auch eine Pfingstüberraschung geschickt. Sie ist zwar weiterhin «schreibfaul», was aber nicht heisst, dass sie sich nicht um die Grosseltern sorgt. Auch Frau Dr. Orthal wird vom Grossvater wieder erwähnt: «Sie hat Dich in Zürich bei Dr. Haas eingeführt, Fr. Dr. Orthal kommt aus Ludwigsburg, bei ihren Eltern warst Du auch schon eingeladen.» Und am Rand noch eingefügt: «Du kannst gelegentlich an sie auch Grüsse senden.»

Da sitzen die Grosseltern also ausquartiert in einem fremden Haus in Haigerloch, wissen nicht, was mit ihnen geschehen wird, und halten dennoch an ihren guten Umgangsformen fest, sorgen sich gar um Verlobungsbesuche – das ist doch sehr bewegend.

Übrigens habe ich auch herausgefunden, wer «Frau Dr. Orthai» war. Ihr Name findet sich auf einer Website, die «Stolpersteine in Ludwigsburg» heisst: Sie wurde 1887 als Antonie Elsas in Ludwigsburg geboren und war mit Dr. Heinrich Orthal, einem Rechtsanwalt aus Nürnberg, verheiratet. Ihr Mann starb 1934, die Kinder wanderten nach Palästina aus. Antonie Orthal wollte ihren Kindern folgen, kam aber wieder nach Ludwigsburg zurück, um ihre ebenfalls verwitwete Mutter zu pflegen. Beide wollten dann nach dem Novemberpogrom 1938 nach Palästina fahren, die Flucht der Mutter gelang, Antonie aber musste in Deutschland bleiben.

Auch sie wurde nach Haigerloch und von dort nach Theresienstadt deportiert. Dort war sie als Krankenschwester tätig. Ich weiss nicht, ob sie den Beruf der Krankenpflege gelernt hat, aber offenbar war sie ein hilfsbereiter Mensch und stand der kranken Fanny in Haigerloch bei. Antonie Orthal wurde 1944 in Auschwitz ermordet.

Die letzten Briefe von Fanny und Ike

Fanny und Ike haben Trude noch acht Briefe geschrieben in der Zeit, die ihnen bis zur Deportation verblieb. Darin kommen vor allem zwei Themen vor: zum einen die ewige Klage, dass Trude zu wenig schreibe, zum anderen Fragen über den Bräutigam, seine Familie und die bevorstehende Hochzeit.

Im Brief vom 21. Juni 1942 scheint Fanny wieder ganz die alte zu sein. Sie schreibt mit energischer Schrift, mit zahlreichen Ausrufe- und Fragezeichen und scheint auch für ihre eigene Situation wieder Hoffnung gefasst zu haben:

Liebe sehr böse Trude!

Diesmal lässt Du uns wieder mal Deine Schreibfaulheit fühlen, denn wir sind so sehr begierig unsere Fragen beantwortet zu wissen! Auch sind wir deshalb Deinetwegen in grosser Sorge und weshalb?

Deine Nachrichten sind unsere einzigen Lichtblicke, während meiner hartnäckigen Krankheit: Ja! Wenn ich mich wieder mal in der Schweiz erholen könnte; es müsste ja nicht gerade Mammern oder sonst ein nobler Platz sein, etwas Geringeres wäre auch schon von Vorteil. Vielleicht könntest Du selbst oder Frau Faller oder Guggenheim dazu tun; dass uns dies möglich würde.

Dann schickt Fanny wieder etwas Familiennachrichten: Fannys Neffe Albert Ross mache jetzt eine Lehre in Basel bei der jüdischen Metzgerei. Dieser Enkel sei Onkel Fritz einziger Lichtblick im Altersheim in Frankfurt

174 1/2 2012 Montag 21. 6. 92.
 Liebe Fanny liebe Trude!
 Einmal liegt die mal wieder
 mal das Spielzeugstück fest.
 Vom wir sind so sehr begierig mit
 Fanny handhabt sie mit
 auf sind wir das alle durch
 in großer Menge & mal? ?
 Deine Neugierde sind unsere
 Lichte, wir sind nicht fortwährend
 fleischlich: Da! wenn ich mich
 mal mich in der Sprache
 Fanny, ich müßte für alle
 Mann, aber jetzt sind wir
 sein, aber wir sind nicht
 von dem Spielzeug, wir sind
 die jetzt die Fanny, wir sind
 Fanny die Fanny sind die
 nicht: Albert Reys (Onkel Fritz)
 (Onkel) ist in Basel bei der Fanny
 wir sind jetzt sind wir
 Hauptstadt sind wir Onkel
 im Basel sind in Basel.

Letzter Brief von Grossmutter Fanny an Trude aus Haigerloch vom 21. Juni 1942

und schreibe ihm fleissig. Eine Bemerkung, die zeigt, dass Fanny und Ike auch von Haigerloch aus mit der Familie in Verbindung standen. Onkel Fritz ist Feist Frank, also Fannys Bruder. Der Enkel als «einziger Lichtblick» wird im Brief zwar erwähnt, nicht aber das Drama in Feists Familie:

Dessen Tochter Flora, ihr Mann Julius Ross und Tochter Ilse wurden im November 1941 deportiert. Feists Frau Bertha hatte sich bereits im Frühjahr 1941 das Leben genommen. Nur Enkel Albert konnte rechtzeitig in die Schweiz geschickt und damit in Sicherheit gebracht werden.

Fanny sendet auch an Alex herzliche Grüsse und Küsse und möchte wissen, ob Trude Post von Papa Arthur erhalten habe. Es ist der letzte Brief von Fanny an Trude – ich habe keinen andern mehr von ihr gefunden. Ike fügt nur wenige Zeilen bei.

Am 3. Juli schickt er einen Brief per Eilpost (auch dies war offenbar im Krieg und von Haigerloch aus möglich) mit knapper Botschaft:

Warum bekommen wir auf unseren letzten Brief keine Antwort? Die Mutter ist voller Sorgen deswegen.

Herzl. Grüsse & Küsse von Deinem Dich liebenden Vater Schreibe sofort

Das nächste Schreiben vom 23. Juli 1942 bezieht sich auf einen Brief von Trude vom 3. Juli, der aber erst Ende Juli bei den Grosseltern angekommen war: Es trage, schreibt Ike, nicht zu Mamas Gesundheit bei, wenn sie immer beunruhigt sei, weil Trude nicht schreibe. Sie wüssten nicht, ob Trude bereits geheiratet habe und wie denn genau der Namen des Bräutigams laute.

Auch eine Postkarte vom 31. Juli 1942 dreht sich um den Bräutigam:

Dein Bräutigam hätte uns auch in der Zwischenzeit einige Zeilen schreiben dürfen, überhaupt wissen wir gar nichts Genaues über ihn u. so Manches. Dass es mit der Heirat langsam geht, kann ich mir denken, Deine Papiere wirst Du wohl haben, d. h. nicht verloren haben. Den Familiennamen von Alex können wir nicht recht entziffern, in Deinem nächsten Schreiben will ich es genau geschrieben haben.

Am 6. August 1942 antwortet Ike auf Trudes Brief vom 29. Juli:

Dein Schreiben vom 29. Juli haben erhalten u. freuen uns sehr, dass Du sofort geantwortet hast, so müsste es immer sein. Dass Dein Bräutigam an uns nicht mehr geschrieben hat, kann ich nicht verstehen, er hat sicher so viel Zeit übrig. Grüsse ihn wie auch seine Mutter in unserem Namen. Wie lange hast Du Ferien? Erhole Dich recht gut, damit Du wieder gestärkt an Deine Arbeit gehen kannst.

Die Mama hat immer noch zu klagen, auch die Augen sind durch die Krankheit geschwächt, hoffentlich macht es sich wieder, damit sie an Dich wieder einen grossen Brief schreiben kann.

Das Bild von Alex hat uns sehr gefallen, nur dürfte er wie auch seine Mutter, wie schon bemerkt habe, an uns schon öfter schreiben, sie können es noch nachholen, u. Du wirst uns von jetzt ab fleissig schreiben, sonst lasse ich Dich auch warten.

Am 15. August 1942, vier Tage vor der Deportation nach Theresienstadt, schreibt der Grossvater:

Meine liebe Trude!

Euren Brief Deinen & Alex haben erhalten und sollst uns sofort Antwort geben. Dieses Mal kann ich Dir nicht sehr Gutes berichten, wir kommen Mittwoch 19. Aug. nach Theresienstadt (Böhmen) wenn es möglich ist werde ich Dir noch die genaue Adr. angeben. Ich hoffe, Du regst Dich deswegen nicht auf, es soll dort sehr gut sein. Ich kann heute nicht mehr viel schreiben weil wir packen müssen. Der Mama geht es so leidlich.

Also noch recht gute Zeit wünsche ich Dir wie auch Dir 1. Alex vielleicht sehen wir uns noch.

Herzl. Grüsse & Küsse von Eurem Vater

Mutter lässt grüssen.

Soeben habe Deinen Geburtsschein gefunden, ich lege ihn bei, vielleicht kannst ihn gebrauchen.

Es sollte sein letzter Brief an Trude sein. Zwei Stellen berühren mich darin besonders: Der Grossvater wollte Trude wohl beruhigen, und so schrieb er: «es soll dort sehr gut sein» – ein Propagandasatz, an den er zu diesem Zeitpunkt wohl selber kaum mehr glaubte. Die andere Stelle betrifft die Hoffnung, die er so schlicht ausdrückte: «vielleicht sehen wir uns noch» – ob er dies wirklich noch für wahrscheinlich hielt?

Ike und Fanny brechen auf zu ihrer letzten Reise

Am 19. August 1942 wurden 137 Männer und Frauen von Haigerloch nach Stuttgart in das Sammellager auf dem Killesberg gebracht. Helmut Gabeli, ein Lokalhistoriker, hat die Deportation der Juden aus Haigerloch erforscht. Demnach durften diese ab dem 15. August ihre Wohnungen nicht mehr verlassen und mussten sich für den Transport bereithalten. Am Tag der Deportation wurden «an drei Züge der Hohenzollerischen Landesbahn Waggons angehängt, die in Eyach an die Reichsbahn angekoppelt wurden, mit denen der Abtransport über Tübingen nach Stuttgart erfolgte.» Bei vielen der Männer und Frauen, die sich damals auf den Weg zum Bahnhof machten, flossen die Tränen. Einige von ihnen übergaben ihr Eigentum den nichtjüdischen Bewohnern zur Aufbewahrung – was zeigt, dass sie eine Rückkehr zumindest nicht ausschlossen.⁷⁴

Ob Ike und Fanny wirklich glaubten, dass Theresienstadt ein Ghetto für alte und prominente Juden war, wie es in der Nazi-Propaganda hiess? Den deutschen Juden wurde weisgemacht, dass sie sich durch «Heimeinkaufsverträge» eine Altersbleibe in Theresienstadt sichern könnten. Jene, die noch letzte Ersparnisse hatten, wurden dieser so beraubt. Einige sollen sogar grössere Beträge einbezahlt haben, um sich ein Zimmer mit Südsicht oder mit Balkon zu sichern. Deportiert wurden alle, ob sie nun Zahlungen leisten konnten oder nicht. Es ging jetzt – nachdem an der geheimen Konferenz am Wannsee der organisatorische Ablauf der «Endlösung» beschlos-

sen worden war – in erster Linie darum, die Juden in die Vernichtung zu schicken.

Was Ike und Fanny auf diese letzte Reise mitnahmen, ist nicht bekannt. So wie sie das Gepäck für ihre Nichte Selma gerichtet hatten, werden sie wohl auch ihre eigenen Koffer gepackt haben. Sie werden, obwohl jetzt August war, an warme Kleidung gedacht haben, an gutes Schuhwerk, an Wolldecken. Sie werden sicher auch einige wenige Andenken eingepackt haben: Fotos von Trude und von ihren verstorbenen Kindern Selma und David, das Bild von Alex. Vielleicht hatten sie sich auch noch den einen oder andern Gegenstand von Wert aufbewahrt, den sie nun mitnahmen in der Hoffnung, ihn falls nötig gegen Lebensmittel eintauschen zu können. Hatten sie überhaupt noch so viel Kraft?

Der Transportzug verliess den Nordbahnhof in Stuttgart mit Destination Theresienstadt am 22. August 1942. Es sassen darin 1'100 vor allem ältere Jüdinnen und Juden, mehrheitlich aus Württemberg und Hohenzollern. Ike und Fanny waren auf der Transportliste die Nummern 505 und 506, Antonie Orthal, die Fanny in Haigerloch als Pflegerin beigestanden war, hatte die Nummer 509. Ich nehme an, dass sie auch im Zug nahe beieinander sassen.

Der Transportzug mit Fanny und Ike erreichte am 23. August 1942 die Destination. Theresienstadt hatte keinen eigenen Bahnhof, der Zug fuhr bis zur Bahnstation Bohusovice (Bauschowitz), zweieinhalb Kilometer von Theresienstadt entfernt. Es gibt schreckliche Schilderungen dieser Ankunft: Die entkräfteten und verzweifelten Menschen, die hungrig und durstig waren, wurden von den wartenden SS-Schergen angebrüllt und mit Schlägen auf den Weg getrieben. Jene, die diese Strecke nicht mehr zu Fuss zurücklegen konnten, wurden eng gedrängt auf die offenen Ladeflächen von Lastwagen geladen und in rasanter Fahrt ins Lager gebracht.

Der Eintritt ins Lager Theresienstadt führte durch die sogenannte Schleuse. Dort wurde den Ankommenden wohl ihre letzte Hoffnung genommen. Norbert Trailer überlebte Theresienstadt und Auschwitz und ver-

öffentliche viele Jahre später, als alter Mann, seine Erinnerungen. Er erzählt, die Schleuse habe sich in einem unterirdischen Gemäuer befunden. Der rohe Steinboden war mit Holzwolle bedeckt. Für einige dauerte der Empfang in der Schleuse wenige Stunden, andere wurden tagelang dort festgehalten. Bei der Ankunft hätten die meisten noch wie einigermaßen ordentlich gekleidete Menschen gewirkt, nach der Schleuse-Prozedur hätten alle grau und hinfällig ausgesehen, ungewaschen, die Männer unrasiert, die Kleidung zerknittert und mit Holzwolle behangen.⁷⁵

Die Prozedur bestand zum einen darin, dass sie registriert wurden, zum andern wurde ihnen ihr gesamtes Gepäck abgenommen, sie wurden von Kopf bis Fuss gefilzt, um allfällig versteckte Wertgegenstände zu beschlagnahmen. Die Koffer wurden durchsucht, drei Viertel des Inhalts wanderte auf separate Haufen, Federbetten, Unterwäsche, Kerzenständer, Hausschuhe, Zahnbürsten usw. Bis die Ankommenden endlich ihre Quartiere beziehen konnten, hatten sie nicht mehr viel zu tragen.

Im Ghetto Theresienstadt

Theresienstadt wurde in einer von einem Festungswall umgebenen ehemaligen Garnisonsstadt eingerichtet. Die Stadt liegt sechzig Kilometer nördlich von Prag. Drei Reihen Häuserblocks gruppierten sich um einen zentral gelegenen Platz. An diesem Hauptplatz standen ein Hotel, eine Sparkasse, ein Postamt, die Kirche, eine Kaserne, das Rathaus, die Gebäude des Militärkommandos und einige Privathäuser.⁷⁶ Die etwa 3'000 Menschen, die bisher in der Stadt wohnten, erhielten im Februar 1942 einen Räumungsbefehl. Die in Theresienstadt stationierten militärischen Einheiten wurden verlegt.

Das Vorzeigeprojekt Theresienstadt («Hitler schenkt den Juden eine Stadt») war in Wirklichkeit ein Sammellager für den Weitertransport in die Vernichtungslager in Osteuropa. Etwa 140'000 Jüdinnen und Juden wurden aus Böhmen und Mähren, Deutschland oder Österreich nach Theresien-

stadt gebracht, rund die Hälfte davon waren alte Menschen. Über 30'000 starben bereits in Theresienstadt an Krankheit und Unterernährung.

Die zwangsdeportierten Jüdinnen und Juden mussten das Ghetto selbst verwalten, als oberstes Leitungsgremium wurde ein von der Jüdischen Kultusgemeinde Prag ausgewählter «Ältestenrat» eingesetzt. Dieser musste auch die Liste für die Weitertransporte in die Vernichtungslager zusammenstellen.

Die Inhaftierten organisierten Instandsetzung und Unterhalt der Infrastruktur, die Verpflegung, medizinische und soziale Versorgung, Schulen für die Kinder, Produktionsbetriebe und vieles mehr. Wer gesundheitlich irgendwie dazu in der Lage war, musste arbeiten. Die Essensrationen wurden nach der Arbeitsleistung bemessen, am wenigsten erhielten die Alten und die Kranken. Auch diese Zuteilung lag in den Händen der Selbstverwaltungsgremien. Diese «Selbstverwaltung» hatte aber nichts mit Autonomie oder freier Wahl zu tun. Es war eine weitere Perfidie, mit der die Jüdinnen und Juden gezwungen wurden, ihre Vernichtung selbst zu organisieren.

Auf eine Schlafstätte und etwas Nahrung hatten alle Anrecht, was die Menschen darüber hinaus brauchten, war nur äusserst mühsam zu erhalten – über komplizierte und immer wieder wechselnde Wege. Es gab eine Tauschwirtschaft und einen Schwarzmarkt, an dem sich die tschechischen Gendarmen und die SS-Wärter eine goldene Nase verdienten. Und es gab ein kompliziertes System von «Bezugsscheinen», die die Arbeitenden erhielten. Auch mit diesen Scheinen wurde gehandelt. Eingetauscht wurden die Scheine in den Ghettoläden – gegen Waren, die den Menschen beim Eintritt ins Lager in der Schleuse abgenommen worden waren.

Die von der SS im Ghetto verfügten Strafen waren hart: Bei Fluchtversuchen und illegalen Kontakten gegen aussen – aber auch bei einer Vielzahl von banalen Vergehen (zum Beispiel, wenn sich jemand zur falschen Zeit am falschen Ort aufhielt) – drohte der Tod durch den Strang oder durch Erschiessen.

Über Theresienstadt wird heute oft mit Bezug auf das sehr reichhaltige Kulturleben geschrieben und gesprochen. Und dieses war auch beeindruckend: Es gab Konzerte, Vorlesungen, Kunstausstellungen, Philosophiekreise – und all dies im Schatten der ständig über allen dräuenden Frage, wer als Nächstes für den Transport nach Auschwitz oder in ein anderes Konzentrationslager auf die Liste gesetzt würde. Überlebende berichten auch von einem regen Sozialleben, das intensiver war, als zumindest ich mir das vorstellte. Menschen trafen sich, freundeten sich an, verliebten oder trennten sich, es wurde nicht nur gestorben – es wurden auch einige Kinder gezeugt und geboren.

Fanny wurde auf dem Dachboden des Gebäudes H V untergebracht, dies wissen wir aus ihrer Todesfallanzeige, dort steht «Z. 196». H V wird im Lagerplan als «Dresdener Kaserne, (alte Frauen)» bezeichnet. Männer und Frauen waren an sich in separaten Räumen untergebracht, möglich aber auch, dass Ike mit ihr zusammenbleiben konnte. Denn aus Berichten geht hervor, dass alte, nicht mehr arbeitsfähige Paare nicht getrennt wurden.

Für jeden Einzelnen stand nur gerade ein Bett oder eine Kojе als Platz zur Verfügung, oft auch nur eine Unterlage am Boden. Zum Dachboden hinauf führte eine steile und lange Treppe, ich nehme an, dass zumindest Fanny nicht mehr oft in den Hof hinunterstieg, der zu gewissen Zeiten als Aussenraum betreten werden durfte.

Vermutlich haben Fanny und Ike in Theresienstadt auch Fannys Bruder Feist angetroffen – er wurde am 18. August von Frankfurt aus dorthin deportiert.

Fanny starb siebzehn Tage nach ihrer Ankunft – am 9. September 1942 um 17.30 Uhr. Gemäss Todesfallanzeige litt sie an «Gelbsucht», als Todesursache wird «Tumor Abdominis, Bauchgeschwulst» genannt. Unterscriben hat als behandelnder Arzt Dr. Alfred Loewenheim, die Totenschau wurde von Dr. Robert Wolf bestellt. Es mangelte im Lager nicht an Ärztinnen und Ärzten unter den Juden, doch gab es viel zu wenig Medikamente. Und gegen die unendliche Verzweigung und die Angst der Men-

168 Vernichtung – Ein Ende mit Schrecken

64. Dobrotworski spolski rafizen No.
Dobrotworski spolski rafizen No.

TODESFALLANZEIGE

Sterbematrik

Name des Verstorbenen (Männchen)		Morgenschwath geb Frank		Vorname	Fanny	Tr. Nr.	586/11
Geburtsdatum		3/2. 1890		Geburtsort		Breslau	
Stand		verh.		Religion		evangelisch	
Staatsangehörigkeit		D. R.		Hausnummer			
Lebter Wohnort (Adressen)		Kaiserlocher					
Wohnort in Theresienstadt Gebäudefl. No.		47		Zimmer No. 243/11			
Name des Vaters							
Name der Mutter (Männchen)							
Sterbetag		9/9. 1942		Sterbestunde		14.30 ^h	
Genauere Ortsbezeichnung (Gebäude, Zimmer)		47 Z. 196					
Name		St. No.		Verwandtschaftsverhältnis		Wohnadresse in Ghetto u. Kinderecke auch Gebäudefl. No.	
in Theresienstadt		Morgenschwath Frank		Gatte		47 Z. 196	
in Kinderecke							
Tag der letzt. Eheschließung		Ort der letzt. Eheschließung		Zahl d. Kinder aus letzt. Ehe			
Art des Personalausweises		No.		Ausgestellt von			
Behandelnder Arzt		Dr. Alfred Lenzschewski					
Krankheit (in Blockschrift)							
INTERUS GELBSUCHT							
Todesursache (in Blockschrift)							
TUMOR ABDOMINIS, BAUCHGE SCHWULST							
Todesbescheinigung durch		Dr. Robert Wolf		Tag u. Stunde der Todesbescheinigung		9/9. 1942	
Ort der Bescheinigung		Theresienstadt, am 9/9. 1942					
Der Totenbescheiniger		Der Arzt		Der Obduzent			
Robert Wolf		[Signature]		Julian [Signature]			

Sterbeurkunde des Ghettos Theresienstadt für Fanny Morgenroth, geb. Frank vom 9. September 1942

schen, gegen den fortschreitenden Vernichtungsfeldzug war die ärztliche Kunst ohnehin nutzlos.

Ike standen in der kurzen ihm noch verbleibenden Lebenszeit weitere Qualen bevor. Er wurde am 29. September 1942 von Theresienstadt nach Treblinka deportiert. «Bs – 1830» steht auf dem Schein für den Transport 505-XIII/1, den ich vom Internationalen Suchdienst ITS aus Bad Arolsen erhielt. Transporte mit dem Vermerk «Bs» seien als Todestransporte zu betrachten, da weniger als zehn Prozent der Deportierten nach dem Krieg zurückgekehrt seien, hiess es in der Mitteilung des ITS. Ikes Name steht auf keiner späteren Liste mehr. Bekanntlich wurden alte und kranke Menschen bei ihrer Ankunft in Treblinka ohne Umweg und Verzug direkt vom Bahnhof in den Tod durch Gas geschickt. Vielleicht, wir hoffen es, verliess ihn

ÚSTŘEDNÍ KARTOTÉKA – TRANSPORTY.

Osoby dále do Terezína z různých území

Morgenroth Isak

roční datum *22. 4. 1967*

adresa před deportací

Deportace na východ: Číslo *BS-1830*

dne *29. IX. 1942*

(původní transportní číslo: *505-XIII/1-*)

III.

Transportschein für Isak Morgenroth vom 29. September 1942

seine Seele schon auf dem Weg, und lediglich seine leere Hülle erreichte die schreckliche Adresse.

Papa Arthur – von Prag über Theresienstadt nach Riga

Fanny und Ike hatten sich in den Briefen aus Haigerloch bei Trude mehrmals nach Papa Arthur erkundigt, da sie von ihm keine Antwort auf ihre Schreiben erhalten hatten. Vielleicht erfuhren sie später von Bekannten in Theresienstadt, dass Trudes Vater schon vor ihnen dort gewesen war.

Arthur Waldo wurde bereits am 30. November 1941 von Prag nach Theresienstadt verbracht. Am 9. Januar 1942 folgte schliesslich die Deportation nach Riga.

In seinem letzten erhaltenen Brief vom 5. September 1941 schreibt er:

Liebstes Trud'chen

Zu Deinem in 8 Tagen bevorstehenden Geburtstage empfangen meine herzlichsten Glückwünsche. Ich hätte Dir so gerne irgendein Geschenk gemacht, sehe aber keine Möglichkeit dazu, und so musst Du mit diesem Briefe Vorlieb nehmen. Schon lange habe ich von Dir keine Nachricht mehr und ich hätte doch so gerne erfahren, ob Du von meinen Verwandten in New York oder Buenos Aires Post gehabt hast. Von meiner Cousine in New York hatte schon seit 2 Monaten keinen Brief. Meine Gedanken weilen wie immer bei Dir mein geliebtes Kind und ich sehne mich danach, wieder mit Dir zusammen zu kommen. 25 Jahre wirst Du nun alt und es ist eigentlich das erste Geburtstagsjubiläum, welches Du feierst. Möge der liebe Gott Dich beschützen und wenn auch heute noch alles schwer für Dich ist, so wird morgen doch alles wieder besser werden. Nach New York und Buenos Aires habe nochmals an die Verwandten geschrieben und dieselben gebeten Dein Studium pekuniär zu unterstützen, vielleicht bekommst Du endlich doch noch von dort etwas.

Schreibe mir bitte umgehend, wie es Dir gesundheitlich geht und was Du sonst machst. Indem ich Dir nochmals alles Gute und Schöne wünsche, Dich in Gedanken umarme und küsse verbleibe Dein Dich innig liebender

Vater

Rückschein

Er sorgte sich jetzt wirklich um seine Tochter. Ihm war klar, dass er selbst nichts mehr für Trude tun konnte, und er hatte wohl auch keine Hoffnung mehr, sie bald besuchen zu können – keine Fahrt mehr mit dem Vetter Rosenberg im Auto quer durch Europa in die Schweiz, der Vetter weilte auch längst in Buenos Aires in Sicherheit. Vielleicht ahnte Papa Arthur da bereits, dass ihm nichts Gutes bevorstand.

Er war nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei in Prag geblieben. Der noch verbliebene Teil der Tschechoslowakischen Republik war jetzt das formal autonome «Protektorat Böhmen und Mähren» und gehörte zum Grossdeutschen Reich. Ihm war die Flucht also nicht rechtzeitig geglückt, zu lange hatte er wohl auf Hilfe von aussen, von seiner Verwandtschaft in Übersee gehofft. Mit Kriegsbeginn wurde die Möglichkeit einer Ausreise schliesslich noch geringer. Laut Hans Günther Adler «gehörten unendliche Geduld, gute Nerven, viel Glück und vor allem bedeutende Mittel dazu, um glücklich zu entkommen».⁷⁷ Papa Arthur hatte weder das eine noch das andere. Vielleicht gehörte er zu jenen, die glaubten, irgendwann werde es schon irgendwie wieder werden, man müsse einfach durchhalten.

Von welchen Mitteln und wie er damals lebte, weiss ich nicht. Jeglicher Ausgang nach zwanzig Uhr war den Juden in Prag nun verboten, seit Februar 1940 durften sie auch nicht mehr in Konzerte oder ins Kino, eine Änderung des Wohnsitzes bedingte eine Erlaubnis, und auch das Stadtgebiet durften sie nicht mehr verlassen. Sie durften nicht mehr schwimmen gehen, keine Parkanlagen betreten, und ab Sommer 1941 waren auch Spaziergänge am Moldauufer oder in den städtischen Wäldern untersagt. Für die Fahrt mit der Strassenbahn oder die Benutzung von Autobussen brauchte es eine

Sondererlaubnis. Die Cafés und Restaurants mussten sich entscheiden, ob sie «jüdisch» oder «arisch» waren, was zur Folge hatte, dass es für die jüdische Bevölkerung bald keine Gaststätten mehr gab. Einkäufe in Geschäften konnten nur noch während zwei Stunden am Tag getätigt werden, ebenso eingeschränkt waren Dienstleistungen aller Art, sei es der Gang zum Postamt oder zum Coiffeur. Die jüdischen Kinder waren längst aus privaten und öffentlichen Schulen ausgeschlossen worden.

Krankenhäuser nahmen keine Jüdinnen und Juden mehr auf, und sollten sie das Pech haben, bei einem Unfall verletzt zu werden, so nahm sie keine Ambulanz mehr mit. Der Bezug von Kleidern und Lebensmitteln wurde viel stärker rationiert als für die nichtjüdische Bevölkerung. Ab Oktober 1941 gab es auch keine Tabakwaren mehr, rauchen in der Öffentlichkeit konnte lebensgefährlich sein. Den gelben Stern mussten die Juden des «Protektorates» ab dem 19. September 1941 tragen.

Als Papa Arthur von Prag nach Theresienstadt deportiert wurde, stand als bisherige Wohnadresse auf dem Transportschein «Nitranska 26», dies entspricht der Absenderadresse seines letzten Briefes. Die Deportationen von Gruppen nach Theresienstadt begannen am 24. November 1941. Bis Ende Jahr wurden über 7'000 Jüdinnen und Juden aus dem «Protektorat», die meisten aus Brünn und Prag, nach Theresienstadt gebracht.⁷⁸ Trudes Vater gehörte also zu den ersten Insassen dieses Ghettos.

Theresienstadt als Standort für ein Ghetto hatte die jüdische Kultusgemeinde befürwortet, weil es nicht weit von Prag entfernt war. Die Listen für die Sammeltransporte mussten die jüdischen Kultusgemeinden, wie erwähnt, selber erstellen. Weshalb sich die Gemeinden in Prag wie anderswo dem Zwang beugten und mitmachten, ist eine Frage, die oft diskutiert worden ist. Viele jüdische Gemeinden gelangten zum Schluss, dass es besser wäre, sich kooperativ zu verhalten – zum einen, weil ihnen andernfalls Repressionen drohten, zum andern, weil sie Panik und Chaos vermeiden woll-

ten. Wie auch immer, sie wussten ja nicht, was sie noch erwartete, und sie wurden selbstverständlich von SS und Gestapo immer falsch, irreführend oder unklar informiert.

Angestellte der jüdischen Kultusgemeinde überbrachten den Deportationsbefehl meist etwa eine Woche vor dem Datum des Transportes. Dieser Befehl war eine amtliche Vorladung von absurder Detailliertheit. Die Gepäckstücke wurden von einem Sammeltransport zu Hause abgeholt, geregelt war auch, was passieren würde, falls jemand nicht zu Hause sein sollte.

Zusätzlich zum Deportationsbefehl wurden die Betroffenen mit zahlreichen Formularen und Anweisungen eingedeckt. Für das Gepäck gab es ein ausführlichstes Merkblatt der jüdischen Kultusgemeinde mit dem Hinweis: «Nur als Richtlinie anzusehen, nicht als Vorschrift.»⁷⁹ Auf der langen Liste war alles nur Erdenkliche aufgeführt, von Wollstrümpfen bis Flanellpyjama, von Lederfett bis Kotbürste. Jedes Mitglied der Familie musste zudem einen achtseitigen Fragebogen ausfüllen, mit Angaben zu Vermögen, Wertgegenständen, Schulden und Versicherungen. Auch die ganze Wohnungseinrichtung musste angegeben werden, inklusive Kleider und Lebensmittelvorräte.

Die Anweisungen sollten einen reibungslosen Ablauf gewährleisten und sicherten zudem einen einfachen Zugriff auf den Besitz der Deportierten. Die Bezugsberechtigung für Lebensmittel, Brennholz, Fett und andere Waren mussten abgemeldet, noch vorhandene Scheine zurückgegeben werden. Angeben mussten die Menschen auch, bei wem die Wohnungsschlüssel deponiert wurden. Einiges erinnert an die Anweisungen, die jemand hinterlässt, der verreist, für den Fall, dass ihm, gottbehüte, etwas zustößt.

Und was ging wohl im Kopf des Beamten vor, der den folgenden Satz formulierte: «Es ist strengstens verboten, Rucksäcke und Taschen aus Persebrücken, Mänteln, wertvollen Stoffresten usw. anzufertigen.»⁸⁰ Wollte er sicherstellen, dass die wertvolle Ware für die nachfolgende Plünderung in gutem Zustand war?

Auf Papa Arthurs Karteikarte stand unter «1. transport» ein grosses G, daneben ein (H) und die Nummer 406. Das G hiess Ghetto, also Theresienstadt. Das H bezeichnete den konkreten Transport. Die Transportnummer diente nach der Ankunft auch als persönliche Kennzahl – auf den Arm tätowierte Häftlingsnummern wie in Auschwitz gab es in Theresienstadt nicht.

Papa Arthur wird wohl nicht sehr viel Zeit mit dem Ausfüllen der Fragebogen verbracht haben. Vielleicht bemühte er sich noch um die Anschaffung des einen oder andern empfohlenen Gegenstandes, kaufte sich warme Hausschuhe oder Ohrenschützer, einen Spirituskocher, Kerzen oder Nähzeug. Vielleicht verbrachte er seine letzten Tage auch mit Freunden oder Nachbarn beim Kartenspiel, oder er vertiefte sich in Bücher und schaute aus dem Fenster.

Die Menschen der ersten Transporte bis Ende 1941 waren deutlich jünger als diejenigen ab 1942: Von den 7'365 Deportierten waren 516 Kinder bis 14 Jahre, 4'287 waren bis 45 Jahre alt, 2'105 bis 60 Jahre und 457 waren älter als 60.⁸¹ In dieser ersten Phase wurden vor allem arbeitsfähige Leute deportiert, da das Ghetto in Theresienstadt zuerst bezugsbereit gemacht werden musste. Arthur war 58 Jahre alt und damit arbeitsfähig. Ich weiss nicht, ob die Menschen dieser ersten Transporte schon denselben Schikanen ausgesetzt waren wie diejenigen, die einige Wochen später kamen. Ob auch sie sich mit ihrer Transportnummer um den Hals zur Sammelstelle – eine Holzbaracke auf dem Gebiet der Prager Mustermesse – begeben mussten, um dort tagelang auf den Transport zu warten? Ich nehme vielmehr an, dass die ersten Transporte schneller losgingen.

Die Fahrt von Prag bis zum Bahnhof BohuSovice bei Theresienstadt dauerte zwei bis drei Stunden. Arthurs Schrecken bei der Ankunft in der Ghettostadt wird gross gewesen sein, denn die Räumlichkeiten waren verschmutzt, ungeheizt und überhaupt noch nicht eingerichtet. Es gab nur wenige schadhafte Bettgestelle, Tische und Bänke, kaum Toiletten und Waschräume.⁸² Auch Lebensmittel waren noch keine da. Die Menschen waren zwar angewiesen worden, Proviant für die ersten drei bis fünf Tage

ÚSTŘEDNÍ KARTOTÉKA — TRANSPORTY.	
K č. 43.895	
Walde Arthur	
Rodná data: 22.10.1883	
Adresa před deportací: Pha.XII, Nitranská 26	
1. transport	2. transport
dně: 30.11.1941	dně: 9.1.1942
G (H) 406	číslo: 0 - 539
	do: Riga

Transportschein für Arthur Waldo vom 30. November 1941 (Theresienstadt) und 9. Januar 1942 (Riga)

mitzubringen, doch es dauerte viel länger, bis die Küchen in Betrieb genommen werden konnten.

Für Ehepaare und Familien kam erschwerend dazu, dass sie in getrennten Quartieren untergebracht wurden, sodass es ihnen kaum möglich war, einander zu sehen. Die Verwirrung der Menschen war wohl riesig, das Durcheinander gross, gleichzeitig war das Ghetto noch nicht so durchorganisiert und der Empfang nicht so streng wie später. An Silvester soll in diesem Anfangsjahr gar lebhaft und mit viel Musik gefeiert worden sein.⁸³ Zu Beginn (bis Februar 1942) wohnte auch noch die Zivilbevölkerung in Theresienstadt – Kontakt war allerdings strengstens verboten.

Wir können nicht wissen, wie sich Arthur eingefügt hat. Um seine «Arbeitsfähigkeit» dürfte es aber nicht so gut gestanden haben, denn schon nach

neun Wochen war er auf dem ersten Transport, der Theresienstadt in Richtung Riga, der Hauptstadt Lettlands, verliess.

Riga war am 1. Juli 1941 von deutschen Truppen eingenommen worden. Die lettischen Nationalisten liessen sich von der deutschen Führung leicht zu Pogromen gegen die einheimische jüdische Bevölkerung anstiften. Die Überlebenden dieser ersten Massaker mussten alle in ein umzäuntes Ghetto ziehen. Doch brauchte es bald Platz für den Nachzug deportierter Menschen. Schon am 30. November 1941 wurde daher ein Teil der lettischen jüdischen Bevölkerung von dem überfüllten Ghetto in die nahen Wälder geführt und dort erschossen, nur ein Teil der arbeitsfähigen Männer kam an einen anderen Ort.⁸⁴

Ab Dezember 1941 trafen immer mehr Transportzüge aus Deutschland in Riga ein. Es gab im Ghetto gesonderte Stadtteile mit deutscher oder lettischer Bevölkerung. Die deutschen Juden gaben «ihren» Strassen Namen nach ihren Herkunftsstädten.

Der Transport vom 9. Januar 1942, dem Arthur Waldo zugeteilt worden war, erreichte das Ghetto in Riga nach vier Tagen. Adler schreibt, nur dieser erste Transport aus Theresienstadt sei in Riga überhaupt ins Ghetto gebracht worden.⁸⁵ Die Menschen der zweiten Deportation wurden vor bereits ausgehobenen Massengräbern erschossen, nur wenige kräftige, junge Menschen kamen in ein Arbeitslager. Die Schilderungen dieser Massenerschiessungen in Riga sind grauenhaft, Arthur Waldo ist dies wenigstens erspart geblieben.

Seine Spur verliert sich auf diesem Transport: Ob er Riga überhaupt lebend erreichte, ob er dort wie viele Kranke und Alte sofort hingerichtet wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht überlebte er noch einige Zeit und arbeitete – wie viele andere – in der Kriegsindustrie, wo grosser Arbeitskräftemangel herrschte. Wäre er von Riga aus in ein weiteres Konzentrations- oder Arbeitslager gebracht worden, hätten wir seinen Namen auf einer Liste gefunden. So wird Riga seine letzte Station gewesen sein.

Belgien – eine schicksalhafte Wahl

Alex, seine beiden Schwestern und Mutter Reisel waren, wie wir gesehen haben, wenige Wochen nach der Einverleibung Österreichs ins Deutsche Reich auf verschiedenen Wegen in die Schweiz gekommen. Edy, der Bruder von Alex, flüchtete 1938 mit Frau Käthe und Sohn Heinz nach Brüssel. Möglich, dass er Belgien wählte, weil sich dort bereits sein Schwager niedergelassen hatte.

Von Edy sind aus den Jahren 1938 und 1939 acht Briefe und Karten an seine Mutter Reisel und die Geschwister erhalten. Zwei weitere Briefe hat er im November und Dezember 1940 aus dem Lager Gurs an die Familie in der Schweiz geschrieben. Die Briefe sind alle sehr gut lesbar. Er hatte eine leicht verschnörkelte Handschrift, jedes Wort ist aber gegenüber dem nächsten klar abgesetzt – ein kommunikatives, energisch wirkendes Schriftbild.

Bei seiner Ankunft in Belgien war Edy, das älteste der Klumak-Geschwister, zweiunddreissig Jahre alt, seine Frau Käthe dreissig und Sohn Heinz acht. Der erste Brief datiert vom 22. August 1938 und richtet sich an sein «Liebstes Mutterl & Geschwister». Edy weiss offenbar schon, dass sich die Familie mittlerweile in der Schweiz aufhält, und freut sich, dass sie ihre Lage nun «etwas freundlicher beurteilt». Interessant ist die Fortsetzung:

Nichtsdestoweniger kann ich Euch nicht in Worten sagen wie es mich kränkt dass Ihr nicht mit mir gefahren seid so dass wir zusammen wären und nicht einer um den andern sich sorgen müsste. Ich kann jedenfalls soviel konstatieren dass Ihr mir auf mein letztes Schreiben nicht eine Frage beantwortet habt, ich jetzt soviel weiss wie früher. Ihr seid doch jetzt nicht in Wien, könnt also alles frei schreiben. Wieso ist jetzt der 1. Alex in der Schweiz? Wieso hat er Eure Adresse erfahren?

Edy wollte seine Verantwortung als ältester Sohn immer wahrnehmen. Noch in Wien hatte er die Auswanderung für die ganze Familie geplant. Doch diese hatte einen anderen Weg gewählt – vielleicht wollten sie sich seiner Führung nicht anvertrauen.

Edy, Käthe und Heinz wurden in Brüssel vom jüdischen Hilfskomitee unterstützt, über ein eigenes Einkommen verfügten sie nicht. Trotzdem schickte Edy der Mutter etwas Geld, das er sich selber, wie er schreibt, vom Mund absparen musste. Im Vordergrund seiner Bemühungen stand stets die Weiterreise. In diesem ersten Brief von August schreibt er, am liebsten würde er nach Australien fahren, doch «die Leute hier kommen alle erst am ersten vom Land zurück so dass vorher nichts zu machen ist». Er hofft also auf bessere Chancen nach der Sommerpause, wenn die Botschaften ihren Betrieb wieder aufnehmen. Und weiter:

Nach London könnten wir alle Tage illegal fahren aber dazu haben wir ja Zeit! Nach Frankreich ist es von hier ein Kinderspiel, aber es ist derart schlecht dorten, speziell für Emigranten, dass man sich froh und glücklich schätzen kann nicht dorten zu sein, aber abgesehen davon wollt ihr ja nie dorthin und jetzt schon gar nicht.

Doch bereits im nächsten Brief an Alex vom 17. Oktober 1938 ist er nicht mehr so optimistisch: Die Situation für die neu zugezogenen Jüdinnen und Juden in Belgien ist offenbar dramatisch geworden, wenn auch er und seine Familie davon nicht unmittelbar betroffen sind – sie haben mittlerweile sogar eine Aufenthaltsbewilligung erhalten. Schlecht steht es um jene, die später gekommen sind:

Alle diese werden zum Teil aus den Wohnungen geholt zum Teil auf der Strasse durch Razzien mitgenommen. [...] Es spielen sich da infolgedessen fürchterliche Szenen ab wobei auch sehr viele Selbstmorde zu beklagen sind.



Belgien, ca. 1988: Edy und Sohn Heinz, Käthe (rechts) mit einer Verwandten

Edy konnte dank der Aufenthaltsbewilligung jetzt auch legal arbeiten.

Der nächste Brief an Alex datiert vom 8. November 1938: Edy hat tatsächlich Arbeit gefunden, er bügelt – allerdings macht ihm das schwere Eisen zu schaffen, er hat geschwollene Finger. Die Familie konnte sich etwas einleben – Heinz (der gemäss dem letzten Brief bis Anfang November auf dem Land war) geht in die 3. Klasse, er lernt Französisch und Flämisch. Käthe «leidet sehr mit den Nerven ansonsten ist alles in Ordnung».

Aber eigentlich war gar nichts in Ordnung: In Belgien wurden jetzt Emigrantenlager eingerichtet – zuerst nur für Freiwillige und Ledige, dann auch für Verheiratete.

Edy scheint die Möglichkeit, in einem Lager unterzukommen, sehr zu begrüßen und bedauert, dass ihnen dies nicht offensteht, denn für Familien mit Kindern gebe es «keine Aussicht». Er glaubt aber weiterhin, dass er für die ganze Familie, also auch für die Mutter und Geschwister, eine Lösung finden wird, und hofft auch, bald wieder etwas Geld in die Schweiz überweisen zu können.

Eine gute Woche später, am 17. November 1938, schreibt Edy, an Alex, er habe sich an das Hochkommissariat für das Flüchtlingswesen von Neuseeland in London gewendet. Dieses habe das Gesuch befürwortet und ihm empfohlen, sich direkt in Wellington zu bewerben:

Es wurden mir bereits die Bedingungen mitgeteilt, und zwar brauchen wir pro Kopf 40 £ da ist die Fahrt inbegriffen und müssen im ersten Jahr auf diesen Plätzen arbeiten die wir zugewiesen erhalten. Das Komitee übernehme die Kosten für die ganze Familie. [...] und so hoffe ich in längstens 6 Wochen alles erledigt zu haben. Wie ich es in Händen habe werde ich Euch alles einsenden und alles Nötige mitteilen.

Edy, die gute Seele, der verantwortungsbewusste Älteste, legt dem Brief fünfzig belgische Francs bei und verspricht, auch der «1. Mutter» und der «1. Selma» noch etwas zu schicken.

Am 23. Februar 1939 schreibt für einmal Käthe, da Edy starke Kopfschmerzen hat und nur diktieren kann. Alex hatte sich inzwischen anscheinend erfolglos für Australien beworben. Edy tröstet ihn:

Aber schliesslich 1. Alex sind wir noch Gott sei Dank jung und müssen solch' einen Fehlschlag überwinden. Schau ist dieser Weg nicht gangbar gewesen, so wird sich ein anderer finden vielleicht wird Gott helfen gemeinsam, dass wir unser Ziel erreichen.

Er, Käthe und Heinz seien zurzeit krank und auf die Zahlungen des «Comités» angewiesen. Er bemühe sich weiterhin unermüdlich um Ausreise: Nach Pessach wolle er nach Holland fahren und von dort nach England. Auch in Antwerpen auf dem mexikanischen Konsulat sei er schon gewesen, von dort erwarte er in drei bis vier Wochen Antwort.

Edys Fürsorglichkeit äussert sich auch in Bezug auf seine kleine Schwester Selma, er hat von ihrer Verlobung mit Leo Brodheim gehört:

Ich habe heute von der 1. Selma ein Schreiben erhalten worin sie mir mitteilt, dass sie durch dich einen jungen Mann kennen gelernt hat der sie heiraten will. Weiteres entnehme ich aus ihrem Schreiben dass sie kein richtiges Animo dazu hat und ihr dieser Mann ganz gleichgültig ist. Ich nehme an, dass Du diesen jungen Mann etwas besser kennst und würde es mich sehr freuen, wenn Du mir darüber näheres schreiben würdest. Wie ich höre ist er sehr arm, was ja schliesslich kein Fehler ist aber nachdem es leider unsere Schwester auch ist und sie im Falle einer Heirat weder eigene Möbel noch Wohnung haben kann, also weder Neigung noch Geld so glaube ich kaum das dies ohne ein geplagtes Leben von Dauer sein kann. Lieber Alex wir haben ja nur mehr unser jüngstes Schwesterl die heiraten soll aber ich glaube da wo keine Liebe vorhanden und nur die Vernunft sprechen soll laut meiner Meinung dies nicht das Richtige ist.

Ein Lichtblick, so Edy weiter, sei Heinz, der Mitte Mai neun Jahre alt werde:

Möchtest Du Deinen Neffen sehen, würdest Du Deine Freude haben, er ist unberufen gross und gut entwickelt, er lernt in der Schule so gut dass er bis Ende der Erste sein wird. Er spricht bereits in Wort und Schrift perfekt französisch.

Die folgenden Briefe fehlen, die nächsten und letzten erhalten gebliebenen Schreiben stammen dann aus dem Lager Gurs in den französischen Pyrenäen.

Doch bevor wir uns nach Gurs im besetzten Frankreich wenden, soll hier kurz auf die spezielle Situation der Jüdinnen und Juden in Belgien eingegangen werden.

Belgien und die Juden

Die deutsche Wehrmacht marschierte am 10. Mai 1940 in Belgien ein, am 28. Mai kapitulierte der belgische Staat.⁸⁶ Die Regierung floh nach London ins Exil – anders als im besetzten Frankreich, wo sich das Vichy-Regime als willfährige Kollaborateurin der Deutschen erwies. Statt einer Regierung gab es unter der deutschen Besatzungsmacht in Belgien eine Verwaltung, das sogenannte Comité des Secrétaires généraux.

In Belgien lebten 1940 mehr als 60'000 Jüdinnen und Juden, nur sieben Prozent davon mit belgischer Staatsbürgerschaft: Seit dem 19. Jahrhundert war Belgien ein Land, in das viele Jüdinnen und Juden einwanderten: anfänglich aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und Österreich, nach dem Ersten Weltkrieg dann vor allem aus Osteuropa. Nach Hitlers Machtergreifung 1933 nahm die jüdische Einwanderung nach Belgien nochmals stark zu. 1937 schloss Belgien seine Grenzen für Flüchtlinge, lockerte aber das Einreiseverbot nach dem Novemberpogrom und der Annexion Österreichs wieder. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht

1940 wurden etwa 13'500 mehrheitlich jüdische Ausländerinnen und Ausländer von der belgischen Polizei verhaftet und ausgewiesen.

Schon im Oktober 1940 verlangten die deutschen Besatzer die Registrierung aller jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner, eine Auflistung ihrer Vermögen sowie die Entlassung der jüdischen Beamten. Das Comité des Secrétaires généraux verweigerte bezüglich der Registrierung die Zusammenarbeit, da die belgische Verfassung eine Erhebung der Religionszugehörigkeit verbiete. Die jüdischen Beamten hingegen wurden entlassen und die jüdischen Ausweise mit «JUIF-JOOD» gekennzeichnet – bei beiden Massnahmen wirkte das Comité mit.

Die Kollaboration mit den Deutschen war im flämischen und im wallonischen Teil Belgiens, das heisst in den grossen Gemeinden Antwerpen und Brüssel, unterschiedlich: In Antwerpen, also auf flämischer Seite, war die Sympathie für die Nazis viel grösser als in Brüssel, wo sich die Bürgermeisterkonferenz gegen die Verteilung der Judensterne aussprach.

Ab Frühjahr 1942 wurde die jüdische Bevölkerung noch stärker bedrängt: Jüdinnen und Juden durften fortan keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen, zudem galt nachts ab zwanzig Uhr eine Ausgehsperrre. Zur selben Zeit begannen erste Deportationen von jüngeren Männern. Diese wurden zum Bau von Befestigungsanlagen in Zwangsarbeitslager an der nordfranzösischen Küste gebracht.

An der ominösen Wannsee-Konferenz von Januar 1942 legte Adolf Eichmann mit den sogenannten Judenreferenten Quoten fest, die jedes besetzte Land zu erfüllen hatte. Aus Belgien sollten in einer ersten Massnahme 10'000 nach Auschwitz deportiert werden, man ging dabei von 43'000 Jüdinnen und Juden in Belgien aus. Juden mit belgischer Staatsbürgerschaft waren vorerst von der Deportation ausgenommen. Dies war eine politische Konzession der Deutschen an die belgische Bevölkerung, die sich zahlreich hinter ihre jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger stellte – allen voran Königin Elisabeth, die sich speziell auch für die Rettung jüdischer Kinder einsetzte.

Wie aber sind die Besatzer vorgegangen, um die jüdische Bevölkerung zu identifizieren, nachdem die belgische Verwaltung eine Registrierung verweigerte? Ganz einfach, sie erzwangen per Verordnung die Gründung einer jüdischen Zwangsvereinigung, der Association des Juifs en Belgique, kurz AJB – ein «Judenrat». Der AJB mussten alle Jüdinnen und Juden in Belgien angehören, die alteingesessenen, die zugewanderten und auch diejenigen, die nie Mitglieder einer jüdischen Gemeinde gewesen waren. Diese Zwangsvereinigung fungierte künftig als Ansprechpartnerin für die deutsche Militärverwaltung. Die AJB musste – wie die Judenräte überall im besetzten Europa – die Vernichtung ihrer eigenen Mitglieder organisieren. Es war auch die AJB, die Judensterne verteilte und sich unter falschen Versprechungen zur Herausgabe der Namens- und Adresskartei ihrer Mitglieder – der sogenannten Judenkartei – überreden liess.

Gegen die Politik der AJB richtete sich das Comité de défense des Juifs, ein Bündnis aus belgischen und jüdischen Antifaschisten. Dieses rief zum offenen Widerstand auf. So wehrte es sich zum Beispiel gegen die Abgabe der «Arbeitseinsatzbefehle»: Die AJB wurde verpflichtet, diese Verfügungen zu Zwangsarbeit oder zur Deportation ihren Mitgliedern zuzustellen – Partisaninnen und Partisanen des Comité griffen daraufhin Mitglieder des AJB an, um dies zu verhindern.

In der Zeit zwischen August und Oktober 1942 fanden mehrere grosse Razzien statt. Ganze Quartiere, in denen jüdische Menschen lebten, wurden von der deutschen Militärmacht abgeriegelt und durchkämmt, Männer, Frauen und Kinder wurden auf die Strasse getrieben und ins Sammellager von Malines (Mechelen, eine Stadt in der Provinz Antwerpen) verfrachtet. Die ersten grossen Deportationen von da nach Auschwitz fanden zwischen dem 4. August und dem 31. Oktober 1942 statt. Siebzehn Züge fuhren in dieser Zeit von Belgien nach Auschwitz mit 16'624 Menschen – Eichmanns Quote war damit mehr als nur erfüllt. Zehn weitere Transporte folg-

ten zwischen Januar 1943 und Juli 1944 – insgesamt wurden etwa 25'000 Menschen deportiert, darunter 4'000 Kinder unter fünfzehn Jahren.

Das Comité de défense des Juifs versteckte vor allem Kinder, unter anderem in katholischen Heimen, und half untergetauchten Jüdinnen und Juden. Viele Belgierinnen und Belgier riskierten alles, um Jüdinnen und Juden bei sich zu verstecken. Bewegungen mit antisemitischer Ideologie waren in Belgien zahlenmässig schwächer als in anderen europäischen Ländern. Die deutsche Besatzungsmacht hatte dies bei ihren taktischen Überlegungen mit einbezogen; so versuchte sie, die Verhaftungen und Deportationen möglichst unauffällig durchzuführen, da sie befürchtete, dass sich unter der belgischen Bevölkerung eine Mitleidsbewegung entwickeln könnte, schreibt Insa Meinen,⁸⁷ die die deutsche Besatzungspolitik in Belgien untersucht hat.

Das Internierungslager Gurs in Frankreich

Für Edy, Heinz und Käthe gab es kein Entrinnen, sie sollten später nach Auschwitz deportiert werden. Doch vorerst wurde nur Edy inhaftiert, im Herbst 1940 im Lager Gurs in Frankreich. Weshalb nur er alleine nach Gurs kam, weiss ich nicht, auch nicht das genaue Datum. Vielleicht wurde er zufällig bei einer Razzia verhaftet, und Käthe und Heinz konnten sich in Sicherheit bringen. Oder die Schergen standen eines Tages an der Wohnungstüre und nahmen nur Edy als arbeitsfähigen Mann mit.

Das Camp de Gurs lag in den westlichen Pyrenäen, 75 Kilometer von der spanischen Grenze entfernt. Es wurde im April 1939 als Internierungslager für Spanienkämpfer errichtet. Seit der Niederlage gegen Deutschland im Juni 1940 war Frankreich in eine besetzte und eine unbesetzte Zone geteilt. Die besetzte Zone in Nordfrankreich stand unter deutscher Militärverwaltung, Südfrankreich stand unter der Führung des Vichy-Regimes, die mit den Deutschen kollaborierte. Im Camp de Gurs wurden «unerwünschte Personengruppen» interniert, also politische Gefange-

ne: Gewerkschafter, Sozialistinnen, Kommunisten, Anarchisten. Es war das grösste Lager in Frankreich, gross wie eine Kleinstadt, konzipiert für die Aufnahme von 18'500 Gefangenen.

Ab Mai 1940 wurden vor allem Jüdinnen und Juden nach Gurs deportiert. Zuerst die «unerwünschten Ausländerinnen und Ausländer» aus Belgien, dann Jüdinnen und Juden aus Frankreich, die keine französische Staatsbürgerschaft hatten. Im Herbst 1940 wurden 7'500 jüdische Menschen aus Baden und der Saarpfalz nach Gurs verschleppt.

Das Lager erstreckte sich über ein Gebiet von 79 Hektaren. 428 Holzbaracken standen in langen Reihen. Dreissig Baracken bildeten jeweils eine von Stacheldraht umgebene Einheit, ein sogenanntes îlot. Die Baracken sahen alle gleich aus: Sie waren 24 x 6 Meter gross, bestanden aus dünnem Holz und waren nur mit etwas Dachpappe isoliert. In jeder Baracke wurden fünfzig bis sechzig Internierte untergebracht. Die Feuchte und der strenge Winter liessen die Wände der Holzbaracken faulen. Männer und Frauen waren in separaten îlots untergebracht. Einmal wöchentlich konnten sie sich für eine Stunde sehen. Eine andere – leider häufige – Möglichkeit, sich zu treffen, waren Beerdigungen. In Gurs sind mehr als tausend Menschen beerdigt, zeitweise starben bis zu fünfzehn Menschen täglich.⁸⁸

Die Menschen litten neben der psychischen Tortur auch unter Kälte und Hunger. Eine Tagesration Essen enthielt nicht mehr als 800 bis 1'300 Kalorien. Die häufigste Krankheit war die «Auszehrung», begleitet von Diphtherie, Typhus und sämtlichen Darmkrankheiten.

Gurs war trotz allem kein Vernichtungslager. Die Wachleute waren im Allgemeinen nicht brutal, manche umgänglich, viele bestechlich. Es gab keine Zwangsarbeit und keine Häftlingsuniformen. Das wird in vielen Erlebnisberichten bestätigt – trotzdem wurde Gurs rückblickend als Vorhölle zu Auschwitz bezeichnet, wegen der katastrophalen Lebensbedingungen. Was unter diesen Bedingungen blühte, war der Schwarzmarkt. Wer Geld hatte, konnte sich Lebensmittel beschaffen – so bereicherten sich die Wach-



Julius C. Turner, «Warten auf die Abendsuppe»

mannschaften, die Lagerangestellten und andere Leute, die für Arbeiten ins Lager kamen. An sich war der Schwarzmarkthandel verboten, doch waren so viele Leute daran beteiligt, dass er von der Lagerleitung, die wohl auch davon profitierte, nicht systematisch unterbunden wurde.

Neben den Betagten litten besonders die Kinder an Unter- und Mangelernährung, mit Auswirkungen auf ihren ganzen Körper, auf die Zähne, den Knochenbau und die geistige Entwicklung. Einige Hilfswerke hatten Zugang zum Lager. Eine der Helferinnen war Elsbeth Kasser aus der Schweiz. Sie hatte zuvor im Bürgerkrieg in Spanien und später im finnischen Winterkrieg als Krankenschwester gearbeitet. Im Sommer 1940 kam sie für die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes nach Frankreich. «Es regnete und regnete», so ihr erster Eindruck von Gurs, «der Boden war in ein Schlammmeer verwandelt, etwas vom Schlimmsten

in Gurs. Nur mühsam konnte ich mich fortbewegen, glitt aus, sank ein. [...] Als ich zum erstenmal in eine Baracke eintrat, war es trotz Tageslicht dunkel. Wegen der Kälte hatte man die Fensterläden geschlossen, und Fensterscheiben gab es keine. Da lag und kauerte auf oft feuchten Strohsäcken Mensch an Mensch. [...] Ratten und anderes Ungeziefer trieben ihr Unwesen. Die Latrinenverschlüsse waren bis zu 100 Meter entfernt in zwei Meter Höhe auf steiler Treppe erreichbar. Arme, schwache, alte und kranke Menschen!»⁸⁹

Elsbeth Kasser war eine beeindruckende Frau der Tat. Sie erkämpfte sich eine Baracke mit Tischen und Bänken und machte daraus einen hellen Raum, wo sie die Kinder mit Bastelarbeiten beschäftigte und ihnen auf einem Feuer eine warme Milch aus Milchpulver bereitete. Auch sorgte sie dafür, dass die Kinder eine zusätzliche Mahlzeit bekamen. Die grösseren Kinder erhielten Unterricht – es gab im Lager genügend Lehrkräfte –, mit den andern wurde gebastelt und musiziert. Im Frühjahr wurde vor der Baracke sogar ein Gemüse- und Blumengarten angelegt, und man hielt Enten und zwei Schafe.⁹⁰ Im Besitz von Elsbeth Kasser befanden sich zahlreiche Bilder, sie hat viele der Werke den Künstlern abgekauft oder als Geschenk erhalten. Erst Anfang der Neunzigerjahre gab sie ihr Einverständnis zu einer Ausstellung. Die Bilder geben einen sehr realistischen Eindruck vom Lageralltag, vom alltäglichen Lagerdrama.⁹¹

Ein Wegkommen von Gurs war bis etwa Ende 1941 mit genügend Geld und den richtigen Beziehungen möglich. So ist es unter anderem der Philosophin Hannah Arendt gelungen, nach nur vier Wochen das Lager zu verlassen. Es gab Leute ausserhalb des Lagers, die bei der Flucht halfen. Eine Fluchtroute führte über die Pyrenäen nach Spanien, diesen Weg haben nebst Arendt auch der Philosoph Walter Benjamin und der Schriftsteller Lion Feuchtwanger genommen, um nur einige zu nennen.

Nach der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 begannen auch in Gurs die Deportationen in den Tod, mehrheitlich über Drancy nach Auschwitz.

Im Herbst 1943 wurde das Lager, in dem nur noch etwa hundert Internierte lebten, geschlossen.

Edys Briefe aus Gurs

Die beiden erhaltenen Briefe von Edy aus Gurs sind mit Bleistift geschrieben, viel enger als die vorhergehenden, auf Blättern, die er wohl aus einem Heft herausgetrennt hatte. Vermutlich musste er sparsam mit dem wenigen vorhandenen Papier umgehen. Edy drückt sich oft emotional und in mündlich gefärbter Sprache aus. Der erste Brief datiert vom 16. November 1940, vier eng beschriebene Seiten. Aus dem Inhalt lässt sich schliessen, dass er da schon einige Zeit im Lager war und dass auch schon einige Briefe gewechselt worden waren:

Meine Lieben!

Wenn ich nicht vorgestern von der L. Selma Post bekommen hätte würde ich noch immer ohne Lebenszeichen von Euch dastehen. Worauf ist denn das zurückzuführen, dass Ihr mit dem Schreiben nachgelassen habt? Ich schreibe regelmässig und zwar einige male in der Woche. [...] Von Euerem Paket ist jedoch noch immer keine Rede und ich warte schon so sehnsüchtig darauf, denn ich habe einen riesigen chronischen Hunger.

[...] Eure Schreiben die ich bis jetzt erhalten waren alle sehr kurz gehalten und bedeuten dabei, dass ein Schreiben von Euch die einzige Freude wie Ablenkung für mich ist. Ich bin leider durch die Anfälle sehr geschwächt und ist es mir ein grosses Rätsel wie ich bei dieser Kost die die besten Hungerkuren sind jemals wieder zu Kräften kommen kann. Ich fürchte immer das ich so schwach werde das mich eines Tages das Geringste hinwegraffen wird. Vielleicht wird dies die beste Lösung für mich. Ich glaube auch das mein Hirn schon leidet denn ich bin nicht mehr fähig einen zusammenhängenden Brief zu schreiben und so kommt es dass ich von einem ins andere komme.

Edys Situation ist schrecklich. Er ist krank, bekommt nicht ausreichend zu essen und befürchtet, dass es auch Frau und Kind in Belgien schlecht geht. Mit Käthe kann er nicht direkt kommunizieren, weshalb, weiss ich nicht. Und so schreibt er weiter:

Bitte trachtet auch unbedingt mit der Käthe in rege Postverbindung zu treten so dass ich auch dadurch mehr von ihr erfahren kann. Teilt ihr auch mit sie soll auf alle Fälle solange dort bleiben bis sich etwas Positives herauskristallisiert hat.

Was er wohl mit «dort» meint? Vielleicht ist sie mit dem Kind irgendwo untergetaucht?

Für die Familie in der Schweiz muss die Situation sehr belastend gewesen sein. Sie hatten zwar selber fast nichts, aber immer noch mehr als Edy, und sie wussten, dass er auf Hilfe von aussen angewiesen war. Auch jetzt, während ich dies schreibe, beschleicht mich ein Gefühl der Beklemmung, eine Erinnerung an die Grundstimmung, die jeweils entstanden ist, wenn in unserer Familie von Edy, Heinz und Käthe die Rede war. Ich denke, Mutter Reisel und die Geschwister, die in der Schweiz in Sicherheit waren, fühlten sich gleichzeitig hilflos und schuldig – vielleicht erklärt dies auch, weshalb sie ihm nicht oft genug schrieben.

Der zweite Brief vom 2. Dezember 1940 aus Gurs richtet sich zuerst an die Mutter, der Ton ist sehr fürsorglich:

Mein liebstes Mutter!

Ich bin ganz weg das Du Dich wegen meines Leidens hier so kränkst, dass Deine Gesundheit dadurch Schaden nimmt. Schau es ist weder Dir noch mir damit gedient wir müssen dies dem L. Gott überlassen und geduldig abwarten zu was er uns führen wird. Nachdem ich weiss, dass Du Dich darüber so kränkst werde ich nie mehr darüber etwas schreiben und kann Dir nur versprechen dass ich solange es auf meinen Willen ankommt alles daran setzen werde um dies alles aus wie durchzuhalten.

Gurs 2. / XII. 1940

Mein liebster Mutter!

Ich bin ganz wie das Sie sich wegen
meines Leides hier so Kränkelt, das meine Gesund-
heit dadurch Schaden nimmt, habe so ich weder die
noch mir damit gedankt, wir müssen dies durch Gott
überlassen und getrost die abwarten zu was er uns
führen wird. Tashdair ich weiss das Sie sich darüber
so Kränkelt, werde ich sie nicht darüber etwas schreiben
und kann Sie nur versprechen das ich solange so
auf meinem Willen ankeine, alles davon stehen
werde und dies alles aus wie durch zu Kalkow, kann
mirigen nicht trakt ist, wenn ich oft Port, Kisten und
darüber das Sie liebster Mutter mir überhaupt, alle
meine Lieben gesund wird und bleibt. Ich bitte Sie daher
mir, streng auf meine Gesundheit zu achten nur so sehr
wie dies besser mögliches Vermögen ist. Ich will mich nun
mit dem Wunsch Sie selbst bei Erhalt dieses Lebens
strenge gesund sein und auch Handig bleiben und noch
recht viel Freude an meinen Brüdern wie meine Kinder
an Sie zu erleben. Sie werden herzlich geliebt von
Edy Klumak
1940

Mein lieber Bruder!

Habe Ihnen l. Brief vom 24. XI. voll
Freude erhalten und kann Sie darauf, Kurz erwähnen
das wenn mein grosser Wille wie auch meine sehr Käse
nicht vorhanden wäre wie ich bestimmt, haben aller Sorgen
ledig aber was nicht dies alles auf die Frau muss das Po-
besten zu gewinnen, das es denn wenn wird würde und
wenn das der Körper nicht einmal da, können an

Brief von Edy Klumak vom 2. Dezember 1940 aus dem Lager Gurs an die Mutter
und den Bruder Alex

Mein einziger Lichtstrahl ist wenn ich oft Post bekomme und darin lese das Du liebstes Mutterl wie überhaupt alle meine Lieben gesund seid und bleibt. Ich bitte Dich daher sehr streng auf Deine Gesundheit zu achten umso mehr wo dies unser einziges Vermögen ist.

Danach wendet sich Edy an Alex und beschreibt ihm seine schwierige Situation:

Habe Deinen L. Brief vom 24. XI. voll Freude erhalten und kann Dir darauf kurz erwidern dass wenn mein grosser Wille wie auch meine zähe Natur nicht vorhanden wäre, wäre ich bestimmt schon aller Sorgen ledig aber was nützt dies alles, auf die Dauer muss der Robusteste zusammenbrechen denn man wird müde und wenn dazu der Körper nicht einmal das Minimum an Nährwert bekommt muss auch der Stärkste zusammenbrechen wie ich es auch tatsächlich täglich zu sehen bekomme. Ein Aussenstehender kann sich nicht einmal im Traum vorstellen was hier wahr ist. Ein Wegkommen von hier ist ohne Geld überhaupt nicht und mit Geld fast nicht möglich ausser wenn man 5'000 fr dafür opfern kann. Es haben dies verschiedene versucht wurden aber wieder eingebracht und sind die Strafen unmenschlich und nicht zu ertragen. Es fehlt mir dazu ausser Geld die Kraft, abgesehen vom Mut wie Du weisst war ich speziell in dieser Beziehung ein Draufgänger und habe mich den Teufel um die Folgen gekümmert und immer ohne Geld aber ich muss es gestehen ich kann heute nicht mehr ich bin gebrochen.

Zu diesem Zeitpunkt war es, wie erwähnt, an sich noch möglich, Gurs zu verlassen, vorausgesetzt man hatte die notwendigen Mittel. Wer es bis nach Casablanca schaffte, konnte dort ein Schiff in Richtung USA, Kuba oder Mexiko besteigen. Doch dafür brauchte es eine Bürgschaft, ein Affidavit, Geld für die Überfahrt und Geld für die Visa durch die Transitländer Spanien, Por-

tugal und Marokko, denn das Visum für die Überfahrt galt nur für die See. Unerreichbar für Edy – nicht nur die materiellen Möglichkeiten fehlten, eine Flucht ohne Frau und Kind wäre für ihn undenkbar gewesen.

Es ist dies der letzte Brief von Edy, der erhalten ist.

Gurs – Brüssel – Auschwitz – Gross-Rosen

Die Geschichte von Edy und seiner Familie in den folgenden zweieinhalb Jahren ist leider schnell erzählt, ich konnte darüber nicht viel in Erfahrung bringen. Edy gelang die Flucht aus Gurs trotz allem, und so gelangte er wieder nach Brüssel. Das hat Alex jeweils erzählt.

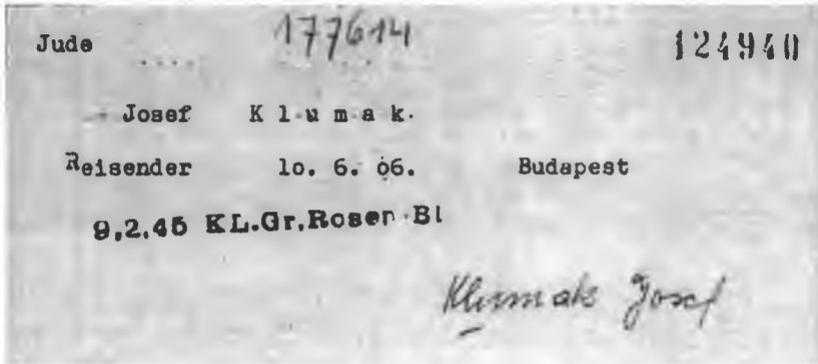
Fred Friedman, ein Grosscousin von Alex, war damals ein kleiner Junge, der mit seinen Eltern ebenfalls nach Brüssel geflohen war. Er gehörte zu jenen jüdischen Kindern, die, in einem belgischen Schulinternat versteckt, den Krieg überlebten. Er hat sich später erinnert, dass sie Käthe, Edy und Heinz eines Tages nicht mehr in ihrer winzigen Einzimmerwohnung antrafen. Die drei wurden am 23. August 1942 verhaftet. Es ist das Datum einer der grossen Razzien in Brüssel. Die Gestapo habe sie abgeholt, erzählten die Nachbarn.

Am 8. September 1942 wurden sie vom Sammellager Caserne Dossin in Malines mit dem Transport No VIII ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. In diesem Transport waren 1'000 Menschen – 390 Männer, 404 Frauen und 206 Kinder.⁹² Auf der Deportationsliste haben Käthe, Edy und Heinz die Transportnummern 957, 958, 959. Sie gehörten also zu den letzten, die den Zug bestiegen, und sie waren beisammen. Diese Daten finden sich in der Zentralen Datenbank der Namen der Holocaustopfer von Yad Vashem.

Vom Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes in Bad Arolsen (ITS) erhielt ich auf Anfrage eine Kopie von Edys Häftlingspersonalbogen aus dem Konzentrationslager Auschwitz, auf dem aber kein Eintrittsdatum vermerkt ist. Eingetragen ist einzig das Verhaftungsdatum 23.8.1942 sowie die letzte Adresse in Brüssel. Der Bogen ist von Edy mit – will mir scheinen

Konzentrationslager AUSCHWITZ		Art der Haft	Sich. Zahl	Def. Nr.:	177614
Name und Vorname	K l u m a k Josef				Israel
geb.	10.6.1906 zu: Budapest				
Wohnort	Drissel, Rue van der Haegen 47				
Beruf	Angestellter	Rel:	mos.		
Staatsangehörigkeit	Deutsch	Stand:	verh.		
Name der Eltern	Rudolf u. Rosa, geb. Friedmann	Rasse:	jud.		
Wohnort	M. Schaffhausen, Vordergasse 23, V. gest.				
Name der Ehefrau	Katharina, geb. Kohn	Rasse:	jud.		
Wohnort	unbekannt				
Kinder	1	Alleiniger Ernährer der Familie oder der Eltern nein			
Vorbildung	5 kl. Volksschule, 3 kl. Gymnasium, 2 kl. Berufsschule				
Militärdienstzeit	--- von bis				
Kriegsdienstzeit	--- von bis				
Größe	1,70 m	Gebalt	schlank	Gesicht	langl. Augen blau rau
Nase	geb.	M	normal	Ohren	geb. Zähne: keine fehlen
Haare	blond	Sprache:	deutsch		
Ansteckende Krankheiten	Der Tuberculen keine				
Besondere Kennzeichen	keine				
Rentenempfänger	nein				
Verhaftet am	1.8.1942	an	Krausell		
1 Mal eingeliert	1.8.1942	an	1.8.1942 Mal eingeliert		
Einweisende Dienststelle	RSMA				
Grund					
Partiugehörigkeit	von				
Welche Funktionen					
Mitglied v. Unterorganisationen	keine				
Kriminelle Vorstrafen	keine				
Politische Vorstrafen	keine				
Ich bin darauf hingewiesen worden, dass meine Bestrafung wegen intellektueller Urkundenfälschung erfolgt, wenn sich die obigen Angaben als falsch erweisen sollten.					
Der Lagerkommandant					
<i>Josef Krumak 10.6.06 Budapest</i>					
KL 40 141 560.000					

Härtlingspersonalbogen von Josef Klumak (Edy), Konzentrationslager Auschwitz, von ihm unterzeichnet



Schreibstubenkarte des Konzentrationslagers Buchenwald von Josef Klumak (Edy), mit Datum der Verlegung aus dem Konzentrationslager Gross-Rosen nach Buchenwald 9. Februar 1945

– energischer Hand signiert. Neben der Rubrik «1. Mal eingeliefert» gibt es einen etwas verwirrenden Stempel mit dem Datum «1. April 1944» und «RSH A». RSHA steht für das Reichssicherheitshauptamt – die grosse Verwaltungsbehörde der Nationalsozialisten –, das unter anderem für die Transporte im Rahmen der «Endlösung» verantwortlich war.

Ein weiteres Dokument, das ich vom ITS erhielt, wird in der Randnotiz als «Schreibstubenkarte des Konzentrationslagers Buchenwald» bezeichnet. Es ist ebenfalls von Edy unterschrieben, deutlich weniger schwungvoll. Wichtig – und besonders irritierend – ist der Stempel «9.2.45 KL.Gr.Rosen Bi». Was hat es mit dem Konzentrationslager Gross-Rosen auf sich? Und wie ist Edy nach Buchenwald gekommen?

Mir scheint die plausibelste Erklärung, dass Edy am 1. April 1944 von Auschwitz nach Gross-Rosen verlegt wurde. Am 9. Februar 1945 – vier Tage bevor die sowjetischen Truppen dort als Befreier einmarschierten – überführte man ihn dann nach Buchenwald. Zwei weitere Dokumente untermauern diese These: Zum einen eine Liste, «Nachtrag zur Veränderungsmeldung vom 10.2.45 Namentliche Aufstellung der 2460 Neuzugänge KL. Gross Rosen Lager II. Auf die-

196 Vernichtung – Ein Ende mit Schrecken

199/017

Konzentrationslager _____ Art der Haft _____ Gef.-Nr. 124940 ✓

Name und Vorname: KLUMAK Josef ✓

geb. : 10.6.1922 zu : Biedegast

Wohnort: Helmstr. Hermannsgasse 8

Beruf: Bauarbeiter Ref.: _____

Staatsangehörigkeit: Ö.Ö. Stand: ledig

Name der Eltern: Vater: Margareta, Mutter: Antonia Rasse: _____

Wohnort: Helmstr. Hermannsgasse 8

Name der Ehefrau: Katharina Klumak geb. Koh Rasse: _____

Wohnort: Hermannsgasse 8

Kinder: 1 Sohn Alleiniger Ernährer der Familie oder der Eltern: _____

Vorbildung: _____

Militärdienstzeit: _____ von – bis _____

Kriegsdienstzeit: Josef Klumak von – bis _____

Größe: _____ Gestalt: _____ Gesicht: _____ Augen: blau

Nase: 9.2.45 B. Mund: _____ Ohren: _____ Zähne: _____

Haare: _____ Sprache: _____

Ansteckende Krankheit oder Gebrechen: _____

9.2.45 KL.Gr.Rosen-Bi.

Häftlingspersonalbogen von Josef Klumak (Edy), Konzentrationslager Buchenwald

ser Liste erscheint Edy als Nummer 124940. Zum andern ein Häftlingspersonalbogen aus Buchenwald, ebenfalls mit dem Stempel «9.2.45 KL Gr.Rosen Bi». Diese Karteikarte gibt weitere Rätsel auf. Edy füllte auch die Rubriken «Name der Ehefrau» und «Kinder» aus – hatte er Grund zur Annahme, dass Frau und Sohn noch am Leben waren, oder drückte er damit einfach seine Hoffnung aus?

Gross-Rosen ist eines der Lager, die wenig bekannt sind. Dabei gehörte es zu den grössten, es wurde vor allem im letzten Kriegsjahr ausgebaut. Die Distanz zu Auschwitz beträgt etwa 300 Kilometer. Gross-Rosen war ein sehr weitläufiger Komplex mit zahlreichen Aussenlagern. Viele der Häftlinge des Hauptlagers wurden in den Gross-Rosener Steinbrüchen zum Granitabbau eingesetzt. Die Menschen in den Nebenlagern wurden als Arbeitskräfte in der kriegswichtigen Industrie in Niederschlesien gebraucht.

Die Auflösung von Gross-Rosen und seiner Nebenlager wurde ab Januar 1945 geplant, ab dem 8. Februar 1945 wurde es geräumt.⁹³ Dies entspricht dem Karteikarteneintrag von Edy. Als die Rote Armee am 13. Februar Gross-Rosen erreichte, hatte die SS – wie in andern Lagern auch – die Spuren bereits verwischt: Das Lager war geräumt, viele Leichen waren noch schnell verscharrt, die Akten in aller Eile vernichtet worden.

Es gibt verschiedene Schilderungen von Häftlingen, die nach Januar 1945 von Auschwitz ins KZ Gross-Rosen und von dort weiter nach Buchenwald geschickt wurden, zum Beispiel von Thomas Geve (Pseudonym), der diesen Weg als dreizehnjähriger Junge zurückgelegt hatte und erst im Alter seine Erfahrungen preisgab: Er beschreibt die Ankunft der vor Hunger, Durst, Kälte und Erschöpfung halbtoten Menschen im Lager Buchenwald, über dem Tor stand: «Recht oder Unrecht – mein Vaterland!» und «Jedem das Seine!». Nach dem Desinfektionsprozedere folgte ein Aufnahmeverfahren. «Ein Schreiber in Häftlingskleidung», erinnert sich Geve, «schob mir ein Formular zu. ‚Füll es selber aus.‘ Der Fragebogen schien ziemlich veraltet zu sein. Acht Jahre waren vergangen, seit die ersten Häftlinge registriert worden waren. 127157 waren vor mir angekommen, dabei wurden die Häftlinge, die die Nummern der Toten übernommen hatten, nicht gezählt.»⁹⁴

Edy muss etwa zehn Tage nach Geve in Buchenwald angekommen sein. Die Schilderungen der Transporte in völlig überfüllten Güterwagen, mitten im Winter, sind fürchterlich. Viele wurden auch auf sogenannte Todesmärsche geschickt. Wie Edy all dies überlebt hat, ist mir ein Rätsel. Er, der bereits aus Belgien und später aus Gurs von seiner nachlassenden Gesundheit berichtete, von seinem geschwächten Körper. Überlebt haben die arbeitsfähigen Menschen. Aber Edy? – Oder war er ein sogenannter «Funktionshäftling», der gewisse Privilegien hatte, der er es irgendwie geschafft hatte, zu einer leichteren Arbeit eingeteilt zu werden? Welchen Preis hätte er dafür bezahlt? Oder war er einfach unendlich zäh,

hielt ihn die Hoffnung am Leben, das Gefühl der Verantwortung? Und was ist mit ihm in diesen letzten Monaten vor Ende des Krieges passiert – ist er gar erst nach der Befreiung durch die Alliierten gestorben?

Die US-amerikanische Armee erreichte Buchenwald am 11. April 1945. In den Tagen zuvor waren noch annähernd 40'000 Häftlinge auf Todesmärsche geschickt worden. Gleichzeitig war es einer Widerstandsgruppe gelungen, Kontrolle über einen Teil des Konzentrationslagers zu erlangen und Häftlinge vor dem Tode zu bewahren. Doch bis zur bedingungslosen Kapitulation Deutschlands am 7. Mai 1945 sollten noch Zehntausende sterben, und für viele kam auch dann jede Hilfe zu spät.

Und Käthe und Heinz, was war ihr Schicksal? Ich habe zu ihnen keine weiteren Dokumente gefunden. Käthe war am Tag ihrer Verhaftung erst 34 Jahre alt. Vielleicht wurde sie in Auschwitz nicht sofort ermordet, sondern noch zur Arbeit eingeteilt, zum Beispiel im Industriekomplex Buna der I.G.Farben? Und Heinz, der bei der Ankunft in Auschwitz erst zwölf Jahre alt war? Vielleicht flüsterte ihm jemand an der Rampe zu, er solle sein Alter nach oben korrigieren, um einer Arbeitskolonne zugeteilt zu werden?

Rudolf Klumak stirbt in der Infirmerie

Über ein letztes Lagerschicksal möchte ich hier noch berichten, über dasjenige von meinem Grossvater Rudolf Klumak. Er hatte sich im November 1939, wie geschildert, kurz bei seiner Familie in Schaffhausen aufgehalten, konnte dort aber nicht bleiben und flüchtete dann gegen Ende 1939 zu seinem Sohn Edy nach Belgien. Auch er wurde später nach Gurs deportiert. Ob er zusammen mit Edy bei einer der Razzien verhaftet wurde, weiss ich nicht. Dass die beiden gleichzeitig in Gurs waren, schrieb Edy an Alex und die Familie im Dezember 1940: Der Vater befinde sich «in einem anderen ilot in der Infirmerie», es gehe ihm «gottlob ganz gut».

Ob er die Infirmierie in den kommenden Monaten nochmals verlassen konnte, ist nicht bekannt. Im April 1941 kam er ins Krankenlager Récébédou. Récébédou ist ein Quartier in Portet-sur-Garonne, einem Vorort von Toulouse. Das Barackenlager diente anfänglich als Auffanglager für Flüchtlinge aus dem Norden Frankreichs, als der Süden noch nicht besetzt war. Im Februar 1941 wurde es zu einem Spitallager umgewandelt, das Modellcharakter haben sollte. Presse und Hilfsorganisationen wurde Zugang gewährt, es diente der Propaganda. Das Lager war nicht eingezäunt, die Barackenwände waren etwas stabiler als diejenigen in Gurs und den andern Lagern. Doch die Bedingungen verschlechterten sich schnell. Bald schon mangelte es an Medikamenten, an medizinischer Ausrüstung und an ausreichender Ernährung für die Kranken. Hunger, Kälte und Krankheit führten



Jüdischer Friedhof Portet-sur-Garonne (F). Gräber der Häftlinge, die im Krankenlager Récébédou starben (2012)

zu einer hohen Sterblichkeit unter den mehrheitlich älteren Menschen. Diejenigen, die überlebten, wurden später von Portet-sur-Garonne nach Drancy und von dort nach Auschwitz deportiert.

Rudolf Raphael Klumak starb am 28. April 1941 im Krankenlager Récébédou und wurde am 29. April 1941 auf dem Friedhof von Portet-sur-Garonne beigesetzt.

Mein Mann Peter Dolder und ich sind 2012,71 Jahre nach seinem Tod, beim Grab gewesen. «Rudolf Klumack» steht auf dem weissen Grabstein, Klumak mit ck, «1880-1941» – mein Grossvater ist nur sechzigeneinhalb Jahre alt geworden. Ich setzte mich hin und trauerte um die verpasste Bekanntschaft. Soviel ich weiss, war dies der erste Besuch eines Familienmitglieds an seinem Grab. Alex hat den Ort nie erwähnt – wir sind in meiner Kindheit mehrmals mit dem Auto an Toulouse vorbeigefahren, Portet-sur-Garonne wäre am Weg gelegen. Der Ort seines Grabes war spätestens seit den Sechzigerjahren bekannt. Über seinen Tod sowie über den der anderen Familienmitglieder, wurde im Klumakschen Familienkreis – obwohl sonst sehr gesprächsfreudig – wenig gesprochen.

Berta Klumak-Fischer stirbt in der Sammelstelle

Es gibt noch zwei weitere Familienmitglieder, von denen ich kurz berichten möchte. Nie erwähnt wurde Rudolfs Mutter Berta, Alex Grossmutter, die seit dem Tod von Samson Klumak, 1907, verwitwet war. Leider habe ich nie nach ihr gefragt. Sie wird in keinem Brief erwähnt, vielleicht gab es ein Zerwürfnis zwischen ihr und Schwiegertochter Reisel. In den Matrikelbüchern der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG) ist verzeichnet, dass Berta Klumak-Fischer in einem Sammellager an der Malzgasse 7 für kranke Juden und Jüdinnen am 6. Juni 1942, im Alter von 84 Jahren, starb. Auf ihrer Karteikarte, die ich bei der jüdischen Gemeinde Wien erhielt, steht als Todesursache «Myodegeneratio cordis, Apoplexia cerebri und Insuffientia

Name	Klumak		Betti Sara					
Wohnort	2. Malzgasse 7.		Sterbe Ort	alt.				
Geb. tag	6. 9. 1857		Todesursache	Myodegeneratio cordis				
Todes- tag	6. 6. 1942			Apoplexia cerebri				
Beerd. tag	10. 6. 1942			Insufficiencia cordis				
✓ Grabstelle			Begräbniskosten					
	Z. F.	N. F.	Fl.	Beerd. Kl.	Grab Kl.	Vorsch. RM	Zahlung RM	Rückstand RM
Gr.		18A		5	5	~	~	
R.		10						
Nr.		6						

Todesschein vom 6. Juni 1942 für Berta Klumak-Fischer, Wien Malzgasse 7

cordis», also Herzinfarkt, Hirnschlag und Herzinsuffizienz. Sie wurde «ohne Partei» durch das Friedhofsamt beerdigt, Zentralfriedhof Grab 18A, Reihe 19, Nr. 6. Sie erhielt also noch ein eigenes Grab. Aber niemand von der Familie hat sie auf dem letzten Gang begleitet – ich weiss nicht, wo Sohn Simon, der den Krieg überlebte, zu diesem Zeitpunkt war, Sohn Rudolf war bekanntlich schon in Frankreich gestorben, Sohn Josef («Josi Baci») nach Polen deportiert – das Schicksal ihrer übrigen Kinder Bernhard, Johanna und Ernestine ist mir nicht bekannt.

Das Haus an der Malzgasse 7 gehörte der IKG. Vor dem Krieg war dort eine jüdische Schule untergebracht. Auch an der Malzgasse 16, im Haus gegenüber, gab es ein Sammellager. Solche Lager waren nur für einen kurzen Aufenthalt gedacht, die Menschen wurden aus ihren Häusern geholt und ver-

brachten dort ein oder zwei Tage, bevor sie mit Bussen an den Bahnhof gebracht und von dort nach Osten in die Lager deportiert wurden. In der Malzgasse 7 waren während des Krieges aber auch die Bewohnerinnen und Bewohner des jüdischen Altersheimes einquartiert worden, und es ist möglich, dass die alte Berta Klumak als Bewohnerin des Altersheims starb und für keinen Transport mehr vorgesehen war.

Josi Baci fährt nach Nisko

Josef Klumak, der Bruder von Rudolf, war Josi Baci, Onkel Josef, der mit dem Wolfsrachen, vielleicht auch nur mit einer Hasenscharte. Selma hat ihn manchmal erwähnt. Ich habe ihn auf einer Liste von Wiener Juden gefunden, die im Herbst 1939 nach Nisko in die besetzten Gebiete in Polen deportiert wurden. Josef war zu diesem Zeitpunkt 48 Jahre alt. Die Geschichte dieser Deportation von Wiener Juden dokumentiert Andrea Löw, Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte München-Berlin. Sie rekonstruiert dieses unglaubliche Drama anhand von Hilferufen, die die Deportierten an die jüdische Gemeinde Wien und andere Gemeinden schickten.⁹⁵

Zu Beginn des Krieges ging es bei der sogenannten Lösung der Judenfrage darum, die Juden in die Flucht zu zwingen, um eine «territoriale Lösung». Um die Massenemigration zu fördern, wurde von Adolf Eichmann in Wien im August 1938 die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» eingerichtet. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits zwei Drittel der Jüdinnen und Juden aus Österreich geflüchtet. Für die noch Verbliebenen war eines der Projekte die Verschleppung in die besetzten polnischen Gebiete. «Am 10. Oktober 1939», so Löw, «wies SS-Obersturmbannführer Rolf Günther von der Zentralstelle für jüdische Auswanderung Josef Löwenherz, den Leiter der Gemeinde in Wien, an, 1'000 bis 1'200 gesunde jüdische Männer auszuwählen, die in Nisko am San, unweit von Lublin, angesiedelt werden sollten.»⁹⁶

Es sollten gesunde, arbeitsfähige Männer sein, und die JKG hatte sie mit Werkzeug auszurüsten, denn das Lager, das für sie vorgesehen war, musste erst gebaut werden. Die Gemeinde versuchte, Freiwillige zu finden, doch da sich nur wenige meldeten, musste sie die Männer selber auswählen. In zwei Transporten wurden am 20. und 26. Oktober 1939 knapp 1600 Juden aus Wien auf den Weg geschickt. Von der Bahnstation in Nisko aus war es noch ein etwa fünfzig Kilometer langer Fussmarsch bis nach Zarzecze, dem Ort, der für das Lager vorgesehen war. Viele mussten bereits auf diesem Weg ihr Gepäck zurücklassen, sie waren der Kälte und Nässe nach den Strapazen der zweitägigen Zugfahrt nicht gewachsen. Die Deportierten kamen in ein Sumpfgebiet, nichts war für sie eingerichtet, sie waren sich selbst überlassen.

Nach Nisko wurden nicht nur Wiener Juden gebracht, sondern auch Juden aus Mährisch Ostrau, dem sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren, und dem schlesischen Kattowitz. Vor Ort herrschte Chaos. Die SS wählte aus den ankommenden Männern nur wenige aus, die ihnen für den Aufbau des Lagers geeignet schienen, und vertrieb die andern in Richtung sowjetische Grenze. Die entkräfteten Menschen irrten während Tagen in der Gegend umher, viele starben auf diesen Märschen, andere wurden von Wegelagerern ihres letzten Besitzes beraubt. Sie kamen schliesslich in verschiedenen kleineren und grösseren Ortschaften unter, wo sie die jüdische Bevölkerung wohl oder übel aufnehmen musste – doch litt auch diese unter Mangel, unter Hunger und Kälte.

Die Wiener Juden organisierten sich in den Ortschaften und ernannten jeweils einen Vorsitzenden, der die Verhandlungen für alle führte. Diese Vorsitzenden wandten sich schriftlich an die Wiener JKG, schilderten das Elend und baten sie, ihnen die versprochene Hilfe zukommen zu lassen. Viele der Briefe scheinen nicht angekommen zu sein oder nur mit grosser Verspätung. Die Verzweiflung wuchs.

Josi Baci finden wir bei Löw in Dokument No 10.⁹⁷ Es ist ein Brief der jüdischen Gemeinde Lublin vom 9. Januar 1940 an die JKG, indem sie ihr

Unverständnis über mangelnde Hilfe ausdrückt. In Lublin befinden sich fünfzehn Wiener Juden. «Wir erachten es für unsere Pflicht zu bemerken, dass die genannten sich in einer höchst kritischen materiellen Lage befinden», schrieb der Gemeindevorsteher.⁹⁸ Delegierte der Wiener JKG hätten materielle Hilfe versprochen, bisher hätten sie aber nichts erhalten.

Wir wissen nicht, wie oder wo Josef Klumak schliesslich gestorben ist, ob er bereits in Lublin starb, an Krankheit, an Entkräftung, ob er wie viele weiter nach Osten deportiert und dort erschossen wurde oder ob er wie einige der nach Nisko Deportierten in ein Arbeitslager nach Sibirien verschleppt wurde. Ob er noch nach Wien zurückkehrte, um dann von dort aus in den Tod geschickt zu werden. Wir wissen nicht, wie und wo ihn sein Schicksal eingeholt hat. Bei der jüdischen Gemeinde in Wien wird als sein Todesjahr 1940 genannt.

Teil IV

Ankunft

Nach dem Krieg

Normalisierte Emigranten

Der Krieg war endlich überstanden. Wann Alex und Trude realisierten, wie viele ihrer Angehörigen für immer verschwunden waren, weiss ich nicht.

Am Aufenthaltsstatus der beiden hatte sich nichts geändert, sie galten weiterhin als Emigranten. Bis im Frühjahr 1947 arbeitete Alex im Zentralmagazin der Arbeitslager im Zürcher Seefeld. Doch dann erhielt er endlich eine Arbeitserlaubnis und begann, Strickware zu produzieren. So hat er erzählt, dass er und der Kunstmaler Fritz Hug im Brockenhaus eine Strickmaschine erworben und darauf nach eigenen Vorstellungen Pullover gestrickt hätten. Später bedruckten sie weissen Tricot mit bunten Punkten – bedruckter Tricot, das war ihre Erfindung, das gab es noch nicht.

Ab Januar 1949 existierte die Firma «Sweater-Blusen», die unter dem Namen Z. Brodheim-Klumak, also von Alex Schwester Selma (Zelma – ungarische Schreibweise), registriert war. Auf der Visitenkarte steht «Représenté par: Alex. Klumak». Selma hatte – durch ihre Heirat mit Leo Brodheim – die Schweizer Niederlassungsbewilligung, deshalb lautete die Firma auf ihren Namen. Sie erledigte in der Anfangszeit auch die Büroarbeiten. Dieses erste kleine Produktionsatelier richtete Alex in einem Werkstattgebäude im Hof der Spy- ristraße 1 ein. Wie improvisiert die Anfänge der Firma waren, zeigt der Name hinter der Telefonnummer auf der Visitenkarte: «Stutz». Das war nicht etwa eine Sekretärin, vielmehr waren allfällige Telefonanrufe nur über diese Nachbarn möglich.

Der Anfang war schwierig. Wer einen Betrieb gründen will, braucht Kapital – von den Banken konnte Alex, der ausser gutem Willen nichts, nicht mal einen anständigen Aufenthaltsstatus, zu bieten hatte, keine Hilfe erwarten. Er wandte sich an die jüdische Flüchtlingshilfe für ein Darlehen. Diese be-

Sweater-Blusen

Z. Brodheim-Klumak

Zürich 6/44 Spyrstrasse 1

Telephon (051) 28 53 57 (Stutz)

Représenté par: **Alex. Klumak**

«Sweater-Blusen»

schied ihm am 1. Mai 1947, er solle sich an die Jüdische Darlehenskasse wenden. Daraus wurde offenbar nichts, also gab ihm die Flüchtlingshilfe dreihundert Franken mit der Auflage, sie ab Juni in Raten von fünfzig Franken zurückzuzahlen. Im August wurde er gemahnt, weil er noch keine Zahlung geleistet hatte. «Klumak Alexander teilt telefonisch mit, dass es ihm bisher nicht möglich war, seinen Verpflichtungen nachzukommen, da das Geschäft sich sehr langsam anlasse», schreibt die Fürsorgeseekretärin Fräulein Eger in einer Aktennotiz. Zwei Jahre später schuldete er der Flüchtlingshilfe noch immer fast die Hälfte des Darlehens. Diese bestand zwar auf die Rückzahlung, setzte aber auch immer wieder neue Fristen an und gab Alex damit eine Chance. Fräulein Eger war ihm wohlgesinnt, das zeigt auch ihre Anfrage an Alex vom Dezember 1947: «Wir brauchen für einen besonders dicken Schützling einen Pullover, Bundweite 118. Was würde ein solcher oder eine Strickweste kosten, wenn Sie sie anfertigen?» Ob der Schützling seinen grossen Pullover oder eine Weste erhielt, ist leider nicht aktenkundig.

Die Flüchtlinge sollen weiterwandern

Da Alex und Trude nach wie vor nur eine Toleranzbewilligung hatten, war auch die Frage der Weiterwanderung noch nicht vom Tisch. Am 20. September 1947 antwortete die Eidgenössische Fremdenpolizei auf ihre Bitte um Verlängerung der Bewilligung wie folgt:

Wir entsprechen hiermit diesem Antrag, da Sie zurzeit keine Gelegenheit haben, Ihre Weiterwanderung zu verwirklichen. Sie haben Ihre früheren Bemühungen nach Amerika oder Australien zu gelangen, seit einiger Zeit ganz eingestellt. Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass Sie aus Gründen der Überfremdung nicht damit rechnen können, dauernd in unserem Land zu verbleiben, zumal die erleichternden Bestimmungen des Bundesratsbeschlusses vom 7. März 1947 in Ihrem Falle keine Anwendung finden können. Wir sind nicht geneigt, auf unbestimmte Zeit die Realisierung Ihrer Auswanderungspläne abzuwarten und möchten Sie deshalb schon in Ihrem eigenen Interesse ersuchen, alles daran zu setzen, um Möglichkeiten der Weiterreise zu finden. Wir empfehlen Ihnen, an die Emigrationsabteilung des VSJF zu gelangen, die Sie in dieser Frage beraten und unterstützen wird.

Alex hatte sich bereits früher an den VSJF gewandt, der am 1. Dezember 1947 an die Eidgenössische Fremdenpolizei schrieb, Australien habe Alex Klumak auf einen späteren Zeitpunkt vertröstet, und die Chancen für die USA stünden auch nicht gut: «Was USA anbelangt, so hat Herr Klumak dort lediglich einen Grosscousin seiner Frau, welcher in Omaha in ungünstigen finanziellen Verhältnissen lebt.» Deshalb habe man ihm empfohlen, eine Drittperson zu finden, die ihm ein Affidavit ausstellen könne. Gleichzeitig gab der VSJF aber Folgendes zu bedenken:

Es ist natürlich äusserst schwierig, fremde Menschen zu veranlassen, für Unbekannte aus Mitleid Affidavits auszustellen – umso mehr als im Moment, wo es sich nicht um nahe Verwandte handelt, die Affidavits

Verwandte handelt, die Affidavits sehr hoch sein müssen, um vom amerikanischen Konsulat als ausreichend befunden zu werden.

Mittlerweile war ich zur Welt gekommen – ein weiterer Flüchtling. Es scheint mir offensichtlich: Alex und Trude spielten auf Zeit, sie wollten die sichere Schweiz nicht verlassen, schon gar nicht mit einem Baby.

Trude hatte ihre grosse amerikanische Verwandtschaft gegenüber der Fremdenpolizei denn auch fast ganz unterschlagen. Auch Alex hatte seinen Onkel Benno Friedman gegenüber den Behörden nicht erwähnt- dieser bürgte ohnehin bereits für Anny und Camillo, und für eine weitere Bürgschaft genügten seine Mittel nicht. Erhalten ist ein Brief Bennos von September 1946, geschrieben in seiner Sprache zwischen Deutsch und Jiddisch (das später noch mit Amerikanisch versetzt wurde):

Glaub mir dieses mein lieber Alex das kein schöneres kannte far mir nicht geben wie Euch alle neben mir zu haben aber leider ist es ja schwer wegen Afid. Sonst könnte gar nichts fehlen hier den ein jeder Mensch der arbeiten will kann dies.

Der VSJF hatte – in Übereinstimmung mit dem SIG – das «Transitprinzip», also die Weiterwanderung, nie infrage gestellt. Mächler schreibt: «Dies machte [SIG-]Präsident Braunschweig implizit bereits Anfang 1944 deutlich, als er ausschloss, dass die jüdischen Menschenmassen' dort ein Leben aufbauen könnten, ,wo der Zwang oder Zufall sie hingeführt' habe.»⁹⁹ Und schon bald nach dem Krieg begann der VSJF, auf die Flüchtlinge vermehrt wirtschaftlichen und moralischen Druck auszuüben. Am 8. April 1949 wurde denn auch Alex per Einschreiben mitgeteilt, dass er seine Bemühungen für die Ausreise verstärken müsse. Die Begründung lautete:

Auch Personen, die aus dem Emigranten- oder Flüchtlingsstatut entlassen worden sind und eine ordentliche Aufenthaltsbewilligung besitzen, werden kaum eine Arbeitsbewilligung erhalten, sofern arbeitslose Schweizer für ihre Stelle in Frage kommen.

Sollte Alex aber seine Arbeitsbewilligung verlieren, dann müsse er sich wieder von der Flüchtlingshilfe unterstützen lassen, und dies sei ein Zustand, der ihm sicher «unerträglich» sei. Auch könne die Flüchtlingshilfe nur während drei Monaten Unterstützung ausrichten. Der VSJF kommt zum Schluss:

Vor allem aus diesen beiden Gründen halten wir es daher für unsere Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass Sie trotz Ihrer jetzt noch laufenden Arbeitsbewilligung auf die Frage Ihrer Auswanderung alle Ihre Bemühungen konzentrieren sollten. Für den Fall, dass Sie keinerlei Auswanderungsmöglichkeit haben, weisen wir Sie daraufhin, dass Ihnen die Tore Israels offen stehen, das für jeden Juden nicht nur ein zumutbares Auswanderungsland ist, sondern ein lockendes Ziel sein sollte, weil ihm dort glücklicherweise die Möglichkeit geboten ist, beim Aufbau des Landes mitzuhelfen und sich der Volksgemeinschaft sozial einzugliedern.

Ob der Schreibende selber diese Pioniertat auf sich nahm? Alex und Trude jedenfalls stand der Sinn nicht danach, Zürich zu verlassen. Ende Juni 1949 stellte Alex an die kantonale Fremdenpolizei ein Gesuch um Gewährung eines Dauerasyls. Er begründete die Eingabe wie folgt:

Wir haben uns ganz in die schweizerischen Verhältnisse eingelebt. [...] Im Hinblick auf unseren Sohn der hier aufwachsen soll und unsere eigene langjährige Anwesenheit in der Schweiz möchten wir dauernd hier bleiben. [...] Nach Österreich bez. W. Deutschland, möchten wir im Hinblick auf die Ereignisse des Hitlerregimes nicht zurückkehren.

Die Formulierung «Ereignisse des Hitlerregimes» ist sehr diskret. Er hätte auch schreiben können: Eine Rückkehr an den Ort, wo wir vertrieben wurden, wo viele Mitglieder unserer Familie ermordet wurden, kommt auf keinen Fall infrage, wäre eine unerhörte Zumutung.

Die Vormundschaftsbehörde engagierte sich in der Frage der Aufenthaltsbewilligung tatkräftig. Vielleicht hatten Alex und Trude sie um eine Intervention gebeten, vielleicht machte sich Klaus' neuer Vormund, Josef Meier, auch Sorgen um die Zukunft seines Mündels. In einer Aktennotiz vom 12. November 1949 schreibt Meier über ein «Telefon mit Dr. Meier von der Eidg. Fremdenpolizei»:

Dieser berichtet, dass Herr Klumak vor einiger Zeit um Dauer asyl nachge-sucht habe. Die Voraussetzungen hierfür fehlen. Er habe dann bei der Kantonalen Fremdenpolizei in Zürich ein Gesuch um Niederlassung [gestellt], was ebenfalls abgelehnt worden sei. Man habe ihm dort bis Ende Mai 1950 Frist zur Ausreise gesetzt. Man werde diesen Entscheid kaum anfechten können, man könnte lediglich eine gewisse Härte geltend machen und daher die Frist um etwas verlängern. Die Tatsache, dass Herr Klumak mit seiner Frau und seinem ehelichen Kind noch ein voreheliches Kind seiner Frau mit schweizerischer Abstammung bei sich habe, genüge nicht, dass sich wegen diesem Kind 3 Ausländer in der Schweiz aufhalten können. Man habe keine Möglichkeit ihm die Ausübung seines Berufes zu bewilligen, da sich bei unsereins eine gewisse Krise bemerkbar mache. Übrigens sei seine Betätigung in der Scheinfirma Z. Brodheim-Klumak längst beanstandet worden und man habe sie nur geduldet im Hinblick auf die Notlage seiner Familie. Seine Schwester Frau Brodheim sei ja längst ausgewandert.

In Frage käme für ihn offenbar die Auswanderung nach Israel. Dort können aber nur jüdische Angehörige einwandern und falls unser Mündel Klaus Klumak nicht jüdisch getauft sei, würde ihm die Einreise verweigert. Man müsste auch also noch diese Frage abklären.¹⁰⁰

Was der Beamte von der Fremdenpolizei genau mit der jüdischen Taufe meinte, weiss ich nicht, vielleicht war ihm einfach nicht bewusst, dass Klaus nach jüdi-

schem Gesetz als Sohn einer jüdischen Mutter ebenfalls jüdisch war. Am 17. November 1949 lud Vormund Meier Alex zu einer Besprechung ein, da vielleicht auf die «eine oder andere Weise» doch noch etwas getan werden könne.¹⁰¹

Was genau bei dieser Besprechung herauskam, ist nicht aktenkundig, jedenfalls holten sich Alex und Trude auch rechtlichen Rat ein. Dies geht aus einer Aktennotiz vom 22. November 1949 hervor. Meier schreibt da, Dr. Bodmer vom Anwaltsbüro Dr. Rascher sei erschienen und habe sich nach der «Ausweisungsangelegenheit Klumak» erkundigt. In Bodmers Anwesenheit telefonierte Meier nochmals mit der Eidgenössischen Fremdenpolizei, die ihn an die Fremdenpolizei der Stadt Zürich verwies.¹⁰² Am 10. Dezember 1949 schrieb diese an Meier:

Alexander Klumak, der Stiefvater Ihres Mündels, ersuchte im Juni 1949 für sich und seine Familie um Gewährung des Dauerasyls mit der Begründung, er weile schon seit über 10 Jahren in der Schweiz, seine Frau seit über 12 Jahren.

Sein Gesuch um Einwanderung in die USA sei noch hängig und gehe nicht voran. «Die Übersiedlung nach Israel lehnte er ab mit dem Hinweis auf die dortige Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot.»¹⁰³

Meier antwortete am 12. Januar 1950:

Da Klaus Klumak Schweizerbürger ist, würde es mir als Vormund sehr schwer fallen, meine Einwilligung zu dessen Auswanderung in eine ungewisse Zukunft nach Israel zu geben. Andererseits käme es aber auch nicht in Frage, das Kind von seiner Mutter zu trennen, wenn dieser und ihrem Mann die Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz entzogen würde. Es ist mir durchaus klar, dass es für Sie nicht einfach ist wegen diesem kleinen Schweizerkind 3 weiteren erwachsenen Personen Aufenthalt zu gewähren. Ich kann Ihnen lediglich erklären, dass Alexander Klumak von allem Anfang an in vorbildlicher Weise für seinen Stief-

sohn gesorgt hat, während der Schweizer Standesfolgevater seine Pflichten dem Kinde gegenüber äusserst nachlässig und nur unter ständigem Druck erfüllt. Familie Klumak lebt wohl in äusserst bescheidenen Verhältnissen, hat aber ein sehr gutes Familienleben und eine Ausweisung müsste zur Vernichtung dieser glücklichen Familiengemeinschaft führen.¹⁰⁴

Meiers grosser Einsatz für die Familie führte immerhin zu einem weiteren Aufschub. Seine arg gewundene Begründung erschien der Eidgenössischen Fremdenpolizei offenbar so einleuchtend, dass sie diese in ihren eigenen Bescheid aufnahm. Am 22. Februar 1950 wurde Alex mitgeteilt, dass man mit der kantonalen Fremdenpolizei insofern einig gehe, als dass er keine Niederlassungsbewilligung erhalten könne. Doch:

Wenn Sie nicht den Schweizerbürger Klaus Klumak, geboren 1941, von Stadel Kanton Zürich, in vorbildlicher Weise in Ihre Familie aufgenommen hätten, könnte man Ihnen schon heute ohne weiteres zumuten, zusammen mit Ihrer übrigen Familie entweder Ihre Auswanderung nach den USA vorzubereiten, oder aber sofort nach Israel auszuwandern. Mit Rücksicht auf dieses Kind, welches wir heute weder von Ihnen und Ihrer Familie trennen, noch indirekt zu einer Auswanderung aus seiner Heimat zwingen möchten, entbinden wir Sie vorläufig von der Ihnen seit Jahren auferlegten Verpflichtung, in erster Linie Ihre Auswanderung vorzubereiten. Wir haben gleichzeitig einem Antrag der Fremdenpolizei des Kantons Zürich zugestimmt, wonach Sie vorläufig bis Ende 1950 Aufenthaltsbewilligung erhalten und sich als Geschäftsführer der Firma Zelma Brodheim-Klumak in Zürich betätigen können. Wir möchten Sie aber schon in Ihrem eigenen Interesse bitten, Ihre spätere Ausreise im Auge zu behalten und sich ja nicht darauf zu verlassen, nun ohne weiteres dauernd in der Schweiz bleiben zu können. Die Vorbereitung der

Auswanderung nach den USA, wohin Sie Ihren Pflegesohn Klaus Klumak später eventuell begleiten möchte, erfordert ohnehin einige Jahre: die Ausreise nach Israel dürfte Ihnen aber jederzeit möglich sein. Wir sind überzeugt, mit dieser Lösung den persönlichen und familiären Verhältnissen so weit als möglich Rechnung getragen zu haben.

Es ist ein skurriles Schreiben, das vieles offenlässt – vor allem die Feststellung, dass die Vorbereitung der Auswanderung in die USA einige Jahre beanspruchen konnte, war ein Hinweis, dass sie sich Zeit lassen konnten. Die vorläufige Aufenthaltsbewilligung wurde zwar weiterhin nur um Monate bis Ende Jahr verlängert, doch schien eine weitere Erstreckung möglich.

Wie genau Alex und Trude dann nochmals eine Verlängerung erwirken konnten, weiss ich nicht, dazu habe ich in den Akten nichts gefunden. Vielleicht bedrängte sie die Fremdenpolizei über diesen Zeitraum hinaus nicht mehr mit der Ausreise, da sich zu Beginn der Fünfzigerjahre eine Änderung der Flüchtlingspolitik abzuzeichnen begann. Die Zahl der Flüchtlinge war auch nicht mehr so gross: In einer Aktennotiz des EJPD¹⁰⁵ vom 3. Februar 1950 zu einer Besprechung bezüglich «Neuorientierung der Flüchtlingspraxis» wurden insgesamt noch 14553 Flüchtlinge aufgeführt, dazu gehörten: «Internierte»; «unter Ausreisepflicht stehende ‚Emigranten‘»; «normalisierte Flüchtlinge (inkl. Dauer asyl), die heute eine ordentliche Bewilligung besitzen»; «‚normalisierte‘ Emigranten», «neue Flüchtlinge» sowie «alte russische Flüchtlinge».

Ich gehe davon aus, dass Alex, Trude und ich zur Kategorie der «normalisierten» Emigranten gehörten, deren Zahl mit 3688 angegeben war. In der Aktennotiz wurde schliesslich die zentrale Frage gestellt, ob der Grundsatz, dass die Schweiz für die Mehrzahl der Flüchtlinge nur Transitland sei, aufgegeben werden solle. Dafür spreche, dass die Bemühungen um Weiter-

wanderung nur mehr geringen Erfolg hätten. Und lasse man die Flüchtlinge nicht arbeiten, so sei das für diese eine moralische und für die Öffentlichkeit eine finanzielle Belastung.

Alex und Trude müssen gemerkt oder inoffiziell auch gehört haben, dass sich die Frage der Weiterwanderung aussitzen liess. Sie hatten in den letzten vier Jahren begonnen, sich eine Existenz aufzubauen, und fielen niemandem mehr zur Last. Im April 1951 wurde ihnen (oder uns als Familie) dann tatsächlich die Niederlassung erteilt – aufgrund einer Sonderaktion für Flüchtlinge und Emigranten. So konnte Alex der Emigrationsabteilung der jüdischen Flüchtlingshilfe und der amerikanisch-jüdischen Flüchtlingsorganisation HI AS (Hebrew Immigrant Aid Society) am 10. November 1951 Folgendes berichten:

Seit April diesen Jahres habe ich die Niederlassungsbewilligung in der Schweiz und habe mich gleichzeitig selbständig etabliert, so dass mir an einer Ausreise nicht gelegen ist.

Wollen Sie dies bitte zur Kenntnis nehmen und auch dem Amerikanischen Konsulat mitteilen. Indem ich Ihnen für Ihre bisherigen Bemühungen bestens danke, grüsse ich Sie freundlich.

Aus diesen Zeilen spricht Selbstbewusstsein und Stolz. Wie ernsthaft meine Eltern je eine Weiterwanderung in die USA oder nach Australien in Erwägung gezogen hatten, weiss ich nicht. Von dieser Möglichkeit haben sie nie gesprochen. Und Israel, vorher Palästina? Ich denke, dass die beiden sich auch damit nie konkret auseinandergesetzt hatten. Zürich war der Ort, für den sie sich entschieden hatten, hier wollten sie bleiben. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie dies auch nur ein einziges Mal infrage gestellt hätten.

Wohin nach dem Krieg?

Als sich 1942 10'000 bis 12'000 Flüchtlinge in der Schweiz befanden, hiess es, mehr könne man nicht aufnehmen, das Boot sei voll. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verblieben in der Schweiz insgesamt etwa 115'000 Kriegsflüchtlinge.¹⁰⁶ Die Schweizer Regierung hatte offenbar irgendwann einsehen müssen, dass das Boot auch mit der zehnfachen Zahl an Flüchtlingen nicht kenterte. Aber auch 115'000 Flüchtlinge waren keine grosse Zahl, angesichts des unglaublichen Nachkriegselends in Europa. In die Schweiz waren Flüchtlinge vor dem Nazismus oder dem Faschismus gelangt, Soldaten, die aus dem Kriegsdienst geflüchtet waren, Vertriebene und Überlebende aus den Konzentrationslagern, Kinder, die das Schweizerische Rote Kreuz im Rahmen der Kinderhilfe in die Schweiz geholt hatte. Es gab auch Nazis, die sich gegen Ende des Krieges vor den Alliierten in Sicherheit bringen wollten. Wie viele es genau waren, aus welchem Grund und aus welchem Land sie in die Schweiz geflüchtet waren, ist heute schwierig festzustellen – zum Ende des Krieges gab es so viel Bewegung in dieser zerstörten Welt.

Viele der etwa 26'000 jüdischen Flüchtlinge (offiziell: Emigranten und Flüchtlinge), die sich Anfang 1945 in der Schweiz aufhielten, fühlten sich bezüglich ihres weiteren Weges nicht nur von den Behörden bevormundet, sondern auch von den Hilfswerken und den jüdischen Organisationen. Sie wollten aktiv bei der Planung ihrer Zukunft mitwirken. Die Frage der Selbstbestimmung wurde immer akuter, und sie begannen, sich in verschiedenen Initiativausschüssen zu organisieren (in Städten wie Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Genf, aber auch in verschiedenen Lagern).¹⁰⁷

Ende Februar 1945 wurde in Montreux eine «Tagung über Rück- und Weiterwanderungsfragen» einberufen. Sie war vom International Migration Service initiiert worden und wurde von der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlinge SZF und verschiedenen Hilfswerken organisiert. Seitens der Behörden waren drei Vertreter der Fremdenpolizei anwesend.¹⁰⁸ Auch Vertreter der Initiativausschüsse wurden eingeladen, allerdings be-

stimmte die SZF die Teilnehmer. Auffällig am Programm der Konferenz ist, dass die Schwerpunktreferate von namentlich genannten Behörden- und Hilfswerksvertretern gehalten wurden, während für die Vertretung der Flüchtlinge nur Kurzreferate eingeplant waren.

Die Konferenz von Montreux fasste dennoch Beschlüsse, die von den Flüchtlingen begrüsst wurden: So sollten für die Rück- und Weiterwanderung keine Massenslösungen getroffen und es sollte weder Druck noch Zwang ausgeübt werden. Auch wurde erklärt, es dürfe keine «zeitliche Überstürzung der Rück- und Weiterwanderung» geben.¹⁰⁹ Ein Telegramm mit den Resolutionen wurde an Bundesrat von Steiger geschickt, der zwar seine Zustimmung zu den Beschlüssen ausdrückte, das Mitspracherecht jedoch trotzdem untergrub: Die Initiativausschüsse sollten aufgelöst und die ganze Verantwortung der SZF übergeben werden. Jacques Picard, der in *Die Schweiz und die Juden* die Konferenz von Montreux ausführlich behandelt, schreibt, dass das *Israelitische Wochenblatt* «mit seiner Enttäuschung über dieses Umbiegen des Mitspracherechts» nicht zurückgehalten habe. «Auch die jiddisch erscheinende Flüchtlingszeitschrift *Der Beginen* war von den politischen Abstrichen enttäuscht, doch wertete man Montreux insgesamt als einen ‚Gewinn‘ für die Flüchtlinge. Beide Blätter sahen als einzige doch wichtige Frucht der Konferenz, dass nun wenigstens eine polizeiliche Verfrachtung der Flüchtlinge in neue Lager im Ausland‘ nicht mehr möglich sein würde. [...] Kritisch vermerkt wurde in Kommentaren der jüdischen Presse auch, dass der SIG und VSJF in Montreux überhaupt kein Profil gezeigt hätten.»¹¹⁰

Die grosse Frage, die sich nach dem Krieg stellte, war, wohin: Eine Rückkehr nach Deutschland, Österreich oder in die osteuropäischen Länder kam für die Mehrzahl der Flüchtlinge aus emotionalen Gründen überhaupt nicht infrage. In den meisten europäischen Ländern war der Juden- und Fremdenhass nach dem Krieg weiterhin virulent. Auch der Jüdische Weltkongress war strikt gegen eine Rückkehr von Jüdinnen und Juden nach

Deutschland und erklärte, dass es zwischen Deutschland und den Juden keine Verbindung mehr gebe.

Welche Möglichkeiten standen überhaupt offen? Die USA verhängten strikte Quoten für Einwanderungen ins eigene Land und propagierten die Auswanderung nach Palästina. Doch auch das war nicht einfach: Grossbritannien als Mandatsmacht hatte die Zahl für jüdische Einwanderungen nach Palästina bereits 1939 auf jährlich 15'000 beschränkt und hielt auch nach dem Krieg daran fest. Australien und die Staaten Süd- und Mittelamerikas betrieben ebenfalls eine restriktive Einwanderungspolitik. Die Flüchtlinge waren also zum einen dem Druck ausgesetzt, die Schweiz möglichst bald zu verlassen, während zum anderen die meisten Staaten strikte Visumsbeschränkungen hatten und sich keineswegs darum rissen, die Mittellosen aufzunehmen.

Das Arbeitsverbot für Flüchtlinge galt auch nach dem Krieg weiterhin, den einheimischen Arbeitskräften sollte keine Konkurrenz erwachsen. Ausnahmegewilligungen gab es vor allem in Landwirtschaft, Melioration, Hauswirtschaft und Hotellerie. Etwa die Hälfte der Flüchtlinge war so erwerbstätig.¹¹¹ Viele Flüchtlinge, wie Alex und Trude, lebten mittlerweile schon zehn Jahre und länger in der Schweiz, ihr Status war über sogenannte Toleranzbewilligungen geregelt, die Frage einer ordentlichen Niederlassungsbewilligung liess sich aber nicht mehr endlos hinausschieben. Ein Bundesratsbeschluss vom 7. März 1947 erweiterte den Spielraum etwas: Fortan konnte – wenn Alter, Gesundheit oder besondere Umstände dies erforderten – auch ein sogenanntes Dauer asyl gewährt werden. Weiterhin hatten Flüchtlinge aber alles zu unternehmen, um die Schweiz zu verlassen. Auch Ausweisungen waren immer noch möglich, die Kantone wurden aber verpflichtet, Leute aufzunehmen, denen die Weiterreise nicht zugemutet werden konnte. Der Bundesrat ging davon aus, dass 2'000 bis 3'000 Flüchtlinge schliesslich hier bleiben würden und dass auch der Faktor Zeit zur Normalisierung beitragen würde. Bis 1950 hatten gerade einmal 1'345

Flüchtlinge Dauer asyl erhalten, 87 davon waren mittlerweile ausgewandert oder verstorben.¹¹² In einer Botschaft des Bundesrates vom 15. Dezember 1950 wurde festgestellt, dass einzelne Kantone im Einverständnis mit den Bundesbehörden von den Flüchtlingen nicht mehr zwingend die Ausreise erwarteten. Daher sei nun der Augenblick gekommen, «wo ein weiterer Schritt getan werden müsse, der dazu führe, die Flüchtlinge aus der Vorkriegs- und Kriegszeit, sofern sie sich korrekt verhalten, von der Verpflichtung zur Weiterwanderung zu befreien.»¹¹³

Es waren diese kleinen Spielräume, die Alex und Trude für sich nutzten, die ihnen die Zuversicht gaben, dass sie schliesslich doch in der Schweiz bleiben könnten, wo Alex bereits im Begriff war, sich eine gesicherte Existenz aufzubauen. Sie hatten sich «korrekt verhalten», und sie konnten besondere Umstände geltend machen, durch die Existenz des kleinen Schweizerbürgers Klaus.

Sibylle, das Nachkriegsglück, und Klaus, der Schwierige

Ich war, so wurde mir immer wieder erzählt, ein Wunschkind. Alex und Trude blickten meiner Geburt denn auch voll Freude entgegen. Trude hat später jeweils gesagt, die Schwangerschaft sei eine der glücklichsten Zeiten ihres Lebens gewesen – wohl auch, weil die Umstände so viel einfacher waren als während ihrer Schwangerschaft mit Klaus.

Mir wurde von der ganzen Familie ein warmer Empfang bereitet, von meiner Oma Reisel, von Tante Anna und ihrem Mann Camillo und von Tante Selma. Ich war das erste Kind, das nach dem Krieg in die Familie geboren wurde – und blieb in meiner Generation für unseren Zweig der Familie Klumak auch das letzte. Reisel hatte von ihren fünf Kindern nur drei Nachkommen: 1938, also neun Jahre vor mir, war in Palästina ihre Enkeltochter Adina zur Welt gekommen, Enkelsohn Heinz war, wie berichtet, im Krieg ermordet worden.



Familie Klumak 1948: Reisel, Alex mit Klaus, Anny, ihr Mann Camillo, Trude mit Baby Sibylle

Diese ersten sechs Jahre meines Lebens waren wirklich glückliche Jahre. Ich hatte liebende Eltern, ein warmes Heim, einen starken grossen Bruder, den ich bewunderte, und Nachbarskinder, die meine Freunde waren. Die Welt war mir gut gesinnt. Die Schatten der Vergangenheit, die hinter unserem Familienglück lauerten, nahm ich nicht bewusst wahr.

Klaus, der fast sieben Jahre älter war als ich, lebte in einer ganz anderen Welt und hatte von Beginn weg ganz andere Sorgen. Er hatte nach meiner Geburt richtig erkannt, dass ich für ihn keine wirkliche Spielkameradin sein

konnte. Vielleicht hatte er schon damals begriffen, wie unterschiedlich unser Start ins Leben war.

Ob mein Bruder seine ersten schwierigen Lebensjahre in bewusster Erinnerung hatte? Noch vor Beginn der Primarschule erhielt er den Namen Klumak. Im April 1948 schrieb der Amtsvormund Meier an die Kreisschulpflege Waidberg nach der Schulzuteilung ins Huttenschulhaus:

Klaus S. befindet sich im Haushalt seiner Mutter und seines Stiefvaters. Er betrachtet seinen Stiefvater als seinen leiblichen Vater und wird von diesem auch wie ein eigenes Kind aufgezogen. Ich werde dieser Tage beim Regierungsrat des Kantons Zürich ein Namensänderungsgesuch einreichen und bitte Sie, Klaus jetzt schon mit seinem künftigen Namen ‚Klumak‘ bei seinem Lehrer Herrn Jakob Hess anzumelden.

Ich bitte Sie, Herrn Klumak eine neue Karte mit dem abgeänderten Namen zukommen zu lassen und Herrn Hess über die Angelegenheit aufzuklären.¹¹⁴

Die Kreisschulpflege teilte umgehend ihr Einverständnis mit, und der biologische Vater Walter S. unterschrieb eine von der Vormundschaft aufgesetzte Erklärung, dass auch er dem Vorgehen zustimme. Im Dezember 1948 stellte Amtsvormund Meier dann ein Gesuch um Namensänderung an den Regierungsrat:

Zur Begründung gestatte ich mir folgendes anzuführen: Das Kind befindet sich seit 1. September 1943 bei seiner Mutter Frau Gertrud Klumak-Waldo. Klaus betrachtet seinen Stiefvater als seinen leiblichen Vater und wird von diesem auch wie ein eigenes Kind aufgezogen. Sowohl die Mutter des Knaben, als auch dessen Stiefvater lassen ihm eine in jeder Beziehung einwandfreie Pflege und Erziehung zuteilwerden. Sandor [= Alexander, sein ungarischer Geburtsname] Klumak hat als Zuschneider ein ausreichendes Auskommen. Die Eheleute Klumak-Waldo leben in sehr guter, harmonischer Ehe. Da sie ein eigenes eheli-

ches Kind haben, kommt eine Adoption von Klaus durch seinen Stiefvater nicht in Frage. [...] Die Namensänderung liegt im Interesse des Kindes. Es weiss von seiner Abstammung nichts und müsste mit seelischen Störungen gerechnet werden, wenn das Kind in und ausserhalb der Schule mit seinem angestammten Namen angesprochen würde.

Doch ganz einfach ging die Namensänderung nicht vonstatten. Dies ist einem Schreiben von Amtsvormund Meier an die Direktion des Innern des Kantons Zürich vom März 1949 zu entnehmen:

Wie Sie mir telefonisch mitteilten wurden im Regierungsrat wegen des ausländisch klingenden Namens «Klumak» Bedenken zur Frage der Namensänderung meines ob genannten Mündels geäussert. Ich verstehe durchaus, dass man nach Möglichkeit von derartigen Namensänderungen Umgang nehmen möchte.¹¹⁵

Meier schreibt weiter, dass Klaus von seiner Herkunft nichts wisse und auch noch zu jung sei, um darüber aufgeklärt zu werden. Auch würde sich der Knabe als nicht zur Familie gehörig empfinden, wenn er einen anderen Namen als die Eltern und das Schwesterchen hätte. Und er fügt an: «Ganz nebenbei möchte ich noch bemerken, dass die Familie Klumak ernstlich daran denkt, bei Gelegenheit auszuwandern.»

Im März 1949 gab der Regierungsrat dem Gesuch um Namensänderung statt.¹¹⁶ Unklar ist auf den ersten Blick das Argument, dass eine Adoption nicht möglich gewesen wäre, da mittlerweile ein leibliches Kind zur Familie gehöre. Es wäre ja nicht um die Adoption irgendeines Kindes gegangen, sondern um den Sohn der Ehefrau. Ich glaube, der Grund lag darin, dass Klaus durch die Adoption das Schweizer Bürgerrecht verloren hätte. Möglich, dass Vormund Meier ihn davor schützen wollte.

Etwas seltsam – vielleicht aber auch taktisch geschickt – ist Meiers Nebenbemerkung, dass die Familie Klumak an Auswanderung denke. Ver-

mutlich meint er damit, dass in einem Land wie Israel ein jüdischer Name nicht mehr stigmatisierend wäre. Diese Hinnahme des Antisemitismus war damals noch salonfähig, heute würde sich ein Staatsvertreter vor einer solchen Bemerkung hüten.

Auch Trude schien diesen Antisemitismus akzeptiert oder als normal verinnerlicht zu haben. In einem Inspektionsbericht für die Fürsorgebehörde schreibt Fräulein Bosshard im September 1953 (Klaus ist jetzt zwölf Jahre alt):

Klaus besucht nun die 6. Klasse, er sei ein sehr guter Schüler und auch musikalisch recht begabt. Er habe einmal erklärt, er möchte Lehrer werden, sie [Trude] sei aber nicht dafür, sie glaube, dass ein jüdischer Lehrer schwer eine Anstellung finden würde, und auch der Lehrer von Klaus habe sie in diesem Argument unterstützt.

Aus demselben Inspektionsbericht geht hervor, dass es Klaus nach wie vor nicht ganz einfach mit sich und der Welt hatte:

Sie [Trude] selbst habe mit Klaus einige Schwierigkeiten weil sie beide die gleiche nervöse Konstitution hätten. Sie habe ihn vielleicht als den ersten auch zu kompliziert, zu sehr nach allen Regeln der Kunst statt einfach ganz natürlich erzogen und zur Zeit habe man oft Spannungen, ihr wolle der Bub viel weniger ertragen, dafür gehorche er ihrem Mann aufs Wort, da dieser so ruhig sei, wirke er sehr besänftigend.

Ich kann mich auch gut erinnern, dass Klaus im Primarschulalter oft Wutanfälle hatte. In der Pubertät brüllte er dann in seinen Ablösungskämpfen von den Eltern mehr als einmal, dies oder jenes sei nur so oder dürfe er nur nicht, weil er nicht Alex leiblicher Sohn sei. Klaus hatte es als Kind mit sich und der Welt nicht immer leicht.

Schon früh merkte ich, dass ich es im Alltag einfacher hatte als Klaus – doch das Gefühl, zu einem besseren Zeitpunkt auf die Welt gekommen zu sein als mein von mir so bewunderter und geliebter grosser Bruder, war

mehr Bürde denn Privileg. Für mich war er immer voll und ganz mein Bruder. Dass sein leiblicher Vater Walter S. hiess, wusste ich, solange ich mich erinnern kann.

Walter S., der unterhaltspflichtige Kindsvater

Wie dramatisch für Walter S. die Folgen der Anerkennung seiner Vaterschaft zeitweise waren, habe ich erst durch das Studium der Vormundschaftsakten erfahren.

Als Sohn von Walter S. war Klaus zum Schweizer Staatsbürger geworden. Trude wurde durch diese Anerkennung wohl vor der Ausschaffung nach Deutschland bewahrt. Es brauchte allerdings einigen Druck seitens der Amtsvormundschaft und von Rechtsanwalt Rascher. Wie dem auch sei, er hatte sich zu diesem Schritt durchringen können, obwohl die Liebe offenbar längst erloschen war.

Es bedeutete für ihn, dass er für die nächsten zwanzig Jahre Alimente für Klaus bezahlen musste. Das brachte ihn in eine schwierige Situation: Er war als Student finanziell von der Unterstützung seiner Eltern in der Ostschweiz abhängig, hatte diesen aber die Vaterschaft verschwiegen. Weshalb wohl? Weil er sich schämte? Weil er ein lediges Fräulein zur Mutter gemacht hatte? Ein jüdisches Fräulein, das er nicht mehr liebte und das er nicht heiraten wollte? Hatte er Angst, dass ihm seine Eltern die finanzielle Unterstützung entziehen würden?

Beim Studium der Vormundschaftsakten entsteht das Bild eines Menschen, der immer Ausflüchte suchte, der sich den Tatsachen nie stellen konnte. Doch kann ich mir vorstellen, dass in der Familie S. die Geschichte dieser Vaterschaft anders erzählt wird. Dies ist das Bild, das mir die Akten der Amtsvormundschaft vermittelt haben.

In den Rechenschaftsberichten an den Bezirksrat ab Juni 1941 schreibt Amtsvormund Ernst Muntwyler, der Student Walter S. müsse unzählige Male gemahnt werden, bis endlich wieder eine Unterhaltszahlung eintreffe. Fünfzig Franken musste er monatlich an die Unterhaltskosten leisten, ein

hoher Betrag für den Studenten –dies geht aus einer Aktennotiz der Amtsvormundschaft vom 23. Juni 1943 hervor:

W.S. habe seine Doktorarbeit fertig, die Zahlentheorie, hoffe bis im Herbst die Prüfung ablegen und dann die Zahlung für Klausur wieder leisten zu können. Werde von den Angehörigen mit Fr. 130 unterstützt, die Mitteilung an die Eltern wäre eine Katastrophe.

Will versuchen, irgendwo Geld zu erhalten. Am 26.6. hat er mitgeteilt, er habe Hoffnung, grösseren Betrag zu erhalten. Keine Beziehung zum Kind, Anerkennung ist aber i. O.¹¹⁷

Der «grössere Betrag» kommt in verschiedenen Notizen vor – es handelt sich um ein Darlehen von einem Bekannten, also um eine weitere Schuldverpflichtung, die er nicht erfüllen kann. Der Amtsvormund droht, hat Verständnis, droht, Walter S. verspricht auch noch Ende 1945, dass seine Doktorarbeit bald fertig sein werde, dass er dann eine Stelle als Mathematiklehrer finden werde, bittet um Geduld, seine betagten Eltern sollten nur ja nichts erfahren. Die Amtsvormundschaft macht mit ihm Zahlungsvereinbarungen, an die er sich dann doch nicht hält, nicht halten kann.

Ende Dezember 1945 lädt ihn Amtsvormund Josef Meier, der Nachfolger von Ernst Muntwyler, per Expressbrief vor. S. erscheint nicht; die nächste Aufforderung erfolgt per eingeschriebenen Brief, doch S. holt ihn nicht ab. Im Brief steht, der Amtsvormund werde, wenn er sich nicht sofort melde, Massnahmen ergreifen, an denen er «keine Freude» haben werde (Brief vom 3. Januar 1946).¹¹⁸

Und tatsächlich: In einer ausführlichen Aktennotiz vom 18. Januar 1946¹¹⁹ berichtet Meier von einem Besuch beim Vater von Walter in der Ostschweiz – ein echtes, helvetisches Drama. Der Amtsvormund wird von Herrn Emil S., einem pensionierten Beamten, und der Tochter empfangen:

Mit grosser Sorgfalt habe ich die Beiden über die Vaterschaftsangelegenheit ihres Sohnes und Bruders Walter aufgeklärt. Das Erstaunen des

Vaters war gross und ebenso die Dankbarkeit dafür, dass ich die Angelegenheit nicht dem Fürsorgeamt überwiesen, sondern persönlich Führung mit ihnen genommen habe.

Walter habe der Familie schon über Fr. 20'000.- gekostet. Hätte Vater S. das vorausgesehen, würde er niemals in das Studium eingewilligt haben. Aber nachdem er «A» gesagt habe, musste er «das ganze Alphabet» durchkosten, immer in der Hoffnung, dass der Sohn eines Tages mit dem Doktorhut heim komme [...]. Nachdem auch ich «A» gesagt hatte, sagte ich nun auch «B» und erzählte den Beiden die ganze Leidensgeschichte dieser Vaterschaftsangelegenheit anhand der mitgenommenen Akten. Hr. S. glaubt, dass sie vorläufig Frau S. darüber nicht aufklären könnten, da sich diese entsetzlich aufregen würde, was ihrer Gesundheit sicher nicht zuträglich wäre.

Meier teilt den beiden nun mit, dass Walter S. der Amtsvormundschaft fast 1'200 Franken schuldet, und setzt zusätzlich noch etwas moralischen Druck auf:

Dass wir ausserdem aus unserem Unterstützungskonto über Fr. 1'000.- Kostgeld an die Kindsmutter bezahlte hätten, habe ich Hr. S. ebenfalls berichtet. Dieser Betrag stelle geradezu ein Geschenk der Stadt Zürich an Walter S. dar. Wegen einer event. Rückforderung könne man später wieder reden. Vater S. erklärte, er sei auf seine Pension angewiesen und es falle ihm schwer, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen. Trotzdem werde er das tun, denn das seien Ehrensulden, und er werde es auch tun, damit nicht die hiesigen Behörden von der Sache etwas erfahren, denn das wäre ihm sehr peinlich.

Es wird vereinbart: dass Vater S. Ende Januar 1946 der Kasse der Amtsvormundschaft Fr. 1'181.70 einzahlen werde und er werde auch künftig dafür sorgen, dass die laufenden Alimente bezahlt würden. Hr. S. ist ein ehrwürdiger alter Herr, der sein Wort sicher halten wird. Auch

die Tochter macht sehr guten Eindruck. Sie erklärte im Laufe des Gesprächs, dass sie gar nicht sagen dürfe, was sie Walter im Laufe der Jahre schon zugesteckt habe.

Walter wird wohl umgehend nach Hause beordert worden sein – das Gespräch zwischen Vater und Sohn können wir uns nur ausmalen, ein Donnerwetter, nehme ich an.

Am 29. Januar 1946 bestätigt Emil S., dass er den Betrag überwiesen habe. In diesem Antwortschreiben nimmt er etwas auf, das auch später immer wieder vorkommt: nämlich die Hoffnung, dass Familie Klumak die Schweiz bald wieder verlassen könnte und die «Ehrenschulden» damit erlöschen würden. Emil S. schreibt:

Im übrigen wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie beim Wegzug von Frau Klumak diese veranlassen könnten, wenn Sie das Kind mitnehmen will, auf das Kostgeld zu verzichten, damit wir dieser Last enthoben wären.

Amtsvormund Meier antwortet Emil S. am 8. Februar 1946:

Bei dieser Gelegenheit kann ich Ihnen noch mitteilen, dass Frau Klumak mir gegenüber erklärt hat, dass sie nach ihrem Wegzug aus der Schweiz auf die laufenden Alimente verzichten werde. Auch Frau Klumak dankt Ihnen für Ihr verständnisvolles Entgegenkommen und lässt Sie freundlich grüssen.¹²⁰

1948 beendete Walter S. sein Studium – ohne Dokortitel. Er war jetzt Primarlehrer. Mit den Alimentenzahlungen war er im Rückstand, und so wandte sich die Amtsvormundschaft wieder an den Vater. Emil S. antwortete, er habe sich sofort mit dem Sohn in Verbindung gesetzt, und bat um einige Tage Geduld. Im N.B. kam er nochmals auf die Frage des Wegzuges zurück, und ob Frau Klumak dann auf die Alimente verzichten werde: «Ich frage Sie daher höfl. an, ob Aussicht besteht, dass Frau Klumak aus der Schweiz wegziehen wird? Für eine diesbezügliche Auskunft bestens dankend, Obiger.»¹²¹

Ob «Obiger» damit sagen wollte, dass die Amtsvormundschaft auf eine Ausweisung der Familie Klumak hinarbeiten könnte? Das ist natürlich eine Unterstellung meinerseits, mehr nicht.

Mittlerweile hatten sich die Umstände von Walter S. verändert und in Bezug auf Klaus kompliziert: Er hatte geheiratet und wohnte in einem Haus, das seit 1946 dem Vater seiner Frau gehörte. Von der Heirat erfahren wir aus einer Aktennotiz von Amtsvormund Joseph Meier vom 6. Juni 1950:

Kv. S. erscheint und berichtet, dass er sich am 1. April 1950 verheiratet habe. [...] Seine Frau wisse von der Sache noch nichts, er habe aber die Absicht, sie demnächst darüber zu orientieren.¹²²

Weiter erfahren wir, dass er seinen Alimentenverpflichtungen wieder nicht nachkommen konnte: Er habe durch Heirat und Umzug grosse Kosten gehabt. Meier machte mit ihm eine neue Schuldanererkennung und Vereinbarung, er konnte wieder nicht zahlen, wurde mehrmals gemahnt.

Am 20. August 1951 kommt es zum grossen Showdown, wie wir aus einer Aktennotiz erfahren: Frau S. hat bei der Amtsvormundschaft angerufen, weil sie eine Pfändungsanzeige erhalten hat. Sie möchte wissen, was für Schulden ihr Mann habe.

Sie wusste von der Existenz des a.e. [ausserehelichen] Kindes nichts und ist natürlich entsprechend überrascht. Sie stellt sich jedoch sehr vernünftig zur Sache ein und erklärt, es sei selbstverständlich, dass ihr Mann die Alimente regelmässig bezahlen müsse. Sie will die Angelegenheit über Mittag mit ihm besprechen.¹²³

Am Nachmittag ruft sie nochmals an und teilt mit, dass sie die Schuld begleichen werde.

Viel bleibt dem nicht beizufügen, der Appetit wird ihnen wohl für dieses Mittagessen vergangen sein – vielleicht war Walter S. auch irgendwie

erleichtert, dass die Bombe endlich hochgegangen war, so stelle ich mir das zumindest vor.

Auch in den folgenden Jahren musste Walter S. immer mal wieder zu den Zahlungen gemahnt werden. Wie die Geschichte genau weiterging, ist nicht mehr im Detail aktenkundig. Die letzte Notiz bezüglich der Zahlungsleistungen datiert vom 30. September 1953.¹²⁴ Darin steht, dass die elterliche Gewalt an die Mutter von Klaus Klumak (wie er jetzt hiess) übertragen worden sei. Klaus war mittlerweile zwölf Jahre alt und stand vor dem Eintritt ins Gymnasium. Walter S. sollte noch acht Jahre lang Alimente für ihn bezahlen.

Am 7. Februar 1961 wurde Klaus zwanzig Jahre alt und war damit volljährig. Auf ihn warteten auf zwei Sparheften achttausend Franken. Es waren die Alimentezahlungen, Walter S. war seinen Verpflichtungen nachgekommen. Trude und Alex haben das Geld nicht angerührt.

Der Weg zur formalen Anerkennung

1949 stellte Trude bei der kantonalen Fremdenpolizei (Frepo) einen Antrag für die Ausstellung eines sogenannten Nansen-Passes, eines Reisepasses für staatenlose Flüchtlinge. Dieses Dokument wurde 1922 vom Hochkommissar des Völkerbundes für Flüchtlingsfragen, Fridtjof Nansen, entworfen, der dafür mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.

Trude argumentierte, dass sie aus «rassischen Gründen» von Deutschland ausgebürgert worden sei und jetzt auf die deutsche Staatsbürgerschaft verzichte. Die Frepo leitete ihren Antrag an das Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements EJPD weiter:

Die Gesuchstellerin steht als Emigrantin unter Ausreisefrist. Für ihre Ausreise hat sie bisher noch nichts unternommen und trägt sich wohl mit dem Gedanken, in der Schweiz zu bleiben. An die Auswanderungsbemühungen ermahnt, möchte Frau Klumak nun zwecks Besprechung von Gast-Engagements nach Deutschland reisen. Da sie die Beschaffung resp. Erneuerung von deutschen Ausweisschriften aus angebl. ideologischen Gründen ablehnt, ist sie ohne gültiges Reisedokument. Sie sucht um Ausstellung eines Reiseausweises nach. Wir beantragen Ihnen die Ausstellung eines Identitätsausweises. Wir sind bereit, der Rubrikantin ein kurzfristiges Rückreisevisum nach Deutschland zu erteilen.

Bezweifelte die Frepo wirklich, dass es «ideologische» Gründe waren, die Trude davon abhielten, ihre deutschen Ausweispapiere zu erneuern? Die Ausstellung eines Ausweises empfahl sie dann trotzdem. Wozu es diese Unterstellung brauchte, verstehe ich nicht. Trude erhielt die notwendigen Papiere, doch zu einer Reise nach Deutschland konnte sie sich dann doch nicht

2	Geurtsort und -datum Lieu et date de naissance Luogo e data di nascita	13 septembre 1916 Eunfeldorf, Lothar	2
Beruf Profession Professione		comptable	
Aufenthaltort Résidence actuelle Luogo di residenza attuale		Fürth	
Name (vor der Heirat) und Vornamen(s) der Ehefrau	Nom (avant le mariage) et prénom(s) de l'épouse		
Name und Vornamen(s) des Ehegatten	Nom et prénom(s) du mari	Filippo Alessandro	
Signalement / Signalement / Connotati			
Statur Taille Statura	Haute Chasseur Capelli	petite nouveau blond	
Augenfarbe Couleur des yeux Colore degli occhi	Yeux Nas Naso	bleus normal	
Haarfarbe Couleur des cheveux Colore dei capelli	Yeux Nas Naso	bleus normal	
Besondere Merkmale Signes particuliers Segni particolari			
Der Anwesende unterschreibt — eine des Unterschriften — 32 Stellen. Ce titre contient 32 cases, une est réservée à l'occupant. Questo cartellino contiene 32 pagine, neppure una vuota.		Der Anwesende unterschreibt — eine des Unterschriften — 32 Stellen. Ce titre contient 32 pages, une est réservée à l'occupant. Questo cartellino contiene 32 pagine, neppure una vuota.	



ACCORD D'ARMI
1946

Unterschrift des Inhabers
Signature du titulaire
Firma del titolare
Trude Hermann-Waldes

2	Geurtsort und -datum Lieu et date de naissance Luogo e data di nascita	6 avril 1909 Eudachert, Roumèze	3
Beruf Profession Professione		commercial	
Aufenthaltort Résidence actuelle Luogo di residenza attuale		Fürth	
Name (vor der Heirat) und Vornamen(s) der Ehefrau	Nom (avant le mariage) et prénom(s) de l'épouse		
Name und Vornamen(s) des Ehegatten	Nom et prénom(s) du mari	Walter Gerhardt Müller	
Signalement / Signalement / Connotati			
Statur Taille Statura	Haute Chasseur Capelli	modérée brun-jaun	
Augenfarbe Couleur des yeux Colore degli occhi	Yeux Nas Naso	bleus droit	
Haarfarbe Couleur des cheveux Colore dei capelli	Yeux Nas Naso	bleus droit	
Besondere Merkmale Signes particuliers Segni particolari			
Der Anwesende unterschreibt — eine des Unterschriften — 32 Stellen. Ce titre contient 32 cases, une est réservée à l'occupant. Questo cartellino contiene 32 pagine, neppure una vuota.		Der Anwesende unterschreibt — eine des Unterschriften — 32 Stellen. Ce titre contient 32 pages, une est réservée à l'occupant. Questo cartellino contiene 32 pagine, neppure una vuota.	



ACCORD D'ARMI
1946

Unterschrift des Inhabers
Signature du titulaire
Firma del titolare
Walter Müller

Nansen-Pässe für Alex und Trude, ausgestellt 1950

entschlossen, sie sollte erst einige Monate später fahren, zusammen mit Alex.

Im Januar 1950 bestätigte die schweizerische Delegation der Organisation internationale pour les réfugiés in Genf, dass Alex, Trude und ich Flüchtlinge seien – «sont considérés comme réfugiés» – und deshalb unter dem legalen und politischen Schutz der Organisation stünden. Im Juli 1950 stellte nun auch Alex bei der Frepo einen Antrag für einen Nansen-Pass – jetzt als offizieller Flüchtling. Die Empfehlung, die die Frepo ans EJPD schickt, war völlig falsch bezüglich der Frage, wie Alex und Trude in die Schweiz gekommen waren: «Der Genannte gelangte am 9.8.1939 mangels weiterer Existenzmöglichkeit mit seiner Ehefrau in die Schweiz.» Sie hielt aber immerhin als Faktum und nicht wertend fest, dass er 1941 von Deutschland ausgebürgert worden sei, und anerkannte, dass er die Rückkehr nach Österreich aus politischen Erwägungen ablehnte.

Aufstieg am Zürichberg

Anfang der Fünfzigerjahre konnte Alex die kleine Textilfabrikation auf seinen eigenen Namen übertragen, sie hiess jetzt Firma AKZ (Alex. Klumak Zürich). Geschäftlich ging es aufwärts, die finanzielle Not war überwunden, und wir konnten jetzt sogar Ferien in den Bergen verbringen. Alex lernte Auto fahren, fiel aber beim ersten Versuch durch die Prüfung. Doch da der Fiat 1100 – unser erstes Auto – bereits vor der Haustüre stand, fuhr er trotzdem. Sicher und unbesorgt, in der festen Überzeugung, ein guter Fahrer zu sein.

Im Frühjahr 1954 wurden die Häuser Spyristrasse 1 und 3 abgerissen, und wir stiegen sozial weiter auf am Zürichberg, an die Spyristrasse 40. Es war eine Wohnung mit moderner Küche und Bad, das Haus war vielleicht zehn Jahre alt, die Zimmer gruppierten sich um eine Halle mit Klinkerboden – es war sehr schön bei uns und für die Familie Klumak, keine zehn Jahre nach Kriegsende, ein gewaltiger Sprung.

Etwas früher hatte Alex mit seiner Firma AKZ neue Geschäftsräume im Dachgeschoss des Hauses Mühlebachstrasse 164 bezogen. Er hatte sich auf die Herstellung von Kleidungsstücken aus Tricot spezialisiert, ihm zur Seite stand auch eine begabte Directrice, die originelle Modelle für Pullover, Kleider und Kostüme entwarf. Tricot, auch Jersey genannt, ist eine maschinell gestrickte und nicht gewobene Textilie und wurde lange Zeit vor allem für Unterwäsche verwendet. Alex erkannte das Potenzial dieses Materials früh. Erst in den Sechzigerjahren avancierten die Tricot-Leibchen vom Unterhemd zum T-Shirt. Sie verdrängten Hemden und Blusen aus den Kleiderschränken und wurden zum festen Bestandteil – ja geradezu zum Symbol – einer lockeren, sportlichen und weniger konventionellen Lebensweise. Bei der AKZ wurden in den frühen Fünfzigerjahren zwar noch keine T-Shirts angefertigt, wohl aber Kleidungsstücke, in denen der Tricot den miefigen Groove von züchtiger Unterwäsche und von Hauskleidern für ältere Damen verloren hatte.

Alex arbeitete viel in den Jahren, in denen er sein Geschäft aufbaute. Er beschäftigte jetzt bereits über zwanzig Arbeiterinnen – Näherinnen, Overlockerinnen, Zuschneiderinnen, Glätterinnen, Packerinnen –, eine Atelier-Directrice und eine Sekretärin. Ausserdem arbeiteten immer mehrere Frauen für die AKZ in Heimarbeit. Im «Kontrollbuch über die Angestellten und Arbeiter», das Alex gemäss einer stadträtlichen Verordnung führen musste, sind zwischen 1948 und 1955 die Namen von 34 Neuangestellten aufgeführt, einige blieben nur wenige Monate, andere mehrere Jahre. Alex war ständig auf dem Sprung, schaute im Atelier nach dem Rechten, diskutierte mit der Directrice die neuen Kollektionen, machte Kundenbesuche bei Kleidergeschäften in Zürich und holte gegen Abend die fertige Ware bei den Heimarbeiterinnen ab. Manchmal musste er auch am Sonntagnachmittag noch ins Geschäft, um Ware für den Versand am Montag zu richten. Viermal im Jahr entstanden neue Kollektionen, die von zwei Vertretern in der Deutschschweiz und in der Romandie auf Verkaufs-

234 Ankunft – Nach dem Krieg



Näherinnen,
Overlokerinnen,
Zuschneiderin
im AKZ-Atelier
an der Mühlebach-
strasse 164 in Zürich

reisen mitgeführt wurden. Bald schon mietete Alex an der Mühlebachstrasse weitere Räume dazu, Show-Rooms, in denen er seine neusten Kleiderkreationen präsentierte.

Das Kontrollbuch über die Angestellten der AKZ widerspiegelt auch die Geschichte der Arbeitsmigration dieser Nachkriegsjahre: Bis 1960 arbeiteten vor allem Schweizerinnen für die AKZ, daneben einige Deutsche, Österreicherinnen und Italienerinnen. Mit Beginn der Sechzigerjahre waren es dann vorwiegend Italienerinnen.

Alex hatte den Schritt vom mittellosen Emigranten, vom abhängigen Bittsteller zum Arbeitgeber gut gemeistert. Er war Teil des grossen wirtschaftlichen Aufbruchs der Fünfzigerjahre, war zielstrebig und entschlossen und wollte sich, seiner Familie und der Welt beweisen, dass er ein leistungsfähiges, vollwertiges Mitglied der Gesellschaft war. Er musste für jede neue Saison eine gute, modische Kleiderkollektion entwerfen lassen, Aufträge einholen und dafür sorgen, dass diese termingerecht erledigt wurden.

Einfach war dieser Geschäftsaufbau aber sicher nicht, denn der einzige Kredit, den Alex erhielt, kam von den Stofflieferanten. Diese sind mir denn auch deshalb in Erinnerung, weil mein Vater ständig unter Druck stand, ihre Materialrechnungen zu begleichen. Von Schulden war zu Hause aber praktisch nie die Rede – ich nehme an, Klaus und ich sollten wie mit vielem anderem auch mit diesen Fragen nicht belastet werden. Aber aus dieser oder jener Bemerkung verstand ich, dass die Herren Stofflieferanten aus der Ostschweiz meinen Vater immer mal wieder dringend mahnten, die gelieferte Ware zu bezahlen. Wobei ich glaube, dass ihm auch mit einem gewissen Verständnis begegnet wurde, mit dem Wohlwollen und der Geduld der Alt-ingesessenen gegenüber einem leistungswilligen und innovativen Emigranten, wie dies heute vermutlich gar nicht mehr möglich wäre.

Für Trude war mittlerweile offenbar klar geworden, dass sie keine Berufskarriere als Musikerin machen würde. Ihr Lampenfieber vor Auftritten war einfach zu gross. Sie wirkte nur noch gelegentlich bei Aufführungen mit. In den Programmen der Accademia di Canto ist sie bis ins Jahr 1954



Alex und Trude im Erholungsurlaub an der adriatischen Küste, 1955

als Sängerin im Madrigalchor oder als Solistin mit einzelnen Arien aufgeführt. Ich erinnere mich auch noch an eine Aufführung der Oper «Gianni Schicchi» von Giacomo Puccini durch die Accademia, etwa 1957, und wie stolz ich auf meine Mutter war, die eine der tragenden Rollen sang. Ein- oder zweimal hat sie später auch bei Aufführungen des Komponisten Armin Schibier mitgewirkt, der auch der Musiklehrer von Klaus am Gymnasium war. Doch ihre Vorstellung einer Gesangskarriere hatte sie definitiv aufgegeben. Am Klavier – ihrer grossen Liebe – ist sie ein Leben lang viel gesessen und hat, wenn sie nicht auftreten musste, auch wunderschön gespielt.

Im Frühjahr 1955 holte sich Trude beim Skifahren in Arosa einen komplizierten Beinbruch. Vom anschliessenden Erholungsurlaub an der Adria kamen sie und Alex erholt, braun gebrannt und mit viel Optimismus zurück – sie hatten erstmals wirklich Flitterwochen genossen. Und sie hatten gemeinsam den Beschluss gefasst, einen eigenen Kleiderladen zu eröffnen,

den Trude führen sollte. Noch im selben Jahr wurde die Boutique *Seventeen* eröffnet, am Henneweg 6 – einem Durchgang, den es heute nicht mehr gibt und der damals die obere Bahnhofstrasse mit der Börsenstrasse verband. Angeboten wurden vor allem Kleider aus der AKZ-Produktion, Trude führte den Laden entgegen ihren eigenen Erwartungen mit viel Freude und belebte ihn mit ihrer Originalität und Kreativität und mit viel Gespür für angesagte Modetrends. Trude und Alex hatten auch einen guten Sinn für passende Accessoires. Ich erinnere mich vor allem an sehr schönen und bunten Modeschmuck, an Seidentücher, Strohtaschen und Hüte, die meine Eltern aus Italien bezogen und die dem Laden einen Hauch von südländischem Chic verpassten. Zu Hause schaute jetzt eine Haushälterin nach dem Rechten.

Im Sommer 1956 nahm Alex wieder die österreichische Staatsbürgerschaft an – ob er sich darum bemühen musste oder ob die Initiative vonseiten Österreichs ausging, weiss ich nicht. Vielleicht wäre dies schon früher möglich gewesen, denn immerhin waren seit Kriegsende mittlerweile elf Jahre vergangen. Trude und ich wurden miteingebürgert. An irgendwelche damit verbundenen grossen Emotionen in unserer Familie kann ich mich nicht erinnern – ich glaube, es war einfach ein pragmatischer Schritt in Richtung Normalisierung unseres Lebens. Ich weiss aber noch, dass meine Lehrerin Fräulein Wetter auf dem Deckblatt meines Primarschulzeugnisses das Wort «staatenlos» durchstrich und durch «Österreich» ersetzte.

Alex und Trude schickten ihre Ausländerpässe an die Fremdenpolizei des Kantons Zürich zurück. Diese leitete sie ans EJPD weiter und schrieb mit Datum vom 19. Juli 1956: «Die Genannten haben auf die Emigranteneigenschaft verzichtet und zur Begründung der Niederlassung österreichische Pässe hinterlegt.»¹²⁵

Wir waren jetzt also Ausländer mit einer Niederlassungsbewilligung und nicht mehr Flüchtlinge, wir hatten die «Emigranteneigenschaft» abgelegt und eine weitere Sprosse auf der staatsbürgerlichen Leiter erklommen.

PRIMARSCHULE

Zürich.

Zeugnis

für

Sibylle Barbara Klumak.

geb. 29. 10. 47. von ~~staatenlos~~-Oesterreich

Bestimmungen über die Ausstellung der Schulzeugnisse

(Erziehungsratsbeschluss vom 10. Dezember 1929)

1. Der Lehrer hat jährlich dreimal Zeugnisse auszustellen über: 1. Leistungen, 2. Fleiss und Pflichterfüllung, 3. Ordnung und Reinlichkeit und 4. das Betragen der Schüler, und zwar im Juli, anfangs Dezember und im März.

2. Die Noten für die Leistungen werden mit den Zahlen 6—1 ausgedrückt. Diese haben folgende Bedeutung: 6 = sehr gut, 5 = gut, 4 = befriedigend, 3 = ungenügend, 2 = schwach, 1 = sehr schwach. Zur besseren Abstufung des Urteils über die Leistungen der Schüler in den einzelnen Fächern und im Hinblick auf die Berechnung des Promotionsdurchschnitts können auch Zwischennoten verwendet werden. (Verwendungsform: 5-6, 4-5, 3-4.) Andere Notenbezeichnungen sind unzulässig.

3. Die Note 3-4 ist Promotionsnote. Wenn am Ende des Jahres der Durchschnitt der Noten in den Hauptfächern (Primarschule: Sprache und Rechnen; Sekundarschule: Deutsch, Französisch und Rechnen) nicht mindestens $3\frac{1}{2}$ erreicht, hat Repetition der Klasse zu erfolgen. Für die Berechnung der Promotionsnote gelten 5-6 = $5\frac{1}{2}$, 4-5 = $4\frac{1}{2}$, 3-4 = $3\frac{1}{2}$.

4. Das Urteil über Fleiss und Pflichterfüllung, Ordnung und Reinlichkeit, Betragen ist in Worten auszudrücken, und zwar durch gut, befriedigend, nicht immer befriedigend, unbefriedigend.

5. Die Rubrik «Bemerkungen» soll in der Regel nur benützt werden, um, wenn nötig, die Notengebung näher zu begründen. Besondere Aussetzungen über den Charakter des Schülers sind den Eltern in einer Beilage bekanntzugeben.

6. Die Zeugnisse sind von den Eltern oder Ihren Stellvertretern einzusehen und dem Lehrer nach einer von ihm zu bestimmenden Frist von mindestens vier Tagen unterschrieben wieder zuzustellen. Verweigerung der Unterschrift wird mit Ordnungsbussae geahndet. Beschädigungen oder Beschmutzung der Zeugnisse sowie das Anbringen von Bemerkungen usw. durch Schüler, Eltern oder Drittpersonen wird ebenfalls bestraft.

7. Das Schulzeugnis ist aufzubewahren, damit es beim Eintritt in höhere Schulen und von den Knaben auch bei den Rekrutenprüfungen vorgewiesen werden kann.

Alex und Trude bemühen sich um verlorenen Besitz

Nach dem Krieg hofften Alex und Trude, dass vom Vermögen von Ike und Fanny noch Mittel vorhanden seien. Es gibt eine handschriftliche Aufstellung von Alex, überschrieben mit «Wiedergutmachung»: Aufgeführt sind das Haus an der Staufenbergstrasse in Heilbronn, die Wohnungseinrichtung, das Schuhgeschäft Morgenroth sowie Barvermögen im Wert von insgesamt 290'000 D-Mark.

Die ersten Korrespondenzen mit den zuständigen Stellen wurden von Alex geführt, ich nehme an, dass er die treibende Kraft in dieser Frage war, dass diese Nachforschungen und Forderungen für Trude sehr schwierig waren. Später waren die Briefe dann an Trude gerichtet.

Die jüdische Flüchtlingshilfe VSJF stand Alex und Trude bei der Geltendmachung ihrer Forderungen bei. Der Jurist Alfred Wilhelm stellte ans Nachlassgericht in Stuttgart den Antrag zur Testamentseröffnung. Im Juni 1946 bestätigte das Nachlassgericht, dass Trude Alleinerbin sei. Das Testament selber habe wegen des Fliegerangriffs auf Heilbronn stark gelitten, es sei «verkohlt und zerbröckelt». Doch existiere eine Abschrift dieses Testaments von Oktober 1936. Der Notar fügte bei, es sei möglich, dass das Vermögen der Grosseltern später vom Finanzamt Heilbronn beschlagnahmt worden sei.

Im August 1946 teilte das Finanzamt dem VSJF mit, dass die Konten und Vermögenswerte von Fanny und Ike Morgenroth im April 1939 an den Heilbronner Bankverein überwiesen worden seien. Es handelte sich um einen Betrag von 6'000 Reichsmark, das sind nach heutigem Wert etwa 25'000 Franken. Diese Forderung konnte Trude gemäss VSJF bei der Schweizerischen Verrechnungsstelle geltend machen.

Der VSJF stellte für Trude auch eine Entschädigungsforderung betreffend das ehemalige Haus der Grosseltern. Ausschlaggebend war der Zeitpunkt des Verkaufs des Hauses: Sollte es nach 1936 verkauft worden sein, so wären die Grosseltern «durch auf sie widerrechtlichen direkten und indirekten Zwang genötigt» (Zitat Dr. Wilhelm, VSJF) und der Verkauf wäre somit anfechtbar und nichtig gewesen. Wie sich jedoch im Laufe einer längeren Korrespondenz herausstellte, hatten die Grosseltern das Haus bereits im Juli 1933 für 37350 Mark an ein Ehepaar Sommer aus Oedheim in Nordwürttemberg verkauft. Der VSJF schrieb im August 1949 dazu:

Das Datum des Vertrages steht also einem Restitutionsverlangen eher hinderlich gegenüber, da im damaligen Zeitpunkt die späterhin üblich gewordenen Räubereien noch nicht in Anwendung gekommen waren. Hingegen ist der Kaufpreis offenbar sehr niedrig angesetzt.

Der VSJF empfahl Trude, in Heilbronn selber Erkundigungen zum Wert des Grundstückes einzuholen, ebenso zur Höhe der Brandversicherung, zum Ertragswert sowie zum Verkehrswert bei Vertragsabschluss.

Auch die Hoffnung auf eine Entschädigung für den Verlust des Schuhgeschäfts erfüllte sich nicht. Das Finanzministerium des damaligen Landes Württemberg-Baden teilte dem VSJF mit, Ike Morgenroth habe das Schuhgeschäft selber liquidiert.

Kann man bezüglich der Aufgabe des Geschäfts und des Verkaufs des Hauses der Grosseltern wirklich von «freiwillig» sprechen, bei all den Schikanen, denen sich die Jüdinnen und Juden ausgesetzt sahen? Und war Trude überhaupt psychisch in der Lage, sich für ihre Rechte einzusetzen?

Vermutlich lösten diese zermürbenden Bescheide bei Trude eine grosse Krise aus: Ab September 1949 gab es seitens des VSJF eine Reihe von Anfragen an sie – bis hin zum eingeschriebenen Brief, da sie die Schreiben und Anfragen des VSJF nicht mehrbeantwortete.

Im Sommer 1950 erhielt Trude vom Amtsgericht Stuttgart einen Termin für die Anhörung. Alex und Trude fuhren dann auch nach Heilbronn, daran kann ich mich erinnern. Das Haus der Grosseltern stand nicht mehr, es war bei den Bombardierungen durch die Alliierten weitgehend zerstört worden. Sie kamen früher als vorgesehen zurück, Trude hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten. Es blieb ihre einzige Rückkehr nach Heilbronn.

Einige Jahre später beauftragten die beiden ein Anwaltsbüro in Heilbronn, ihre Forderungen nach Entschädigung für den erlittenen materiellen Schaden zu vertreten. Trude erhielt schliesslich einen Betrag, vielleicht für das Guthaben beim Heilbronner Bankverein, vielleicht für die Wohnungseinrichtung – es gab jetzt nämlich auch ein Gesetz für die Entschädigung nicht feststellbarer Werte. Ende der Sechzigerjahre folgte dann nochmals eine grössere Summe: als Entschädigung für den erzwungenen Studienabbruch.

Die Frage der Wiedergutmachung muss für Trude in vielerlei Hinsicht ein Schock, ein Trauma gewesen sein. Sie war immer davon ausgegangen, dass ihr aus dem Besitz der Grosseltern erhebliche Mittel zustanden. Jetzt musste sie sich damit abfinden, dass der Wohlstand aus der Zeit ihrer Kindheit unwiederbringlich verloren war.

Zähes Ringen um Wiedergutmachung

Entschädigungsforderungen gegenüber Deutschland waren in den ersten Jahren nach dem Krieg schwierig, die Gesetzeslage war verworren: Nach 1947 erliessen die Besatzungsmächte in Deutschland verschiedene Gesetze und Verordnungen, welche die Rückerstattung von Vermögenswerten regelten. Für die unterschiedlichen Zonen galten verschiedene Gesetze. Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 wurden in den einzelnen Bundesländern dann nochmals eigene Gesetze erlassen.

Das erste Bundesentschädigungsgesetz trat im Oktober 1953 in Kraft. Es ging weniger weit als die Gesetze in den US-Zonen. Die Verfolgten

mussten beweisen, dass gegen sie eine «amtlich bewilligte Massnahme» gerichtet gewesen war. Das heisst, all jene, die rechtzeitig aus Deutschland geflüchtet waren, fielen nicht unter das Gesetz. Auch die Hinterbliebenen der Tausenden, die sich das Leben genommen hatten, gingen leer aus, weil ein Selbstmord keine amtlich angeordnete Massnahme darstellte. Das Gesetz war kleinlich und demütigend für die Opfer, die ihre Forderungen geltend machen mussten. Viele haben daher nie einen Antrag auf Entschädigung gestellt.

Interessenvertreter der ermordeten Jüdinnen und Juden – respektive ihrer Nachfahren – waren der Staat Israel und die Conference on Jewish Material Claims Against Germany (Claims Conference). Christian Pross, der sich mit dem Holocaust und der Frage der Entschädigungen in Deutschland auseinandergesetzt hat, schreibt, dass Politiker und Juristen, die sich für eine Wiedergutmachung engagierten, eine Minderheit waren, verbündet «nur mit einer kleinen Gruppe von Intellektuellen, Presse- und Kirchenleuten [...]». Die Koalition der Wiedergutmachungsbefürworter war parteiübergreifend, die der -gegner ebenfalls, sie passen beide nicht in das Rechts-Links-Schema, wiewohl die Gegner am zahlreichsten in der CDU/CSU und der FDP vertreten waren.»¹²⁶ Die Befürworter einer Entschädigung sahen sich innerhalb der Bürokratie einer Front von ehemaligen Nationalsozialisten gegenüber, der jede Gesetzesänderung mit grosser Mühe abgerungen werden musste. «Im Deutschland der fünfziger Jahre», so Pross, «begegneten die Opfer den Tätern auf Schritt und Tritt. Für erstere war es ein Alptraum, für letztere eine lebendige Anklage, eine unangenehme Störung. Kaum zu vermeiden, dass diese Begegnung auch da stattfand, wo sie nie hätte stattfinden dürfen: in den Amtszimmern der Wiedergutmachungsbehörden, in den Sprechzimmern der ärztlichen Gutachter und in den Gerichtssälen. Das deutsche Volk mochte die Opfer nicht, schon gar nicht mochte es für sie zahlen.»¹²⁷

Ebenso gross waren die politischen Widerstände. Besonders das Bundesfinanzministerium als zuständige Behörde erschwerte die Regelung der

Entschädigung und schreckte auch nicht davor zurück, falsche Angaben bezüglich der Höhe der zu bezahlenden Beträge zu verbreiten. Noch bevor ein erstes Bundesgesetz zur Entschädigung der Opfer verabschiedet wurde, erfolgte die Wiedereinstellung von ehemaligen NSDAP-Mitgliedern in den Staatsdienst. Dabei wurden die alten Nazis nicht nur wieder angestellt, ihnen wurden auch ihre Pensionsansprüche wieder zugesprochen. Zum obersten deutschen Beamten für Wiedergutmachung wurde Ernst Féaux de la Croix ernannt, der auch in den Fünfzigerjahren weiterhin antisemitische Unterstellungen gegen das «Weltjudentum» verbreitete. Engagierte Antifaschisten in öffentlichen Funktionen, die sich für eine umfassende Regelung einsetzten, wurden hingegen verunglimpft und kaltgestellt.

Das Finanzministerium unter Fritz Schäffer sorgte dafür, dass die Anträge verschleppt und die Zahlungen verzögert wurden. Viele alte Nazis wurden grosszügig bedacht: So erhielt ein Oberbürgermeister 42'000 DM Pensionsnachzahlung, und den Kämpfern, die für Franco in den Krieg gezogen waren, wurde die Zeit pensionsmässig doppelt angerechnet. Ein siebzehnjähriges Mädchen hingegen, das als Einzige ihrer Familie Auschwitz überlebt hatte und eine eintätowierte Nummer am Arm vorweisen konnte, musste zwei Zeugen beibringen, die die Lagerhaft bestätigen konnten.¹²⁸

Im Juni 1956 verabschiedete der Bundestag eine Erweiterung des bisherigen Bundesentschädigungsgesetzes. Erhöht wurden die Beträge für Vermögens- und Eigentumsverlust sowie für die Schädigung des wirtschaftlichen oder beruflichen Fortkommens. Auch die Kategorie der Entschädigungsberechtigten wurde erweitert, hierzu gehörten nun auch Verfolgte aus Gründen der politischen Gegnerschaft, Rasse, des Glaubens oder der Weltanschauung. Weiterhin von Entschädigung ausgeschlossen blieben die sowjetischen Kriegsgefangenen, die Zwangsarbeiterinnen, die Zwangssterilisierten, die «Asozialen», Kommunisten, Sinti, Roma und die Homosexuellen.¹²⁹

Ein weiteres und letztes Mal wurde das Bundesentschädigungsgesetz 1965 überarbeitet, es enthielt nun einige Verbesserungen: zum Beispiel Ausnahmen für Härtefälle, bessere Regelungen für Witwen oder Verlängerungen von Fristen. Ende der Sechzigerjahre betrachtete Deutschland seine Ehre als wiederhergestellt, die Frage der Entschädigungen als endgültig geregelt, und es wies spätere Anträge auf Erweiterung zurück.

Das Thema der «Wiedergutmachung» wurde erst 1989 mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Fall der Mauer wieder aktuell. Verhandlungen zwischen Deutschland und der Claims Conference brachten jetzt auch Entschädigungen für diejenigen, die bisher nichts oder nur wenig erhalten hatten, insbesondere die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Die Frage von Schuld und Verantwortung wurde jetzt – über vierzig Jahre nach Kriegsende – mit anderen Inhalten, global und transnational verhandelt.¹³⁰ Das Thema war wieder in den Medien und wurde auch an internationalen Tagungen diskutiert. Die Rechtslage hatte sich mittlerweile geändert, zum einen gab es den Zugang zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg, zum andern stellten Klägerinnen und Kläger aus den USA ihre Forderungen in Form von Sammelklagen. Und diese waren wirksam, standen doch ganze Heerscharen von Anwälten dahinter. In der Schweiz konnten aufgrund solcher Klagen 50'000 namenlose Konten von Holocaust-Opfern identifiziert werden. Ab 1997 fanden mehrere internationale Konferenzen statt, bei denen es um die Frage des historischen Unrechts und um Wiedergutmachungsansprüche ging.

Österreich tat sich mit der Aufarbeitung seiner Kriegsgeschichte schwer, es sah sich als Opfer und lehnte jegliche Verantwortung ab, da die Verbrechen ja im Namen Deutschlands geschehen seien. Auch eine moralische Schuldanerkennung kam nur zögerlich und spät. Nach dem Krieg wurde eine Reihe von sogenannten Rückstellungsgesetzen verabschiedet, die aber völlig unzureichend waren. Bei diesen Gesetzen ging es vor allem um beschlagnahmtes Vermögen und anderen Besitz. Ab 1953 gab es Verhandlungen zwischen dem Jewish Claims Committee und der österreichi-

schen Bundesregierung über Entschädigungszahlungen. Im Laufe der Sechziger- und Siebzigerjahre wurden dann mehrere Fonds zur Abgeltung verschiedener Formen von erlittenem Schaden geschaffen, für politisch Verfolgte, für Vertriebene und Umgesiedelte. Ab 1996 traten mehrere Gesetze zur Klärung der Eigentumsverhältnisse von geraubten und beschlagnahmten Kunst- und Kulturgütern sowie zu Fragen der Provenienz und Restitution in Kraft.

Auch in Österreich begann in den Neunzigerjahren eine neue Runde von Rechtsstreitigkeiten über «herrenlose Vermögen» bei Banken und Ansprüche bei Versicherungen. Anlass dafür waren – wie in der Schweiz – Sammelklagen aus den USA. 2001 regelte das sogenannte Entschädigungsfondsgesetz zahlreiche ungeklärte Fragen. Unter anderem wurden jetzt auch Entschädigungszahlungen für abgebrochene Ausbildungen geleistet oder für Verluste von Hausrat und anderen persönlichen Wertgegenständen.

Schneller war Österreich mit der Erledigung der eigenen Schuldfrage: Bereits 1957 wurde ein Gesetz zur Generalamnestie für ehemalige Nationalsozialisten verabschiedet.

Alex hat von der Österreichischen Pensionsversicherungskasse für Angestellte mit dem Erreichen des Pensionsalters eine Rente erhalten. Darauf hatte er Anspruch, weil er nicht freiwillig die Erwerbsarbeit aufgegeben und das Land verlassen hatte. Anders als bei Trude, kann ich mich bei Alex nicht erinnern, dass seine Ansprüche an Österreich bei uns in der Familie je als schwierig bezeichnet worden wären. Trude fand die Österreicher dennoch schlimmer als die Deutschen, da sich diese vor der Verantwortung drückten und keinerlei Bedauern über das Geschehene äusserten.

Trude hätte ihre Forderungen gegenüber Deutschland später, als die Gesetze revidiert worden waren, vielleicht nochmals und mit Nachdruck stellen können. Doch sicher war es für Trude und Alex, ja für uns alle besser, dass sie die Frage der Reparationszahlungen irgendwann einmal als erledigt betrachtete.

Einbürgerung

Die Einbürgerung der Familie Klumak ist gut dokumentiert. Ich fand dazu Unterlagen im Stadt-, im Staats- und im Bundesarchiv. Zwischen März 1959 und Februar 1960 wurden drei Berichte zum Einbürgerungsgesuch von Alex verfasst, einer von der Bürgerrechtsabteilung Zürich für das Polizeikommando der Stadt Zürich, ein Leumundsbericht vom Kriminalkommissariat der Stadtpolizei Zürich zuhanden der Stadtkanzlei und ein dritter «Bericht über den Bürgerrechtsbewerber Sandor Klumak-Waldo» zuhanden der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements EJPD. Die Berichte sind zwar nicht identisch, überschneiden sich aber in allen wesentlichen Punkten.

Ermittelt wurde zum einen der Gesundheitszustand der Familie anhand der Anzahl Krankenscheine. Das Fazit im Leumundsbericht der Stadtpolizei Zürich lautete:

Die Gesuchsteller machen persönlich einen gesunden Eindruck.
Mit offensichtlichen körperlichen Gebrechen sind sie
nicht behaftet. In der Familie sind keine erblichen Krankheiten bekannt.

Auch die finanziellen Verhältnisse schienen solide, Alex und Trude versteuerten 1958 ein Einkommen von Fr. 27'000.- und ein Vermögen von Fr. 7'000.- (zwei Jahre später waren es Fr. 41'000.- – vielleicht hatte Trude mittlerweile eine Zahlung aus Deutschland erhalten). Zum Vergleich: Für die Miete (Vierzimmerwohnung mit Wohndiele und zwei Mansarden) bezahlten sie Fr. 376.-, die Hausangestellte bezog einen Lohn von Fr. 200 – plus Kost und Logis – auch diese Zahlen sind in den Einbürgerungsunterlagen vermerkt.

Der Strafregisterauszug ist nicht ganz makellos, allerdings waren die Vergehen nicht gravierend und somit wohl auch kein Hindernis für eine allfällige Einbürgerung. In den Jahren 1954 bis 1959 wurde Alex insgesamt

sechzehn Mal gebüsst: so unter anderem für Falschparken, mangelnde Aufmerksamkeit, Kollision, Nichtbeachten eines Stoppsignals, verbotenes Linksabbiegen und Überfahren der Sicherheitslinie ... – die Bussen zeichnen das Bild von Alex, wie ich es aus jenen Jahren in Erinnerung habe: viel unterwegs, stets in Eile und jederzeit bereit, eine Busse in Kauf zu nehmen, wenn er dafür seine Waren abliefern und noch schnell den Kundenkontakt pflegen konnte.

Politisch waren Alex und Trude nicht aktiv. Ganz sicher war sich die Stadtpolizei wohl aber nicht, so heisst es im Konjunktiv: «Die Eheleute Klumak wollen sich in politischer Hinsicht nicht betätigt haben. Sie hätten sich auch keinen polit. Organisationen oder dergleichen angeschlossen.»

Die Auskünfte von Bekannten und von Angestellten waren positiv, üblich war auch, dass Nachbarn befragt wurden:

Die Erhebungen am Wohnort ergeben ein günstiges Bild über die Geschwister. Wie mir erklärt wurde, handelt es sich um sehr anständige, korrekte und ruhige Mieter. Mit den übrigen Hausbewohnern lebten sie im Frieden. Klagen seien absolut nicht bekannt geworden. Die Kinder würden auch eine rechte Erziehung geniessen. Ohne Zweifel hätten sich die Bewerber unseren Verhältnissen angepasst, weshalb man ihnen die Ausländer nicht anmerke.

Auch über mich wurden zuhanden der Stadtpolizei Informationen eingeholt, daran kann ich mich gut erinnern. Eines Tages klopfte es an der Türe des Klassenzimmers, Lehrer Röthlisberger unterhielt sich kurz mit dem Besucher, und dann wurde ich vor die Türe gebeten. Ein Vertreter der Bürgerrechtsabteilung der Stadt Zürich stellte mir einige Fragen. An eine kann ich mich erinnern: Welches denn mein Lieblingsfach sei? Ich zögerte keine Sekunde und sagte: «Schweizer Geschichte» – ein Emigrantenkind eben, das wusste, was der Beamte hören wollte.

Richtig gerührt hat mich die Aussage von Lehrer Röthlisberger, die ich in den Akten zum ersten Mal lesen konnte:

Das Töchterchen Sibylle besucht jetzt die 5. Primarklasse im Schulhaus Fluntern. Ihr Lehrer, Herr Röthlisberger, bezeichnet sie als gute, willige und fleissige Schülerin, die ihm Freude mache. Es handle sich um ein hochanständiges, gut erzogenes, höfliches und freundliches Mädchen, welches mit den andern Mitschülern sehr guten Kontakt habe. Er könne es in jeder Hinsicht nur als einwandfrei bezeichnen und für die Einbürgerung aus Überzeugung empfehlen. Von den Eltern habe er ebenfalls nur einen guten Eindruck erhalten.

Und das aus dem Munde von «Rö», den ich mehr als ein halbes Jahrhundert lang als aussergewöhnlich strengen und mir nicht besonders wohlgesinnten Lehrer in Erinnerung hatte. Nicht nur gerührt war ich, auch geschämt habe ich mich ein bisschen.

Betreffend «Anpassung und Verbundenheit mit unseren Verhältnissen, Eignung und Würdigkeit zu Schweizerbürgern» steht im Bericht der Bürgerrechtsabteilung Zürich:

Die Eheleute Klumak erklärten, sie hätten sich seit ihrer Anwesenheit ganz hier eingelebt und seien in starkem Masse mit unserem Land und Volk verbunden worden. Sie fühlen sich hier daheim und betrachten die Schweiz als ihre Heimat. [...] Alle Auskunftspersonen halten dafür, dass bei allen an einer guten Anpassung und inneren Verbundenheit mit unserem Land und Volk nicht gezweifelt werden könne. Es handle sich um keine Juden, die sich absondern, sondern sie hätten sehr guten Kontakt mit allen Leuten.

Ende 1960 wurde uns das Landrecht erteilt, das heisst, wir wurden Schweizer – und waren stolz darauf. Dass wir das Landrecht erhielten, *obwohl* wir Juden waren, war mir jedenfalls nicht bewusst.

Mit der Vergangenheit leben

Alex' Mutter Reisel und Schwester Selma waren, nachdem Selma sich von ihrem Ehemann Leo Brodheim getrennt hatte, 1949 nach Israel emigriert. Sie wohnten mit Tochter Irene, deren Mann Leo und dem Kind Adina in einer Zweizimmerwohnung in Haifa. Weder Selma noch Reisel wurden dort glücklich, es war wirtschaftlich eine schwierige Zeit in Israel, und so kehrten sie 1953 wieder in die Schweiz zurück. Selma heiratete 1954 ein zweites Mal, Reisel wohnte weiterhin bei ihr – eine für die Familie zwar selbstverständliche, aber nicht wirklich glückliche Lösung.

Ich erinnere mich an meine kleine, rundliche Oma Reisel vor allem als eine stille Beobachterin, die sich nicht oft zu Wort meldete, doch wenn, dann gerne mit bissigen Bemerkungen. Mir gefiel es, wenn Reisel am Samstagnachmittag bei uns im Wohnzimmer sass. Aus ihrer kleinen schwarzen Handtasche zog sie für mich manchmal ein Päckchen mit Fruchtgelées hervor, oft brachte sie auch abgeschnittene Brotrinde mit, die für ihre Zähne zu hart war und die ich gerne ass. Sie hatte in ihrer Handtasche auch ein kleines stark abgegriffenes Kartenspiel, mit dem sie Patiences legte und dabei vor sich hin schimpfte, wenn das Spiel nicht nach Wunsch aufging. Tante Selma sagte jeweils: «Die Mutter schummelt immer beim Kartenspiel, selbst wenn sie gegen sich selbst spielt.»

Ihre letzten Lebensjahre, bis sie 1971 mit neunzig Jahren starb, verbrachte Reisel im jüdischen Hugo Mendel Heim am Zürichberg. Es ging ihr dort sehr gut, sie hatte endlich – wohl zum ersten Mal, seit sie 1938 in die Schweiz geflüchtet war – eigene soziale Kontakte, darunter eine Frau, mit der sie das Zimmer teilte. Ich glaube, diese Frau war die erste Vertraute in Reisels Leben, ausserhalb der Familie. Diese Freundin verliebte sich mit ihren über neunzig Jahren auch noch in einen



Reisel Klumak-Friedman an
ihrem 80. Geburtstag

ebenso alten Altersheimbewohner, der ihre Liebe erwiderte. Ich erinnere mich noch gut, wie die beiden Frauen zu Beginn dieser Beziehung kicherten oder wie Teenager tuschelten, wenn sich der Mann ihnen näherte.

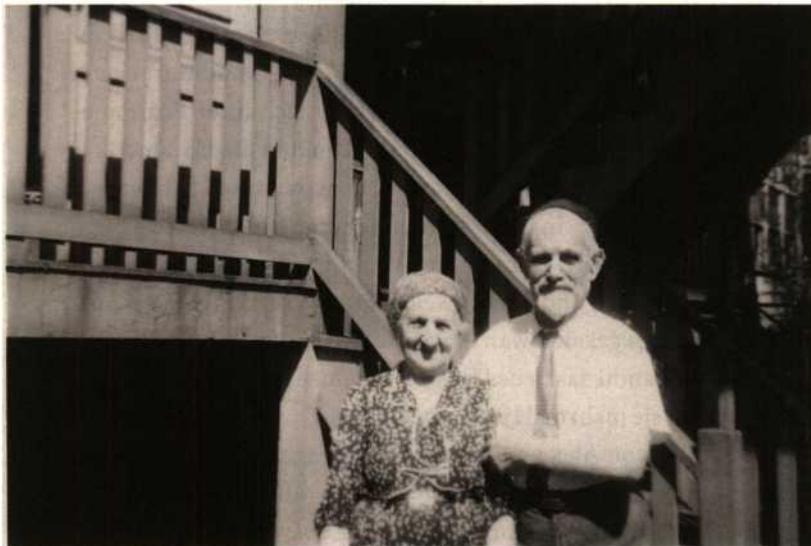
Neben diesen kleinen alltäglichen Aufregungen sass Reisel vor allem viel in ihrem Zimmer und hörte am Radio Nachrichten und politische Sendungen, das war, was sie vor allem interessierte. Lesen und Schreiben – zumindest mit lateinischen Buchstaben – hatte sie meines Wissens nie gelernt. Es gibt von ihr einige Postkarten, die sie mit ungelenker Hand unterschrieben hat, der Text aber wurde für sie von Tochter Selma oder Anny geschrieben. Reisel ist nie wirklich in der Schweiz angekommen, doch Wien, die Habsburgermonarchie und das Shtetl waren unwiederbringlich verloren.

Anny und Camillo waren 1948 von Schaffhausen aus in die USA ausgewandert. Sie lebten in der New Yorker Bronx, Camillo arbeitete als Chauffeur, Anny als Modistin. Erst 1970, nach ihrer Pensionierung, kehrten sie in die Schweiz zurück. Sie hatten die US-amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen, doch heimisch fühlten sie sich immer in Europa, in der Nähe der Familie: In Marseille lebten Camillos Schwester Herta mit ihrem Mann Fritz sowie sein Bruder Kurt mit Tochter Eva und seiner zweiten Frau Martha, mit der er aus Auschwitz zurückgekehrt war. Ab Mitte der Fünfzigerjahre kamen Camillos Verwandte fast jedes Jahr im Sommer in die Schweiz, und wir besuchten sie mehrmals in Marseille.

Die Familie von Alex war somit immer Teil unseres Alltags, und dank regem Briefverkehr waren wir auch über die entfernt lebende Verwandtschaft stets gut informiert. Für Alex war diese Nähe selbstverständlich. Trude hingegen begegnete seiner Familie mit gemischten Gefühlen – was durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte.

In späteren Jahren, nach Reisels Tod, traf sich die Verwandtschaft immer am Samstagnachmittag zum Kaffee. Diese Treffen endeten oft in Missstimmung, meist gerieten Trude und Selma aneinander, Anny und Camillo bemühten sich dann, möglichst zurückhaltend zu sein, und Alex befand sich in der unbequemen Lage, dazwischenzustehen: Er suchte vor allem den Frieden, was seine Schwestern mit Mitleid quittierten und Trude ihm übel nahm. Trotzdem hielten sie alle an diesen regelmäßigen Zusammenkünften fest.

Völlig anders war Trudes Beziehung zu ihrer eigenen Familie. Sie hat zwar immer von «ihren einzigen überlebenden Verwandten», der Familie von Ludwig Frank in Holon in Israel, gesprochen. Sie hat auch erzählt, dass der geliebte Grossonkel David Frank, seine Frau Bertha und Tochter Frieda rechtzeitig aus Alsbach in die USA geflüchtet waren und sich in Chicago niedergelassen hatten. Aber darüber, dass diese noch am Leben waren, dass sie physisch erreichbar gewesen wären, hat sie nie gesprochen. Dabei hatte ihre Familie, wie ich im Laufe dieser Recherche feststellen konnte, ebenfalls einen engen Zusammenhang gepflegt, die einen in New



Trudes Grossonkel David Frank und seine Frau Bertha in Chicago

York, die andern in Chicago. Und viele von ihnen sind sehr alt geworden, es wäre also gut möglich gewesen, sie zu treffen.

Zu meinem grossen Erstaunen entdeckte ich nach Trudes Tod mehrere Briefe dieser Verwandten. Trude hatte mit ihnen offenbar einen losen Kontakt gepflegt und wichtige Familienergebnisse mitgeteilt. Mir gegenüber hat sie diese Verbindungen aber nie erwähnt. Weshalb nur? Zum einen war es für sie als Überlebende wohl eine Strategie, um Gefühle wie Schuld oder Scham auszuhalten. Zum andern hat sie in ihrer Jugend die Familie als einengend empfunden und die durch die Umstände erzwungene Distanz zu ihr auch genossen und sich an dieses Gefühl bis ins hohe Alter erinnert. Einfach war dies alles nicht. Verfolgt haben sie die Erinnyen bis an ihr Lebensende.

Unsere jüdische Identität

Die Geschichte unserer Familie war eine jüdische, denn die erlebte Verfolgung beruhte auf dieser Zugehörigkeit, religiös waren wir aber nicht. Trude hatte sich als junge Frau von allen jüdischen religiösen Bezügen losgesagt. Sie hatte Klaus nicht beschneiden lassen, er wurde nicht in den jüdischen Religionsunterricht geschickt, und er wurde deshalb auch nicht, wie im Judentum üblich, im Alter von dreizehn Jahren Bar Mitzwah. Mit der Zeit – und vor allem unter dem Einfluss von Alex – revidierte sie ihre antireligiöse Haltung. Denn Alex fühlte sich dem Judentum und der jüdischen Gemeinde immer verbunden und hielt auch an einigen Traditionen fest. Für Klaus waren die Folgen dieser Irrungen und Wirrungen prägend. Sämtliche Versuche, aus ihm später doch noch den Juden zu machen, der er halachisch (nach jüdischem Religionsgesetz) als Sohn einer jüdischen Mutter war, scheiterten. Bei mir bestand Alex schliesslich darauf, dass ich den jüdischen Religionsunterricht der Gemeinde besuchte. Unsere jüdische Identität wurde auch von aussen immer wieder bekräftigt: «Was bist du?», bezog sich, als ich ein Kind war, klar auf die Religion. «Was bist du» hiess: Bist du katholisch oder reformiert...?

Die Synagoge besuchten meine Eltern jeweils am Vorabend des jüdischen Neujahrs. Dort zündeten sie Seelenlichter zum Andenken an ihre Eltern an, wie dies der Brauch verlangt. Auch am Versöhnungstag Jom Kippur, der ebenfalls am Vorabend beginnt wie alle jüdischen Feiertage, verpassten sie den Synagogenbesuch nie. Besonders wichtig war das Jiskor, das Gebet für die Verstorbenen vor Ende des Jom Kippur. Während des Jiskor mussten wir Kinder in der Eingangshalle warten – die Seelenfeier ist nur für Menschen bestimmt, deren Eltern nicht mehr am Leben sind. Die Stimmung war schwer, traurig und belastet, und ich spürte, dass dies für Alex und Trude der wichtigste Teil des Jom Kippur war.

Israel betrachteten die beiden immer als eine Art Versicherung, als den Ort, an dem Jüdinnen und Juden sich in Sicherheit bringen könnten, würden sie wieder ver-

folgt. Dort leben wollten sie nicht, es war ihnen zu laut und zu «orientalisch».

In späteren Jahren fuhren sie einige Male nach Wien, später auch nach Budapest. Es waren keine belasteten Besuche. Sie waren dort als Touristen und erlebten beide Städte als lebhaft und interessant. Sie genossen Powidl-Buchteln, Sachertorte und Krautfleckerl und kamen jeweils gut gelaunt zurück.

Nach Heilbronn oder Stuttgart fuhren sie hingegen nie mehr – der einst so missglückte Besuch im Zusammenhang mit den Reparationszahlungen hatte ihnen wohl gereicht. Wenn andere ehemalige Heilbronner von der Schönheit des Neckars schwärmten, verzog Trude angewidert den Mund. Und als es in den Achtzigerjahren institutionalisierte Einladungen an die Vertriebenen aus deutschen Städten – so auch aus Heilbronn – gab, machte Trude unmissverständlich klar, dass sie daran überhaupt kein Interesse hatte.

Mein Mann und ich sind am Ende dieser Recherche nach Heilbronn und nach Künzelsau gefahren, haben die Orte der Familie gesucht und gefunden, und ich habe erstmals gesehen, wie schön dieses Land Baden-Württemberg landschaftlich ist. Das hatte ich nicht erwartet, davon war auch nie die Rede gewesen.

Die Spurensuche

Um diese Geschichte zu schreiben, musste ich zum einen viele Fakten recherchieren, zum anderen versuchte ich mich in vergangenem Raum, in vergangener Zeit zu orientieren. Als Historikerin hätte ich möglicherweise vieles anders eingeordnet. Doch es sollte ja die Geschichte unserer Familie werden und kein Nachschlagewerk. Viele der Erinnerungen gehen auf meine Kindheit zurück, auf Aussagen, Stimmungen und Gefühle, die ich interpretierte oder denen ich nachträglich Bedeutung verlieh. Mit wem könnte ich sie heute überprüfen? Meinen Bruder Klaus kann ich nicht mehr fragen, er ist schon im Alter von 56 Jahren gestorben. Wir hatten nie über unsere Familiengeschichte geredet, uns nie zu Fragen unserer Herkunft ausgetauscht.

Mit Alex habe ich in seinen letzten Jahren manchmal über die Zeit des Krieges gesprochen. Seine Erzählungen hatten eine gewisse Leichtigkeit, er schweifete schnell ins Anekdotische ab, und ich liess mich von ihm gerne ins Abseits führen. Meine Tante Selma, die ich ebenfalls in ihren letzten Lebensjahren befragt habe, war eine liebenswürdige, mit viel Fantasie begabte, aber nicht sehr zuverlässige Quelle. Und auch sie hat um die heiklen Fragen einen grossen Bogen geschlagen. Trude hat Alex um sieben Jahre überlebt. In dieser Zeit habe ich einige Male versucht, mit ihr Fragen zur Vergangenheit zu klären. Aber meist endeten diese Gespräche in gegenseitigem Unverständnis. Im Zentrum standen jetzt vor allem ihre Schuldgefühle, dass sie nicht alles in ihrer Macht Stehende getan hatte, um die Grosseltern zu retten. Sie fühlte sich auch schuldig am Tod von Alex, der im Alter von fast neunzig Jahren – unermüdlich von ihr umsorgt – nach langer Krankheit gestorben war. Die Gegenwart wurde von der Vergangenheit eingeholt, ein Gespräch darüber war nicht möglich, ohne ihr Schmerzen zu bereiten.

Eine meiner Motivationen, diese Geschichte aufzuschreiben, war, sie für unsere Kinder und deren Nachkommen zu dokumentieren und festzuhalten. Und je

länger ich daran arbeitete, desto mehr merkte ich, wie wichtig es war, etwas auszuleuchten, das immer im Hintergrund meines Lebens gestanden hatte, das viele seltsame Stimmungen innerhalb der Familie erklärte und das mir vielleicht auch das Gefühl gab, mich in meinem Leben nie ganz auf festem, sicherem Boden zu bewegen. Etwas, das viele Menschen empfinden, es braucht dafür nicht die traumatische Wucht einer Holocaust-Vergangenheit.

Diese schmerzliche Vergangenheit war Teil unseres Lebens – sie stand aber nie im Vordergrund. Vielmehr war sie der Untergrund, auf dem unsere Familie gebaut war. Unser Familienalltag war von Optimismus und Zukunftsglauben geprägt, Trude und Alex waren ein Leben lang ein eng miteinander verbundenes und liebendes Paar. Sie haben mich immer in allem, was ich machte, unterstützt und bestärkt und waren auch wunderbare Grosseltern.

Trudes grosse Familie genealogisch zu ordnen, half mir Abraham Frank in Israel, der Sohn des Grosscousins von Trude, den sie immer als ihren «einzigsten überlebenden Verwandten» bezeichnet hatte. Er schickte mich auch zu Herbert Selig in Jerusalem, der damals in seinem hundertsten Altersjahr stand und sich bester geistiger Gesundheit erfreute. Herbert war mit einer Enkelin von Trudes Grossonkel David verheiratet gewesen und hatte viele Jahre in Chicago in unmittelbarer Nähe der ganzen Frankschen Grossfamilie gelebt. Über ihn konnte ich zu andern Nachkommen sowohl auf der Seite der Franks wie der Morgenroths in den USA Kontakt aufnehmen. Und schliesslich fand ich – auch dank der Hilfe von Abraham – im lothringischen Metz eine Enkeltochter von Fannys jüngster Schwester Augustine, eine Frau in meinem Alter.

Einiges konnte ich von Alex' Verwandten erfahren, unter anderen von Fred Friedman, einem Enkel von Reisels Bruder Benno, dessen Familie auch von Wien nach Brüssel geflüchtet war und dort in der Nähe von Edy, Käthe und Heinz lebte. Doch niemand, auch nicht meine Cousine Adina in Israel, die zu Reisel immer ein enges Verhältnis gehabt hatte, wusste etwas

über die Herkunft in Brody oder über die verschwiegene Verwandtschaft auf der Seite des Vaters Rudolf Klumak.

Nachforschungen in jüdischen Familien beginnen oft in der Zentralen Datenbank von Yad Vashem, dem Forschungsinstitut zu Fragen der Ermordung jüdischer Menschen durch die Nationalsozialisten. Die Namensdatenbank wird ständig weiterbearbeitet, digitalisiert und ergänzt durch Dokumente, die neu erfasst wurden, oder durch Zeugnisse von Angehörigen. Die endlose Menge von Listen und Aufzeichnungen, von Formularen und Kontrollbögen, welche die nationalsozialistische Vernichtungsindustrie produzierte, ist bis heute noch nicht endgültig aufgearbeitet und bringt immer wieder Neues zutage. 2006 suchte ich erstmals in der Namensdatenbank nach unseren Familienmitgliedern, seither schaue ich von Zeit zu Zeit hinein. Mehrmals habe ich auch neue Fakten gefunden.

2006 habe ich zudem beim Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes in Bad Arolsen (ITS, International Tracing Service) eine Anfrage zum Schicksal einiger unserer ermordeten Verwandten gemacht und zwei Jahre später ein Couvert mit zahlreichen Dokumenten erhalten. Manchmal stimmen die Angaben von ITS und Yad Vashem auch nicht überein. Nach Edy suchte ich auch im Dokumentationszentrum und Museum Mémorial de la Shoah in Paris. Zu ihm selbst gab es hier keine Angaben, doch viele Berichte über Gurs und die anderen Lager in den französischen Pyrenäen.

Weiterführende Informationen zur Familie fanden sich, wie erwähnt, in Erinnerungsschriften und Geschichtsbüchern zu den jüdischen Gemeinden von Heilbronn, Künzelsau, Würzburg, im Jüdischen Museum in Berlin und auf der Website von Alemannia Judaica. In vielen dieser Publikationen habe ich Spuren meiner Familie entdeckt, Bilder gesehen, von ihnen, von ihren Häusern. Einen ersten Stammbaum der Morgenroths schickte mir Stefan Kraut, der Stadtarchivar von Künzelsau, Mitverfasser der Erinnerungsschrift *«... und lebten unter uns», Juden in Künzelsau*.

Darin erzählt auch Rose, die jüngste Tochter von Ikes Bruder Sam Morgenroth, die Künzelsau Jahre nach dem Krieg mehrmals besuchte, die Geschichte ihrer Familie.

Am ergiebigsten bezüglich der Recherche in den Gemeinden war der Besuch bei der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) in Wien. In der Bibliothek konnte ich die Jahresberichte aus den Jahren 1912 bis 1932 einsehen. Die Lektüre vermittelte einen Einblick in die vielfältigen Bereiche und Aktivitäten dieser so grossen Gemeinde und eine bessere Vorstellung davon, wie das jüdische Wien in der Jugendzeit von Alex ausgesehen haben mochte. Im Archiv sass in seinem völlig verrauchten Büro Magister Eckstein vor dem Computer, in den Gestellen standen die grossen, alten Matrikelbücher der Gemeinde. Er brauchte nur Minuten, um in den Dateien Mitglieder der Familie Klumak zu finden, und lieferte Stammbäume sowie Daten zu Geburt, Heirat und Tod, Zeitpunkt der Anmeldung in oder Abmeldung von Wien und Adressen. Die IKG Wien hat sämtliche Namen und Angaben in den Matrikelbüchern von 1826 bis 1938 digital erfasst – eine ungemein nützliche Arbeit für all jene zahlreichen Nachkommen von Familien aus Wien, die wie ich auf Spurensuche sind.

Besuche an den Herkunftsorten der Familie haben – im Gegensatz zu den Briefen – wenig Emotionen ausgelöst. Die zeitliche Distanz ist wohl zu gross, in diesen mehr als siebenzig Jahren haben sich die Städte völlig verändert, zu viele andere Geschichten haben mittlerweile die unsere überdeckt. Mehr Bezug schafften Gedenkstätten, wo ich die Namen von ermordeten Verwandten eingraviert sehen konnte. Oder die Besuche auf Friedhöfen: so unter anderem dem im hessischen Alsbach, dessen Vorsteher Trudes Grossonkel David Frank bis 1939 war. Oder der Jüdische Friedhof Berlin-Weissensee, wo wir das grosse Familiengrab der Waldos fanden – und damit auch ihre Namen und Lebensdaten. Nicht im Familiengrab ruht Grossvater Selig Waldo, er liegt bei seiner lange vor ihm verstorbenen ersten Frau Paula – weshalb, werden wir wohl nie erfahren.

Sehr wichtig für die Recherche waren die archivierten Dokumente in den Akten der jüdischen Fürsorge VSJF, sie werden im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich aufbewahrt. Aus diesen Korrespondenzen und Aktennotizen liess sich so manches über den Flüchtlingsalltag in Zürich erfahren. Vieles erinnerte mich dabei an die Flüchtlinge, die heute zu uns gelangen: die Gründe für die Flucht, die für uns Ansässige oft schwer nachvollziehbar sind, die geschlungenen Fluchtwege und die improvisatorischen Fähigkeiten, die sie benötigen, um sich in einem wenigstens einigermaßen erträglichen Alltag einzurichten.

Besonders berührt haben mich die Unterlagen der Vormundschaftsbehörde zu meinen Bruder Klaus, die ich im Stadtarchiv Zürich einsehen konnte. Die Schriftwechsel und Aktennotizen sowie die Inspektionsberichte der Fürsorgerin erzählen nicht nur viel über die für Trude und den kleinen Klaus schwierige Zeit, sondern auch über den damaligen Zeitgeist, über die Sicht auf die Familie von aussen.

Eine weitere Informationsquelle waren die Einbürgerungsakten, die ich im Zürcher Stadtarchiv, im Staats- und im Bundesarchiv fand. Sie waren die Bestätigung dafür, dass die Familie Klumak Anfang der Sechzigerjahre, fünfzehn Jahre nach dem Krieg, wirklich in der Schweiz angekommen war, dass sie nicht weiterwandern wollte.

Nachwort

Stefan Mächler

«Nichts Gutes» – «sehr gut»? Orientierung im Reich der Lügen

«Es soll dort sehr gut sein», schreibt Ike Morgenroth an seine junge Enkelin Trude Waldo, die Mutter unserer Autorin, kurz bevor er im August 1942 zusammen mit seiner Ehefrau Fanny die Reise nach Theresienstadt antreten muss (vgl. S.161). Wir wissen heute, dass diese Destination, obwohl von den Nazis als Vorzeigelager inszeniert, für viele Insassen die Todesstation war – so auch für Fanny, die nur Wochen nach der Ankunft verstarb. Für die anderen war Theresienstadt eine Durchgangsstation auf ihrer Reise in die endgültige Vernichtung – so auch für Ike, der nur Wochen später in Treblinka ermordet wurde.

Ike und Fanny hatten wohl geahnt, dass es in Theresienstadt nicht «gut» sein würde, geschweige denn «sehr gut». Eine derartige Erwartung hätte der eigenen Erfahrung einer dramatischen Entrechtung widersprochen, die sich seit Jahren Tag für Tag erneuerte. Sie hätte auch dem Gerücht widersprochen, demzufolge die Deportierten im Osten durch Massenerschiessungen oder Hunger zu Tode kämen. Aber dies war nur ein Gerücht, das die Nazis als Gräuellüge und Feindpropaganda abqualifizierten. Und in der Tat waren diese Nachrichten so unglaublich, dass möglicherweise auch Fanny und Ike sie so wenig glauben konnten wie die meisten anderen jüdischen Opfer. Ihre wirkliche Einschätzung der Lage werden wir nie erfahren, da dazu keine anderen Quellen, zum Beispiel Tagebuchaufzeichnungen, überliefert sind. Selbst wenn Fanny und Ike über sichere Informationen verfügt und die drohende Gefahr erkannt hätten, ihre Lage und ihr Handlungsspiel-

raum hätten sich nicht verbessert. Die beiden waren betagt, seit Jahren aus ihrem Sozialgefüge gerissen, zuletzt waren sie in das Städtchen Haigerloch deportiert worden, wo sie isolierter denn je waren. Aussicht auf Flucht oder Untertauchen hatten sie keine.

Was hielten Ike und Fanny vom Versprechen des Regimes, Theresienstadt sei eine Alterssiedlung für betagte und privilegierte Juden? Diese Frage, die sich auch Sibylle Elam stellt, lässt sich mangels Quellen ebenfalls nicht beantworten. Möglich, dass die beiden den Propagandacharakter dieser Behauptung erkannten. Dafür spricht, dass Ike im zitierten Brief an seine Enkelin Trude schreibt: «vielleicht sehen wir uns noch.» Entgegen dem Wortsinn kann diese Formulierung nämlich auch gelesen werden als: «Ich befürchte, wir werden uns nie mehr sehen.» Wenn Ike demselben Brief zudem den Geburtsschein von Trude beilegt und bemerkt: «vielleicht kannst ihn gebrauchen», wirkt das, als wolle er ein wichtiges Dokument weitergeben, weil der endgültige Abschied droht.

Umgekehrt ist von anderen Beispielen bekannt, dass die jüdischen Opfer die Propaganda der Nazis glaubten, obwohl sie ihren Lügencharakter durchschauten. Sie glaubten zwar nicht alles, aber doch einen Teil. Im Fall von Ike und Fanny hätte das bedeuten können: Zwar misstrauten sie der Nazi-Propaganda, dass Theresienstadt eine Art Kurort sei, in dem die Juden einen bequemen Lebensabend verbringen dürften. Für eine Alterssiedlung hielten sie das Städtchen vielleicht dennoch, wenngleich für eine üble. Frei nach Ahlrich Meyer,¹ der zum «Wissen» über die «Endlösung» eine bedeutende Studie erstellt hat, könnte man sagen: Sie hielten die Wahrheit (Massenmord) für Propaganda und die Propaganda («Altersghetto Theresienstadt») für einen Teil der Wahrheit.

Das NS-Regime war mit seiner Strategie des Betrugs umso erfolgreicher, als dass es die Juden bereits seit 1933 in einen Zustand der zunehmenden

1 Ahlrich Meyer, *Das Wissen um Auschwitz. Täter und Opfer der «Endlösung» in Westeuropa*, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2010.

den Desorientierung versetzt hatte, sodass die Opfer nicht mehr wussten, was sie noch hoffen und glauben und wie sie noch handeln konnten – siehe unten. An diese Strategie konnte ab 1941 nahtlos die systematische arglistige Täuschung anschliessen, die für die Durchführung der «Endlösung» grundlegend wurde. Laut Meyer entsprach der Geheimhaltung gegenüber Ausland und deutscher Mehrheitsbevölkerung «ein ganzes Arsenal von Techniken der Desinformation und Irreführung, mit denen man die Juden bis zum letzten Moment im Ungewissen über ihren Untergang hielt. Der extreme Verfolgungsdruck, der nach 1938 und insbesondere seit Beginn der Deportationen auf der jüdischen Bevölkerung lastete, mobilisierte ebenso sehr deren Gegenwehr und Überlebensstrategien, wie er ein Gefühl der Ausweglosigkeit hervorrufen und falsche Hoffnungen erzeugen konnte. Daher die Wirksamkeit von Täuschungen. Es handelt sich hier also nicht um die Frage, was die Opfer ‚wussten‘ oder ‚nicht wussten‘, sondern um das Phänomen eines manifesten Betrugs, inszeniert mit den Mitteln der Propaganda, der Lüge und des Terrors.»²

Die umfassende Verschleierung der wahren Absichten begann bei Theresienstadt damit, dass die Nazis zu der Zeit, in der Fanny und Ike deportiert wurden, bereits konsequent von «Altersghetto» sprachen, und nicht mehr, wie anfänglich in internen Dokumenten, von «Sammellagern» und «Durchgangslagern». Dieser Täuschungsstrategie entsprach auch der Umgang mit Opfern wie Selma Morgenroth, der behinderten Nichte von Ike, die ohne Umweg über Theresienstadt direkt in den Osten deportiert wurden. Die detaillierte Liste der mitzunehmenden Gegenstände – Eimer, Äxte, Schaufeln usw. – liess, wie Sibylle Elam den Orthistoriker Hans Franke (S. 149) zitiert, «die Meinung aufkommen, dass es sich um eine tatsächlich dauernde Ansiedlung handeln würde». Diese Fehlannahme war jedoch kein zufälli-

² Ebd., S.110.

ger Nebeneffekt, sondern die eigentliche Absicht dieser Massnahme. Dieselbe Täuschungsabsicht steckte dahinter, wenn die Nazis die «Endlösung» gegenüber ihren Opfern konsequent als «Evakuierung», «Umsiedlung», «Arbeitseinsatz» oder «Familienzusammenführung» camouflierten.

Alex Klumaks Bruder Edy wurde zusammen mit seiner Frau Käthe und dem Sohn Heinz am 23. August 1942 in Brüssel verhaftet und ins Lager Malines gebracht (S. 193). Die Deutschen hatten zur Überrumpelungstaktik der nächtlichen Razzia gegriffen, weil die Juden in Belgien schon nach dem ersten Transport so alarmiert über die drohende Gefahr waren, dass sie sich nicht mehr «freiwillig» für den «Arbeitseinsatz» stellten. Viele versuchten stattdessen, sich in die freie Schweiz zu retten, was die dortigen Behörden dazu veranlasste, die Grenze vor den jüdischen Zufluchtsuchenden vollständig zu verschliessen. Jeweils am Vorabend bevor in Malines die Züge nach Auschwitz abfuhr, hielt der Lagerkommandant oder sein Stellvertreter eine Rede. Darin versprach er den Gefangenen eine gute Zukunft in ihrem «Arbeitseinsatz», wobei das Lügengebilde von Rede zu Rede variiert wurde. Zu der Zeit, als Edy und seine Familie deportiert wurden, lautete es dahingehend, dass die Juden nach Deutschland kämen, wo sie «ein gutes Leben» hätten und «Bauern bei der Ernte helfen» würden.³ Es war keinesfalls einfach für die Gefangenen, diese Lügen zu durchschauen. Sie hatten zwar ein alarmierendes Gerücht gehört – aber dies konnte auch bedeuten, dass die angekündigten Arbeitseinsätze nicht so paradiesisch sein würden wie angekündigt, sondern hart, brutal und sogar tödlich. Hingegen lagen Todesfabriken und die eigene direkte Reise dorthin ausserhalb des Denkbaren.

Wir diskutieren hier die Frage des Wissens und Glaubens deshalb, weil sie im Buchtitel «Es soll dort sehr gut sein» implizit angesprochen ist und

³ Vgl. ebd., S.114f.

weil, wie erwähnt, die allumfassende Täuschung der Juden zu den grundlegenden Strategien der Nazis gehörte. Damit gelang es den Tätern, den Wirklichkeitssinn und die Orientierung ihrer Opfer zu zerstören und deren ohnehin sehr eingeschränkte Handlungsfähigkeit noch gänzlich zu lähmen. Wahrscheinlich kann man auch den erwähnten Brief Ikes an Trude, den er 1942 vier Tage vor seiner Deportation nach Theresienstadt schreibt, als Ausdruck dieser zerstörten Orientierung lesen. Denn der Grossvater gibt darin eine negative Einschätzung zu seiner Situation ab, die er im nächsten Satz sogleich dementiert: «Dieses Mal kann ich Dir nicht sehr Gutes berichten, wir kommen Mittwoch 19. Aug. nach Theresienstadt (Böhmen) wenn es möglich ist werde ich Dir noch die genaue Adr. angeben. Ich hoffe, Du regst Dich deswegen nicht auf, es soll dort sehr gut sein.»

Ike kann also «nicht sehr Gutes berichten», obwohl seine Destination «sehr gut sein» soll. Allerdings ist dieser Widerspruch kaum allein seiner Desorientierung geschuldet. Sein Brief soll offensichtlich auch dazu dienen, seine Enkelin Trude über die bedrohliche Veränderung zu orientieren, ohne sie zu beunruhigen. Eine unlösbare Aufgabe.

Briefe als letzte Verbindung zur Welt

Damit stellt sich die grundsätzliche Frage, welche Funktion die Briefe hatten, deren Fund für Sibylle Elam den Auslöser und deren Inhalt den Ausgangspunkt ihrer Recherche bildeten, wobei wir uns hier auf die Briefe der Grosseltern beschränken.

Die Briefe dienten zunächst dazu, mit nächsten Angehörigen in Verbindung zu bleiben und sie über wichtige persönliche Ereignisse zu informieren. Die Absender in Deutschland mussten annehmen, dass die Empfänger im Ausland mindestens bruchstückhaft von den antijüdischen Verfolgungen Kenntnis hatten. Deshalb beabsichtigten sie mit ihren Schreiben auch, die Angehörigen zu beruhigen.

Diesen Zweck verfolgten die Grosseltern unter anderem im Frühsommer 1942 mit Nachrichten zu Fannys gesundheitlicher Besserung, zur gesunden Luft und zum ruhigen Tannenwald. Mit einer weiteren, heute verschollenen Karte in denselben Tagen, konnten sie damals bei Trude und Alex sogar riesige Freude auslösen – obwohl diese wussten, dass sich die Absender bereits in ihrem zweiten Zwangsquartier, in Haigerloch, befanden. Was allein Trude betraf, wollten die Grosseltern zudem auf dem postalischen Weg mit grosser Insistenz die Erziehung fortsetzen, die sie an Stelle des Vaters übernommen hatten, und ihre Enkelin wenigstens von Ferne beraten, leiten und kontrollieren. Eine weitere wichtige Funktion der Briefe bestand darin, nach Möglichkeiten der Auswanderung zu suchen und zu diesem Zweck auch mit den Verwandten in den USA in Kontakt zu bleiben.

Für die Grosseltern wurde die briefliche Verbindung mit der freien Aussenwelt umso existenzieller, je mehr ihre Isolation und Entrechtung fortschritten. Zwar hielten sich Fanny und Ike zu diesen Fragen sehr zurück, dennoch können wir indirekt anhand ihrer Briefe verfolgen, wie ihr Leben in jeder Hinsicht immer beengter wurde, sichtbar etwa im Verkauf der Möbel, als sie in eine kleine Wohnung in einem Judenhaus umziehen mussten, in der Deportation nach Haigerloch und in der Deportation von dort nach Theresienstadt. Schon vor den Deportationen waren auch Ike und Fanny davon betroffen, dass das NS-Regime die Juden vollständig aus dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen und ihren Bewegungsraum auf die Wohngemeinde und bestimmte Tageszeiten beschränkt hatte. Diesen Ausschluss machten die Nazis noch hermetischer, indem sie, abgesehen vom Briefverkehr, sukzessive jegliche Kommunikation der Juden mit der Aussenwelt unterbanden – durch das Verbot jüdischer Zeitungen (10. November 1938), das Verbot jüdischer Verlage und Buchhandlungen (31. Dezember 1938), die erzwungene Ablieferung der Radioapparate (20. September 1939), die Kündigung der Telefonanschlüs-

se (29. Juli 1940), das Verbot zur Benützung öffentlicher Telefonkabinen (12. Dezember 1941) sowie durch das Verbot, über Post oder Strassenhändler irgendwelche Zeitungen, Zeitschriften und Gesetzesblätter zu beziehen (Februar 1942). Diese kommunikative Isolation und den gesellschaftlichen Ausschluss vor Augen, verstehen wir noch einmal anders, warum die Grosseltern so hartnäckig von Trude Nachrichten einforderten und ihr regelmässig Schreibfaulheit vorwarfen. Es ging ihnen 1942 längst nicht mehr allein um die Erziehung ihrer Enkelin. Gefangen in der Finsternis, sehnten sie sich nach den «einzigsten Lichtblicken», als die sie die Nachrichten inzwischen bezeichneten (S. 158).

Die Vielzahl der verfolgten Zwecke erklärt uns, warum die Briefe zwischen Klage und Glückwunsch, erzieherischer Unterstützung und Forderung, Beruhigung und stark verklausuliertem Alarmruf oszillierten und warum sie manchmal in denselben Zeilen Disparates oder Widersprüchliches enthielten. Auffällig auch, was nie zur Sprache kam: Sibylle Elam weist daraufhin (S.44), dass die Grosseltern weder von Schikanen noch von Übergriffen geschrieben und nicht einmal die Novemberpogrome erwähnt hätten, die 1938 die jüdische Gemeinschaft und ihre Zukunftsperspektive in Deutschland im Kern erschütterten. Dabei waren sie ohne Zweifel Tag für Tag betroffen von den Entrechtungen, Einschränkungen und Diskriminierungen, die unaufhaltsam und dramatisch fortschritten. Trude las also nichts zu dem, was sie vielleicht über andere Kanäle erfahren hatte, las kein Wort zur verordneten Schmuckabgabe und zu den Sondersteuern für Juden, kein Wort zu den Parkbänken, auf die sich die Grosseltern nicht mehr setzen durften (und es vielleicht doch einmal heimlich taten?), kein Wort zum Entzug des Autoführerscheins und dem Verbot, ohne Erlaubnis die Strassenbahn zu benutzen, kein Wort über Anpöbelungen und Beschimpfungen auf der Strasse durch die Hitlerjugend – oder über ein verstohlenes solidarisches Grüssen durch eine Unbekannte, weil der neuerdings zu tragende Stern sie als Juden kenntlich machte.

Auch zu den politischen Ereignissen und zum Kriegsgeschehen schwiegen sich die Morgenroths aus. Immerhin beklagte sich die Grossmutter über das Warenhaus, das sie um eine schon bezahlte Ware geprellt hatte, offensichtlich weil sie Jüdin war (S. 54). Dies blieb der einzige kritische Bericht – geschrieben noch in der Phase vor Einführung der Briefzensur im Sommer 1939. Da die Grosseltern ansonsten schon vorher so vorsichtig und thematisch einseitig kommunizierten, kann man ihre Zurückhaltung nicht nur mit der Zensur erklären. Allerdings wissen wir, wiederum mangels Quellen und weil wir ihre Persönlichkeiten wenig kennen, keinen anderen Grund. Vielleicht waren sie durch das totalitäre Regime und durch persönliche Erfahrungen bereits zu sehr eingeschüchtert, um auch nur andeutungsweise eine Bemerkung zu riskieren, die als Aufbegehren hätte verstanden werden können. Vielleicht wollten sie die junge Enkelin nicht mit beunruhigenden Erlebnissen und Entwicklungen belasten – zwei Motive, die sich nicht gegenseitig ausschliessen. Gut denkbar schliesslich umgekehrt, dass Ike und Fanny mit ihrem überschwänglichen und hartnäckigen Thematisieren der anstehenden Heirat Trudes zu einer Zeit, in der sie selbst die eigene Deportation vorbereiten mussten, etwas Zweites ausdrückten: das Gefühl, angesichts der eigenen Situation überhaupt nur noch über familiäre Gegenstände schreiben zu können und zu dürfen.

Weil uns nachgelassene Briefe nie einen unvermittelten Zugang zur vergangenen Realität verschaffen, gehört es zu den Grundregeln der historischen Arbeit, nach dem Kontext zu fragen – nach Entstehungsbedingungen und Adressaten der Briefe und, wie am Beispiel demonstriert, nach den verfolgten Absichten. Sibylle Elam leistet diese unentbehrliche Aufgabe der Kontextualisierung souverän – und zwar bezogen auf alle Familienangehörigen und deren Geschichten, wobei sie die Fachliteratur und weitere Quellen einbezieht. Zugleich beschreibt sie die Protagonisten auf empathische und reflektierte Weise, was uns einen anschaulichen Zugang zu deren Erfahrungen ermöglicht. Gekonnt nutzt sie auch das gelernte Handwerk der

Journalistin, was ihre Recherche zu einer packenden Lektüre macht. Und wo die Quellen fehlen, macht sie ihre Vermutungen und ungesicherten Vorstellungen als solche transparent.

So halten wir eine Familiengeschichte in den Händen, die über das Familiäre hinausweist, geschrieben in der Ich-Form und aus der Warte einer Tochter und Urenkelin, die von den geschilderten Ereignissen selbst direkt und indirekt betroffen ist. Es ist ein Versuch, sich diese Geschichte «Stück für Stück zusammensetzen», wie die Autorin schreibt (S. 10) – wir würden eher sagen, es ist ein Versuch einer Konstruktion, da Erzählen, auch historisches, immer aus dem Blickwinkel und mit den Interessen, dem Wissen und der Vorstellungskraft der Gegenwart geschieht.

Zeitgenössische Perspektive bis 1937: Auswanderung

Trude zog 1936 aus Deutschland in die Schweiz, nachdem ihr der Gesangslehrer Alfredo Cairati angeboten hatte, ihren Unterricht in Zürich fortzusetzen. Dem vorausgegangen war ihr Ausschluss aus der Musikhochschule, weil sie Jüdin war. Ihre Reise in die Schweiz würde Trude Jahre später vor dem Holocaust retten – aber dies war natürlich nicht ihre damalige Wahrnehmung, sie konnte nicht in die Zukunft sehen, und das Udenkbare war auch für sie undenkbar.

Für uns aber ist diese undenkbare Zukunft bekannte Vergangenheit – und dies ist keine triviale Feststellung: Lesen wir heute Sibylle Elams Buch, lesen wir nicht allein eine erschütternde und vielfältige Familiengeschichte. Vielmehr lesen wir diese Geschichte von der ersten Seite an in der Annahme, dass sie im Holocaust enden werde. Diese Art, Geschichten aus der Nazi-Zeit zu lesen, ist jedoch neueren Datums. Dem Massenmord an den europäischen Juden wurde nicht schon immer eine Bedeutung zugeschrieben, die ihn fast automatisch zum Kulminationspunkt aller vorgängigen Ereignisse macht. In den Jahren, in denen er geschah, und in den ersten Jahr-

zehnten danach betrachtete man ihn – bestenfalls – als Nebenschauplatz des Krieges. Seit einigen Jahrzehnten aber ist der Holocaust zum Kerngehalt des Nazi-Regimes und des Zweiten Weltkriegs geworden, mehr noch zum negativen Signum eines gesamten Jahrhunderts. Mit dieser Verschiebung einher geht jedoch das Risiko, dass wir das Fühlen, Denken und Handeln der damaligen Akteure nur noch von diesem monströsen Endpunkt der Geschichte her interpretieren und blind sind dafür, was sie wirklich wahrnehmen und verstehen und wie sie tatsächlich handeln konnten.

Sibylle Elam ist dieser Fehler nicht unterlaufen. Dennoch lohnt sich die Nachfrage, was es für ihre Geschichte heisst, wenn wir sie nicht einfach als lineare Vorgeschichte zum Holocaust interpretieren. Für die Antwort müssen wir die Akteure, so gut es die Quellen zulassen, in den Wahrnehmungen und Erfahrungen aufsuchen, die sie damals ohne Wissen von ihrer Zukunft machten. Eine Schlüsselfrage für uns betrifft damit die Perspektive der Auswanderung aus Deutschland.

In den Monaten nach der Machtübernahme durch die Nazis im Januar 1933 flüchteten 37'000 Juden und Jüdinnen panikartig aus Deutschland, Tausende auch in die Schweiz. Aber bereits ab Mitte 1934 kehrten die meisten nach Deutschland zurück – wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten. In der Schweiz beispielsweise war es ihnen strikt verboten, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Laut David Jünger, der zur jüdischen Emigrationsgeschichte eine erhellende Studie geschrieben hat, war die Hoffnung dieser Rückkehrer «auf ein besseres Leben in der vermeintlich vertrauten Heimat» stärker als die erfahrene «Unsicherheit und Fremdheit des Exils».⁴

Diese wirtschaftliche Perspektive blieb vorläufig entscheidend. Die meisten jüdischen Menschen, die Deutschland bis 1938 verliessen, taten

4 David Jünger, *Jahre der Ungewissheit. Emigrationspläne deutscher Juden*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016, S. 385; Stefan Mächler, *Hilfe und Ohnmacht, Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund und die nationalsozialistische Verfolgung 1933-1945*, Chronos, Zürich 2005, S. 55 f.

dies, weil ihre ökonomische Existenz zu Hause gefährdet war oder weil sie «nicht als Deklassierte in einer jüdenfeindlichen Gesellschaft leben wollten». Die persönliche Sicherheit, die Gefährdung an Leib und Leben, war in diesen Jahren noch nicht das entscheidende Kriterium für die Emigration.⁵

Gerade in Ausnahmesituationen sind wir geneigt, zu Erfahrungen und bewährten Strategien der Vergangenheit zu greifen. Dies galt auch für die Juden in Deutschland und für ihre Institutionen. Sie nahmen daher die Emigration ab 1933 zunächst nicht als den historischen Bruch wahr, zu dem er im Rückblick werden sollte. Vielmehr interpretierten sie nach der Machtübernahme durch die Nazis die Frage von Auswandern und Bleiben in der Kontinuität einer eigenen Vergangenheit, insbesondere einer osteuropäischen, die von Judenfeindschaft, Pogromen und kollektiven Vertreibungen geprägt war und in der die Juden bereits Strategien zum Umgang mit jüdischer Migration hatten finden müssen. Mit diesem Erfahrungsschatz entwickelten die jüdischen Institutionen in Deutschland und in anderen Ländern Vorstellungen, wie man mit der aktuellen Gefährdung der jüdischen Existenz umgehen konnte. Dazu gehörte in den Anfängen der NS-Herrschaft, dass die Juden dem Auswanderungsdruck des Regimes widerstehen wollten. Ausharren, sich nicht verdrängen lassen, das jüdische Erbe verteidigen, so lauteten die Devisen. Eine massenhafte Emigration hätten die Juden zu diesem Zeitpunkt nicht als Rettung verstanden, sondern als Kapitulation vor dem Nationalsozialismus.

Damit einher ging eine Strategie, der sich auch die Verantwortlichen der kleinen jüdischen Gemeinschaft in der Schweiz anschlossen: eine geplante und kontrollierte Emigration. Gemäss dieser Strategie wollte man die Auswanderung nur derjenigen Menschen unterstützen, die persönlich gefährdet waren oder die die beruflichen Voraussetzungen mitbrachten, an-

5 Jünger, *Jahre der Ungewissheit*, S. 20,344,389.

dernorts eine wirtschaftliche Existenz zu finden. Die Schreckensvision eines jüdischen Armenproletariats in den Einwanderungsländern galt es unbedingt zu verhindern.⁶

Schon bald nach Hitlers Machtantritt erwiesen sich jedoch Erfahrungen und Wissen aus der Vergangenheit zunehmend als unnütz für die Gegenwart. Die nazistische Politik der enthemmten und radikalisierten Judenfeindlichkeit, die sich um bisherige Rechte, Normen und Moralvorstellungen focht, erzeugte bei ihren Opfern ein Gefühl der Desorientierung und Unwirklichkeit. «Bodenlosigkeit» hiess daher die Metapher, die laut David Jünger die jüdische Zeitdiagnostik der Dreissigerjahre durchzog. «Der Boden wankt unter den Füßen von Millionen jüdischer Menschen», konstatiert 1938 der Philosoph Isaac Breuer.⁷ Diese verstörende Wahrnehmung beeinflusste auch den Umgang mit der Frage, ob man in Deutschland bleiben oder ins Ausland gehen sollte. Damit wurde Auswandern zwischen 1933 und 1938 zu einer wichtigen Option – aber noch nicht zur dringlichsten und einzigen. Ob man sich zum Bleiben oder Gehen entschied, hing auch von Zufällen ab, von persönlichen Konstellationen. Die Gefühlslagen und Einschätzungen wechselten, an einem Tag neigte man zum Bleiben, am übernächsten zum Gehen. Es war weniger ein explizites, wohlüberlegtes Entscheiden, als dass man mangels Klarheit unentschieden ausharrte. Wobei die objektiven Hürden von zentraler Bedeutung blieben: In Deutschland zogen sich die mühseligen Verfahren der Ausreisegenehmigung und des Vermögenstransfers über Monate und Jahre hin. Wurde eine Ausreise endlich bewilligt, bedeutete dies enorme finanzielle Verluste. Und jenseits der Reichsgrenze verschlossen sich alle Immigrationstüren, weltweit und zunehmend, ab 1937 dramatisch.⁸

6 Vgl. ebd., S. 20; Mächler, *Hilfe und Ohnmacht*. S. 60 f., 65-68.

7 Jünger, *Jahre der Ungewissheit*, S. 380, Zitat ebenda.

8 Vgl. ebd., S. 386,394,361.

Trudes Auswanderung passt genau in diese Muster: Ihrer Ausreise in die Schweiz ging der antijüdisch motivierte Ausschluss aus der Musikhochschule voraus. Die glückliche Fügung, dass Trudes Professor, Alfredo Cairati, auch in Zürich unterrichtete und er ihr dort einen Studienplatz versprach, dürfte den Ausschlag für ihre Migration gegeben haben – nicht eine persönliche Gefährdung. Jedenfalls ist dazu nichts bekannt. Somit erwiesen sich die individuelle Konstellation und die berufliche Perspektive auch in ihrem Fall als entscheidend. Sibylle Elam bringt im Übrigen keinen Hinweis, dass Trude schon damals bei ihrem Wegzug nach Zürich beabsichtigt hätte, Deutschland definitiv zu verlassen. Unter dieser Voraussetzung hätten die Grosseltern ihre zwanzigjährige Enkelin wohl ungern allein ziehen lassen. Vermutlich gingen alle davon aus, Trude würde ihren Lebensmittelpunkt nur vorübergehend – solange sie studierte und solange die Verhältnisse in Deutschland so prekär blieben – in die Schweiz verschieben. Ein definitives Exil war das nicht. So kehrte Trude in den ersten Zürcher Jahren für den Urlaub noch nach Hause zurück – was für diese Emigrationsphase kein seltenes Verhalten war. Es steht für eine Normalität in der Ausnahme-situation, in der sich Emigranten und Emigrantinnen wie Trude eingerichtet hatten.

Das Angebot eines Zürcher Studiums dürfte eine massgebliche Voraussetzung dafür gewesen sein, dass Trude überhaupt in der Schweiz bleiben durfte. Ohne Studienplatz wäre sie in die Kategorie der jüdischen Emigranten gefallen, die schleunigst weiterzureisen hatten und sich keinesfalls «als wesensfremde Elemente festsetzen» durften, wie es im Amtsjargon hiess. In den Augen der helvetischen Behörden hätte die Jüdin Trude – so wie die gesamte jüdische Einwanderung – das langfristige Projekt unterminiert, die angebliche «Überfremdung der Schweiz» zu bekämpfen.

Weil er ortsansässig war, konnte Professor Cairati auch in praktischer Hinsicht das Ankommen Trudes in der fremden Schweiz erleichtern. So war er sicherlich mitverantwortlich dafür, dass sich um die Studentin ein

Netz von Personen bildete, die sie bei Schwierigkeiten unterstützten. Der Umstand, dass er selbst der katholischen Konfession angehörte, könnte dazu beigetragen haben, dass Trudes Umfeld von Anfang an nicht nur jüdisch war. Dies war nicht selbstverständlich, denn damals beschränkte sich die Solidarität mit den Emigranten und Flüchtlingen generell stark auf die eigenen politischen oder religiösen Kreise. Trotzdem spielte für Trude die jüdische Unterstützung – Hilfswerk VSIA, Dienstagsclub, Augustin-Keller-Loge, jüdische Philanthropen wie Silvain S. Guggenheim – zumindest materiell eine überragende Rolle.

Zeitgenössische Perspektive ab 1938: Flucht

Als nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 die Juden sogleich massiv terrorisiert, beraubt und aus dem Wirtschaftsleben gedrängt wurden, flüchtete Alex Klumak, Trudes späterer Ehemann, aus Wien in die Schweiz. Die Flucht gelang ihm erst im vierten Versuch und nur dank der Hilfe der Gestapo, die alles daransetzte, die Juden loszuwerden. Diese Vorgänge markierten den Wendepunkt von einer Politik der Verfolgung zu einer Politik der Vertreibung. Nur Monate später inszenierte das NS-Regime die Novemberpogrome und lancierte damit dieselbe Austreibungspolitik auch im «Altreich». Im gesamten Reich konnten die Juden fortan nur noch flüchten, ihr nacktes Leben retten. Es verblieb keine andere Option. Entsprechend vervielfachte sich die Zahl der jüdischen Ausreisenden aus Deutschland von bisher jährlich 21'000 bis 25'000 auf rund 100'000 im Jahr nach den Novemberpogromen.⁹

Die Grosseltern in Heilbronn mussten diese Verschärfungen mitbekommen haben, zumal im November 1938 auch Ikes Bruder ins KZ Dachau verschleppt worden war. Es ist kaum zufällig, dass sie nur einen Monat spä-

⁹ Ebd. S. 389.

ter gegenüber Trude erstmals die Auswanderung in die USA thematisierten – in einem Brief vom 17. Dezember 1938 nur implizit,¹⁰ in einem zweiten vom 27. Dezember (vgl. S. 57, 59) dann explizit. Dabei ging es ihnen sowohl um ihre eigene Auswanderung wie auch um diejenige ihrer Enkelin.

Eher erstaunt, dass die Grosseltern Trude im Dezember noch einladen, die Osterferien 1939 bei ihnen zu verbringen. Trude hat dieser Einladung keine Folge geleistet – sie hätte sich mit einer Heimkehr selbst gefährdet. Vielleicht befürchtete sie auch, bei ihrer Rückkehr nach Zürich von den Schweizern nicht mehr eingelassen zu werden. Es konnte ihr nicht entgangen sein, dass die Schweiz als Reaktion auf die Austreibungspolitik der Nazis bereits im August 1938 die Grenze vor den Schutz suchenden Juden mit österreichischen Pässen faktisch geschlossen hatte. Denn seither mussten die österreichischen Juden ein Visum vorweisen, das ihnen die Schweiz jedoch konsequent verweigerte. Ab Oktober galt dieselbe unerfüllbare Visumpflicht auch für Juden mit deutschen Pässen. Hätte Trude trotzdem einen Urlaub in Deutschland riskiert, hätten sie die Zollbeamten bei der Rückreise sogleich als Jüdin erkannt. Ihr Pass war seit Oktober 1938 mit einem J gestempelt, exakt so, wie es die Schweizer Regierung in hartnäckigen Verhandlungen mit Deutschland für alle Pässe deutscher Juden vorge schlagen und erreicht hatte.

Privilegiert und doch prekär

Dank Glück, Geschicklichkeit, Hartnäckigkeit, helfenden Freunden sowie unterstützenden Institutionen und Vereinen gestaltete sich die Situation von Trude und Alex in der Schweiz einigermassen komfortabel – vergleicht

¹⁰ Laut persönlicher Mitteilung von Sibylle Elam vom 24. Juli 2017 fragten die Grosseltern Trude am 17. Dezember 1938, ob sie beim amerikanischen Konsulat gewesen sei. Aus dem Brief wird nicht deutlich, worum es genau geht: um ein Visum oder beispielsweise um die Frage, ob Trude nicht doch die amerikanische Staatsbürgerschaft annehmen konnte, weil ihre Mutter in den USA geboren war?

man sie mit der Situation anderer Flüchtlinge in der Schweiz oder gar mit der verzweifelten Lage der Judenheit im nazibesetzten Europa. Zu den Privilegien gehörte das Gesangsstudium Trudes und die kleine Ausbildung an der Strickmaschine, die Alex absolvieren durfte und die später die Basis seiner beruflichen Existenz bilden würde – für die meisten anderen Flüchtlinge in der Schweiz blieb eine Ausbildung oder gar ein Studium Wunschenken. Auch die Gründung einer Familie, verbunden mit einer gemeinsamen Wohnsitznahme in Zürich, die ein Privatleben erlaubte, stand in Kontrast zu der Internierung in Lagern, der Platzierung in einem fremden Haushalt und der erzwungenen Trennung von Eheleuten und Kindern, worunter in der Schweiz Tausende von Flüchtlingen litten. Schliesslich dürfte es auch ein Glück gewesen sein, dass Alex die Arbeitslager verlassen und in der Flickstube arbeiten durfte. Er konnte so in der Stadt wohnen und bekam es mit einem Metier zu tun, zu dem er Interesse und berufliches Know-how mitbrachte.

Verglichen mit der Situation der Einheimischen, blieb die Lage von Trude und Alex hingegen prekär: Seit 1939 vergrösserte sich – vor allem wegen der blockierten Devisentransfers – Trudes finanzielle Bedrängnis. Als Mutter eines unehelichen Kindes war sie seit 1941 stigmatisiert – erst recht, seitdem sie den kleinen Klaus aus materieller und psychischer Not in ein Heim gegeben hatte. Ebenfalls seit 1941 gehörten Alex und Trude – im Verein mit allen anderen Juden aus Deutschland – zu den Staatenlosen und damit zur Masse der Menschen, die nicht einmal, um mit Hannah Arendt zu sprechen, das Recht hatten, Rechte zu haben. Überdies unterstanden sie wie alle Flüchtlinge dem Erwerbsverbot. Für Alex bedeutete dies für mehrere Jahre, zu einem sehr kargen Lohn in Arbeitslagern und in der Flickstube arbeiten zu müssen. Für beide bedeutete es, abhängig von der Unterstützung Dritter zu sein, was sie zu unfreien Bittstellern in alltäglichen wie existenziellen Angelegenheiten machte. Über die gesamte Zeit unterstanden sie schliesslich

der Verpflichtung, ein Drittland zu suchen und «weiterzuwandern», einer Verpflichtung, der der allergrösste Teil der Schweizer Bevölkerung zustimmte und die teilweise antisemitisch unterfüttert war. In einem Satz: Sie galten als Menschen zweiter Klasse, von den einen gerade noch geduldet, von Vormundschaft, Hilfswerk und vielen Menschen allerdings gut und mit Hilfsbereitschaft behandelt.

Ihren Herausforderungen und Diskriminierungen begegneten die beiden Protagonisten mit einem rechten Mass an Gelassenheit, Selbstbewusstsein und Hartnäckigkeit – man erinnere sich etwa an Sibylle Elams Schilderung, wie sie die bürokratischen Hürden zu ihrer Heirat erst in einem mehrjährigen Lauf überwinden konnten. Sie scheuten sich auch nicht, ihren Handlungsspielraum auszureizen – etwa indem sie sich der Pflicht zur Weiterwanderung so lange entzogen, bis ihnen endlich, die Transitmaxime war inzwischen politisch fragwürdig geworden, im Frühjahr 1951 die Niederlassung bewilligt wurde.

Weitaus am schmerzhaftesten und widersprüchlichsten dürfte ihre Lage gegenüber der Not ihrer Familienangehörigen gewesen sein, die sie verstreut in mehreren Ländern in den Händen der Nazi-Schergen wussten.

Zeitgenössische Wahrnehmung und der Schock der Nachträglichkeit

Während Trude und Alex sich in der Schweiz sicher fühlen konnten, wenigstens einigermaßen, bei einem Einmarsch der Deutschen hätten sie als Juden, als ausländische zumal, zu den ersten Opfern gehört; während sie ihren Alltag unter mehr oder minder schwierigen Bedingungen bewältigten; während sie auch Freuden und Vergnügungen nachgehen konnten, Kino, Theater, Besuch im Kaffeehaus; während sie sich als Liebespaar kennenlernten, ihre Heirat vorbereiteten und einen gemeinsamen Haushalt gründeten – während all dessen konnten sie nicht vergessen,

dass ihre Familienangehörigen im Ausland furchtbarer Not und Gefahr ausgesetzt waren. Zahlreiche Briefe erinnerten sie daran, wenigstens indirekt, da die Gefährdungen zumeist ungenannt blieben. Aus der Presse und aus Gesprächen mit Schicksalsgenossen oder jüdischen Helfern, die vielleicht mehr wussten als sie, mussten sie sich ein alarmierendes Bild von der allgemeinen Lage machen, in der sich das europäische Judentum befand.

Über den antijüdischen Terror nach der Annexion Österreichs und über die antijüdischen Gewalttaten in der «Reichskristallnacht» war man aus der Schweizer Presse informiert. Auch zu den Verbrechen an den Juden in den folgenden Jahren gab es fragmentarische Nachrichten. So berichtete das in Zürich erscheinende *Israelitische Wochenblatt* im Januar 1941 von Pogromen in Rumänien, die «jede Vorstellungskraft» überstiegen, im März dann von Epidemien im überfüllten Ghetto Warschau. Im Oktober rapportierte die NZZ den Abtransport von 20'000 älteren Männern, Frauen und Kindern aus Berlin, die «in Polen zu Arbeiten herangezogen» würden. Die BBC, die in die ganze Welt sendete und auch in der Schweiz gehört wurde, informierte ebenfalls über die Nazi-Verbrechen. So sprach in diesem Sender im Januar 1942 der Schriftsteller Thomas Mann von 400 holländischen Juden, die nach Deutschland gebracht und mit Giftgas getötet worden seien. Im Juni erregte die BBC Aufsehen mit einer Nachricht über den Massenmord an 700'000 polnischen Juden (von den anderen europäischen Juden wusste man noch nichts).¹¹ Im Juli druckten die NZZ und weitere Zeitungen Winston Churchills Feststellung, die Nazis hätten bereits mehr als eine Million Juden getötet. Am 14. August schrieb das *Israelitische Wochenblatt* zu den Deportationen in Frankreich, Holland und Deutschland. – Nur ein Tag vorher hatten die Schweizer Behörden die Grenze vor den jüdischen Zuflucht-suchenden aus ebendiesen Ländern hermetisch verschlossen, was ab dem

11 Yehuda Bauer, *Jüdische Reaktionen auf den Holocaust*, LIT Verlag, Berlin 2012, S. 94.

20. August bekannt werden und eine aufgewühlte Debatte in den Zeitungen und später im Parlament auslösen sollte.¹² Dass den Abgewiesenen Schreckliches drohte, war dabei ein zentrales Argument; Details erfuhr die Öffentlichkeit noch nicht. Die Bundesbehörden hätten aus diversen guten Quellen mehr gewusst, machten dieses Wissen jedoch nicht publik. Im Gegenteil, aus aussenpolitischer Rücksichtnahme behinderten sie durch die Presseüberwachung die Journalisten sogar darin, die Verbrechen und die dafür verantwortlichen Täter zu benennen.¹³

Die öffentliche Berichterstattung bis Sommer 1942 blieb also bruchstückhaft, nicht selten sassen die Zeitungen den Lügen der Nazis auf (Evakuierung in Arbeitslager). Der Massenmord an den Juden wurde erst ansatzweise erkannt; es war angesichts der unsicheren Quellen ausgeschlossen, zu einem sicheren Urteil zu kommen. Zudem erschienen der Genozid bzw. die Splitter, die davon kündigten, in den Zeitungen nicht auf den Titelseiten. Vielmehr blieb die Behandlung der NS-Verbrechen marginal, vergleichen wir sie mit innenpolitischen Themen oder dem Kriegsgeschehen.

Wir beschreiben diese Berichterstattung bis zum August 1942 hier ausführlicher, weil Trude und Alex nur bis zum Ende dieser Periode noch Nachrichten von ihren Familien im Ausland erhielten. Wir wissen nicht, was unsere beiden Protagonisten aus den Medien tatsächlich zu Kenntnis nahmen, noch weniger, was sie davon glaubten. Dokumentiert sind hingegen die Mühen ihrer Zeitgenossen in derselben Sache. Aufgrund der Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg waren sie geneigt, die Nachrichten vom Massenmord für gewaltige Übertreibungen und geschickte Kriegspropaganda zu halten – zu tief war die Kluft zwischen dem Inhalt

12 Gaston Haas, *«Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...».* 1941-1943. *Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste*, Helbing & Lichtenhahn, Basel 1994, S. 186 f., 219-232, 243-245.

13 Ausführlich dazu ebd.

und der psychologischen Bereitschaft, diesen Inhalt zu glauben, zu umfassend das nazistische System der Täuschung. Die Juden reagierten ebenso.¹⁴ Es steht zu vermuten, dass dies auch auf Trude und Alex zutraf. Sie hatten eine schreckliche Ahnung von den Gefahren, die ihren Familienangehörigen drohten, Gewissheiten und präzise Vorstellungen dazu hatten sie keine.

Erst 1943 etablierte sich als Tatsache, dass es Lager gab, in denen die Nazis die Deportierten in Gaskammern ermordeten. Aber auch dieses Wissen zeichnete noch kein umfassendes Bild des Genozids, es blieb fragmentarisch bis zum Kriegsende. Noch fehlte eine zureichende Vorstellung von den Vernichtungslagern; noch lagen der tatsächliche Umfang, die Systematik und die genaue Technik des Massenmords im Dunkeln und im Nebel der Täuschung.¹⁵

In dieser Zeit, in der Trude und Alex bereits um die grosse Gefährdung der Juden wussten, sich aber noch keine Vorstellung machen konnten, was ihnen tatsächlich widerfahren würde, sahen sie sich mit Hilferufen von Familienangehörigen konfrontiert.

Von Trude erwarteten die Grosseltern ab Ende 1938, ihnen zur Auswanderung in die USA zu verhelfen. Die Enkelin sollte selbst vorangehen und Fanny und Ike dann nachholen. Trude wollte hingegen in Zürich bleiben und liess eine zugesprochene Bürgerschaft vom 4. Januar 1939 verfallen, die im Übrigen noch keine Einreisebewilligung garantiert hatte. Auf die Auswanderung nach den USA kamen die Grosseltern in den folgenden Jahren noch mehrfach zu sprechen – es blieb eine vergebliche Hoffnung. Am 21. Juni 1942 brachten sie eine zweite Variante ins Spiel und fragten Trude, ob sie ihnen über Frau Faller oder Silvain S. Guggenheim eine Einreise in die Schweiz erwirken könnte. Ein solcher Plan hätte 1938 noch Chancen gehabt, freilich geringe; damals hatte der VSIA bei den Schweizer Behör-

14 Vgl. Bauer, *Jüdische Reaktionen*, S. 94 f.

15 Ebd., 268; Meyer, *Das Wissen um Auschwitz*, S. 78.

den in Einzelfällen die Einreiseerlaubnis für nahe Verwandte erhalten können.¹⁶ Aber jetzt stand die Deportation nach Theresienstadt unmittelbar bevor, zudem war den Juden in Deutschland die Ausreise seit Oktober 1941 verboten.

Alex seinerseits bekam im November 1940 erschütternde Nachrichten von seinem Bruder Edy, der in elender Verfassung im Lager Gurs interniert war. Edy beklagt sich, dass ihm zu wenig geschrieben werde, obwohl ihm dies «die einzige Freude wie Ablenkung» (S. 189) sei. Vor allem aber nennt er die beiden Möglichkeiten, mit denen ihm zu helfen wäre: Pakete gegen den Hunger und Geld, mit dem er sich aus dem Lager freikaufen könnte. Tatsächlich schickten damals jüdische Familien in der Schweiz Tausende von Paketen mit Lebensmitteln und Kleidern sowie Tausende von Geldsendungen für den Freikauf nach Südfrankreich. Wegen kriegswirtschaftlichen Barrieren taten sie dies mit der technischen Hilfe des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds.¹⁷ Auch Edy erwartete sehnsüchtig ein angekündigtes Paket – es war das, was Alex und seine Familie, alle selbst mittellos, an Unterstützung leisten konnten.

Zu diesen Hilferufen kamen – implizit, explizit oder auch nur in eigenen Vorstellungen und Ahnungen – noch weitere, von der Familie Edys in Brüssel, von Trudes Vater in Prag. Aber helfen konnten unbemittelte Flüchtlinge von der Schweiz aus wenig.

Nach dem Krieg warteten die jüdischen Familien auf die Verschollenen und füllten ihre Totenbücher. Die Judenvernichtung offenbarte sich in einer Monstrosität, die alle, die es wissen wollten, schockierte. Es war auch ein Schock der Nachträglichkeit, der einen zwang, die eigene Vergangenheit nochmals neu zu denken: Hatte man gesehen, was sich angezeigt hatte, begriffen, was man hätte begreifen sollen, getan, was nottat? Solche Fragen hätten sich die Täter und Bystander stellen

16 Mächler, *Hilfe und Ohnmacht*, S. 193. Hätte Trude die Schweizer Nationalität oder Niederlassung gehabt, wären ihre Chancen grösser gewesen.

17 Ebd., S. 236-241.

sollen – es waren stattdessen die Überlebenden und ihre Nachgeborenen, die darunter litten. Vielleicht ist es diese Nachträglichkeit, die nach Sibylle Elams Erinnerung in ihrer Familie ein Gefühl der Beklemmung ausgelöst hat und bei ihrer Mutter Trude Schweigen und ein Gefühl von Schuld.

Stefan Mächler ist Historiker in Zürich. Er hat verschiedentlich zur NS-Zeit publiziert, u.a. zum Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund und zu dessen Umgang mit den NS-Verfolgten und zur Schweizer Flüchtlingspolitik.

Dank

Dass dieses Buch zustande gekommen ist, habe ich vielen Menschen zu verdanken.

Meinen Kindern Ayana, Julia und Dimitri, für die ich die Familiengeschichte ursprünglich niederschrieb und die mich dabei mit ihrer Offenheit, Empathie und ihrem Interesse motivierten. Meinem Mann Peter Dolder, der mich auf jedem Schritt dieser Recherche mit Geduld und Anteilnahme begleitete. Meinen Verwandten in Israel, den USA und in Frankreich, die mir halfen, mich im weitverzweigten Familiengefüge zurechtzufinden. Dank auch an Heinrich Aerni, der in der Lage war, die Briefe in Sütterlinschrift von Trudes Grosseltern zu entziffern, und mir half, dies selber zu tun.

Mein grosser Dank geht an den Rotpunktverlag, an den früheren Programmleiter Andreas Simmen, an Thomas Heilmann und Sarah Wendie, die dem Buchprojekt von Anfang an positiv gegenüberstanden. Ohne das kompetente und einfühlsame Lektorat von Adrian Flückiger, die kreative Gestaltung durch Ulrike Groeger und das sorgfältige Korrektorat von Christoph Gassmann wäre aus meinen Texten nie ein Buch geworden. Besonderen Dank an Stefan Mächler, der meine Familiengeschichte auch als Historiker verstand und sie mit seinem Nachwort in einen grösseren Zusammenhang stellte.

Von ganzem Herzen danke ich auch allen Freundinnen und Freunden, die während der letzten sechs Jahre immer wieder bereit waren, sich anzuhören, wie weit meine Nachforschungen gediehen waren – und Silvia Carsana, die zudem bereit war, die umfangreiche erste Version dieser Geschichte für den Familiengebrauch zu korrigieren und zu gestalten. Insbesondere geht mein Dank auch an Lotta Suter und Claudia Kühner, welche die Texte lasen, noch bevor ein Buch geplant war, und mir wertvolle Rückmeldungen gaben. Dank auch an Stefan Keller, der

284 Dank

sich die Mühe nahm, den ersten Entwurf anzuschauen, und mich ermutigte, dieses Buch zu schreiben.

Ich hoffe, dass meine Eltern diese späte Erzählung ihrer Geschichte gutgeheissen hätten.

Anmerkungen

- 1 VSIA/VSJF (Verband Schweizerischer Israelischer Armenpflege/Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen), Akten, im Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich.
- 2 Im jüdischen Museum in Berlin sind Faksimiles der Listen der Gemeindemitglieder einsehbar.
- 3 Roland Flade, *Die Würzburger Juden. Ihre Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stürtz Verlag, Würzburg, 1987, S. 35.
- 4 Hans Franke, *Juden in Heilbronn*, stadtarchiv.heilbronn.de/fileadmin/daten/stadtarchiv/online-publikationen/03-vr-n-franke-juden-in-heilbronn.pdf, S.31f.
- 5 Ebd., S.106.
- 6 Wilhelm Metzendorf, *Geschichte und Geschieke der Heppenheimer Juden*, Geschichtsblätter Kreis Bergstrasse, Sonderband 5, Heppenheim 1982.
- 7 Ebd., S. 85.
- 8 *Der Spiegel* 51/1969, S. 73~75»
- 9 Franke, *Juden in Heilbronn*, S. 332.
- 10 Stefan Zweig beschreibt die Situation der Kulturschaffenden in dieser Zeit eindrucksvoll im letzten Teil seines Erinnerungsromans *Die Welt von Gestern*.
- 11 Franke, *Juden in Heilbronn*, S. 113.
- 12 Ebd., S. 122.
- 13 Ebd., S. 124F
- 14 Martin Frey / Stefan Kraut, «... und lebten unter uns». *Juden in Künzelsau*, Künzelsau 1993 (erweiterter Sonderdruck aus dem Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Band 77,1993), S. 6-10. Wiedergabe eines Artikels von Werner Trefz, der in der *Hohenloher Zeitung* am 9.11.1988 erschienen ist. Trefz hat anhand von Quellenmaterial die Ereignisse des Novemberpogroms in Künzelsau rekonstruiert.
- 15 Metzendorf, *Heppenheimer Juden*, S. 206.
- 16 Ebd., S. 206.
- 17 Franke, *Juden in Heilbronn*, S. 140.
- 18 Ebd.
- 19 Zur Geschichte von Liesel Rosenthal, die wie Trude an der Staufenbergstrasse aufwuchs: Joachim Schlör, «Liesel, it's time for you to leave.» *Von Heilbronn nach England. Die Flucht der Familie Rosenthal vor der nationalsozialistischen Verfolgung*. Stadtarchiv Heilbronn, 2015.
- 20 Die Flüchtlinge, die zu Beginn der nationalsozialistischen Verfolgungen in die Schweiz gelangten, wurden offiziell als «Emigrantin» bzw. «Emigrant» bezeichnet. Als mit Beginn der Deportationen aus Frankreich

286 Anmerkungen

und Belgien im Sommer und Herbst 1942 dann nochmals Tausende meist jüdische Flüchtlinge in die Schweiz kamen, lautete die amtliche Bezeichnung «Flüchtlinge». In diesem Text wird «Flüchtling» oder «Emigrant/Emigrantin» frei und nicht im Sinne dieser amtlichen Vorgaben verwendet.

- 21 Zur Geschichte der jüdischen Gemeinden vor und während des Krieges beziehe ich mich vor allem auf Jacques Picard, *Die Schweiz und die Juden 1933-1945*, Chronos Verlag, Zürich 1997; Stefan Mächler, *Hilfe und Ohnmacht. Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund und die nationalsozialistische Verfolgung 1933-1945*, Chronos Verlag, Zürich 2005; Hanna Zweig-Strauss, *Saly Mayer 1881-1950. Ein Retter jüdischen Lebens während des Holocaust*, Böhlau Verlag, Köln 2007.
- 22 Picard, *Die Schweiz und die Juden*, S. 65.
- 23 Mächler, *Hilfe und Ohnmacht*, S. 211.
- 24 Picard, *Die Schweiz und die Juden*, S. 368.
- 25 Vormundschaftsbehörde, Akt. 5.
- 26 Inspektionsberichte Vormundschaftsbehörde Stadt Zürich, Aufzeichnungen ab 10. März 1941, sig. Bosshard.
- 27 Vormundschaftsbehörde, Akt. 10.
- 28 Protokoll Vormundschaftsbehörde der Stadt Zürich, 25.2.1941.
- 29 Vormundschaftsbehörde, Akt. 11.
- 30 Ebd., Akt. 19.
- 31 Franke, *Juden in Heilbronn*, S. 146.
- 32 Ebd., S. 144ft
- 33 Ebd., S.144.
- 34 Joseph Roth, *Juden auf Wanderschaft*, dtv, München 2010, S. 22.
- 35 Joseph Roth, *Radetzky marsch*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1979, S. 289.
- 36 Friedrich Torberg, *Die Erben der Tante Jolesch*, Langen Müller, München 1978, S. 159ft
- 37 Ruth Beckermann (Hrsg.), *Die Mazsesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918-1938*, Löckerverlag, München 1984, S. 13.
- 38 Barbara Staudinger, «Unerwünschte Fremde. Galizische Juden in Wien: Zwischen Integration, Wohlfahrt und Antisemitismus», in: Philipp Mettauer / Barbara Staudinger (Hrsg.), *«Ostjuden» – Geschichte und Mythos*, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2015, S. 42ft.
- 39 Bericht IKW 1932, S. 20ff.
- 40 Bericht IKW 1928, S. 34.
- 41 Selma hat ihre Fluchtgeschichte Franco Battel erzählt: Franco Battel, *«Wo es hell ist, dort ist die Schweiz»*. *Flüchtlinge und Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zurZeit des Nationalsozialismus*, Chronos Verlag, Zürich 2000, S.186/S.314-319.
- 42 Ebd., S. 122.

- 43 Mächler, *Hilfe und Ohnmacht*, S. 439.
- 44 Ebd., S. 176.
- 45 Ebd., S. 226.
- 46 Ebd., S. 228.
- 47 Tätigkeits- und Schlussbericht der Eidg. Zentralleitung der Heime und Lager, Zürich, 1940–1949, (Dokument Bundesarchiv).
- 48 Picard, *Die Schweiz und die Juden*, S. 338.
- 49 Einen guten Überblick über die Arbeitslager und Heime gibt Susanne Schorta in einer nicht publizierten Seminararbeit, die sie 1990 am Historischen Seminar der Universität Bern geschrieben hat: *Arbeitslager und Heime für Flüchtlinge und EmigrantInnen in der Schweiz 1939–1945*.
- 50 Simon Erlanger, »Nur ein Durchgangsland«. *Arbeitslager und Internierungsheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940–1949*, Chronos Verlag, Zürich 2006, S. 174.
- 51 Monika Bach, *Polizeifotos und Flüchtlingsschicksale. Eine Spurensuche zu den Flüchtlingslagern im Kanton Zürich während des Zweiten Weltkriegs*, in: Zürcher Taschenbuch, Jg. 129 (2009), S. 106.
- 52 Brief Fremdenpolizei des Kantons Zürich an die Israelitische Cultusgemeinde Zürich, 3.11.1939.
- 53 Battel, *Wo es hell ist*, S. 124.
- 54 Ebd., S. 153.
- 55 Ebd., S. 153.
- 56 Ebd., S. 181.
- 57 Vormundschaftsbehörde, Akt. 35.
- 58 Ebd., Akt. 37.
- 59 Ebd., Akt. 42.
- 60 Erlanger, *Nur ein Durchgangsland*, S. 160.
- 61 Vormundschaftsbehörde, Akt. 90.
- 62 Ebd., Akt. 99.
- 63 Ebd., Akt. 119.
- 64 Ebd., Akt. 68.
- 65 Ebd., Akt. 72.
- 66 Ebd., Akt. 90.
- 67 Franke, *Juden in Heilbronn*, S. 151.
- 68 Ebd., S. 152.
- 69 Ebd., S. 153.
- 70 Ebd., S. 158.
- 71 www.yadvashem.org. Yad Vashem in Jerusalem ist ein großes, internationales Forschungsinstitut zu Fragen der Ermordung jüdischer Menschen durch die Nationalsozialisten und ein Ort der Erinnerung.

- 72 Franke, *Juden in Heilbronn*, S. 160.
- 73 Ebd., S. 161.
- 74 Helmut Gabeli, »Ein Abschied ohne Wiederkehr«, www.swp.de/hechingen/lokales/haigerloch/Ein-Abschied-ohne-Wiederkehr;art5608,1597163.
- 75 Norbert Troller, *Theresienstadt. Hitler's Gift to the Jews*, University of North Carolina Press, Chapel Hill 1995. Das Buch enthält auch sehr schöne Zeichnungen und Aquarelle, die Troller in Theresienstadt anfertigte, im Gewölbe versteckte und nach dem Krieg wiederfand.
- 76 Hans Günther Adler, *Theresienstadt. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG, Tübingen 1955, S. 28.
- 77 Ebd., S. 6ff.
- 78 Ebd., S. 40.
- 79 Ebd., S. 69.
- 80 Ebd., S. 66.
- 81 Ebd., S. 42.
- 82 Ebd., S. 75f.
- 83 Ebd., S. 89.
- 84 Einzelheiten bei Andrei Angrick / Peter Klein, *Die Endlösung in Riga. Ausbeutung und Vernichtung*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG, Darmstadt 2006.
- 85 Adler, *Theresienstadt*, S. 50.
- 86 Die Informationen zur deutschen Besatzungspolitik in Belgien entnehme ich dem Band von Insa Meinen, *Die Shoah in Belgien*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG, Darmstadt 2009; einem Aufsatz von Sven-Claude Bettinger, »Das gefügige Belgien«, in: *Tribüne* 46/2007; und einem Interview mit dem Leiter des belgischen Museums für die Deportation der Juden, Ward Adriaens, von Roland S. Süßmann, www.shalom-magazine.com/Article.php?id=430224.
- 87 Meinen, *Die Shoah in Belgien*, S. 23.
- 88 Gabriele Mittag, »Es gibt Verdammte nur in Gurs«. *Literatur, Kultur und Alltag in einem französischen Internierungslager 1940–1942*, Attempo, Tübingen 1996, S. 12.
- 89 Zitiert in: Erhard Roy Wiehn (Hrsg.), *Camp de Gurs 1940. Zur Deportation der Juden aus Südwestdeutschland*, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2010, S. 157/158.
- 90 Zur Person Elsbeth Kassers: Elsbeth Kasser-Stiftung (Hrsg.), *Gurs, ein Internierungslager. Südfrankreich 1939–1943. Aquarelle, Zeichnungen, Fotografien*, Schwabe, Basel 2009.
- 91 Ebd.
- 92 Tabelle der Transporte in: Meinen, *Die Shoah in Belgien*, S. 238.
- 93 Isabell Sprenger / Walter Kumpmann, »Groß-Rosen«, in: Band 6, Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hrsg.), *Orte des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, 9 Bände, C.H. Beck, München 2005, S. 218.

- 94 Tomas Geve, *Geraubte Kindheit*, Südverlag, Konstanz 1993, S. 201.
- 95 Andrea Löw, «Hilferufe aus dem besetzten Polen. Briefe deportierter Wiener Juden vom Herbst 1939 bis zum Frühjahr 1940», in: *Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte*, VIZ, 4/2012, S. 603 ff.
- 96 Ebd., S. 603.
- 97 Ebd., S. 625.
- 98 Ebd., S. 625.
- 99 Mächler, *Hilfe und Ohnmacht*, S.420.
- 100 Vormundschaftsbehörde, Akt. 160.
- 101 Ebd., Akt. 163.
- 102 Ebd., Akt. 165.
- 103 Ebd., Akt. 166.
- 104 Ebd., Akt. 168.
- 105 «Notiz über die Besprechung vom 31.1./1.2.1950 betr. Neuorientierung der Flüchtlingspraxis.» Unterschrieben von einem Dr. Mäder. Wer an der Besprechung teilnahm, geht aus dieser Abschrift nicht hervor. Bundesarchiv, Signatur BAR E4800.1#1967/1H#26*: Flüchtlinge und Emigranten – Behördliche Massnahmen, Änderung der Richtlinien (1950-51).
- 106 Carl Ludwig, *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955, Bericht an den Bundesrat 1953*, www.thata.net/ludwigberichtzuchfluechtlingspoli-tik1957dtvollst.pdf, S.318.
- 107 Berichte und Stellungnahmen dieser Initiativausschüsse finden sich in der Flüchtlingszeitschrift *Über die Grenzen*, v.a. in 5/1945 und 6/1945.
- 108 Picard, *Die Schweiz und die Juden*, S. 346ff.
- 109 *Über die Grenzen* 6/1945, S. 3.
- 110 Picard, *Die Schweiz und die Juden*, S. 348f.
- 111 Ludwig, *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz*, S. 346.
- 112 Ebd., S. 346.
- 113 Ebd., S. 358.
- 114 Vormundschaftsbehörde, Akt. 137.
- 115 Ebd., Akt. 146.
- 116 Ebd., Akt. 147. Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1949, Sitzung vom 17. März 1949, 630. Namensänderung (Zürich den 17. März 1949).
- 117 Ebd., Akt. 40.
- 118 Ebd., Akt. 101.
- 119 Ebd., Akt. 103.
- 120 Ebd., Akt. 110.
- 121 Ebd., Akt. 133.
- 122 Ebd., Akt. 179.
- 123 Ebd., Akt. 190.

290 Anmerkungen

124 Ebd., Akt. 198.

125 Dokument im Bundesarchiv im Dossier zur Eidg. Einbürgerungsbewilligung von Alexander Klumak.

126 Christian Pross, *Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer*, Athenäum Verlag, Frankfurt a.M. 1988, S.30.

127 Ebd., S. 24.

128 Ebd., S.93.

129 Ebd., S.103.

130 Dazu: José Brunner / Constatin Goschler / Norbert Frei (Hrsg.), *Die Globalisierung der Wiedergutmachung. Politik, Moral, Moralpolitik*, Wallstein Verlag, Göttingen 2013.

Bildnachweis

- S.14 Archiv für Zeitgeschichte / VSJF-Archiv
- S.168 Nationalarchiv Prag, NA, HBMa, Inventar-Nr. 2956, Bd. 22
- S. 169,175 Internationaler Suchdienst, ITS Arolsen
- S.187 Archiv für Zeitgeschichte / Elsbeth Kasser-Stiftung (Hrsg.), *Gurs, ein Internierungslager. Südfrankreich 1939-1943. Aquarelle, Zeichnungen, Fotografien*, Schwabe, Basel 2009, S. 52/53
- S. 194,195,196 Internationaler Suchdienst, ITS Arolsen
- S.201 Israelitische Kultusgemeinde Wien, IKG
- S.207 Stadtarchiv Zürich
- S.231 Schweizerisches Bundesarchiv, BAR

Sämtliche Bilder und Dokumente, die nicht speziell nachgewiesen sind, stammen aus dem Archiv der Autorin.



Sibylle Elam, geboren 1947 in Zürich, arbeitete als Journalistin für verschiedene Medien, u.a. für die WOZ / *Die Wochenzeitung*. Später war sie Gewerkschaftssekretärin beim VPOD.

Einige Jahre lebte sie in Israel. Sibylle Elam ist Mitglied bei der Jüdischen Stimme für Demokratie und Gerechtigkeit in Israel/Palästina.

Sie lebt in Rüti im Zürcher Oberland.